Harder's Vorträge

über die

Entstehung und Ausbreitung

des

Christenthums.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Neuwied & Leipzig, 1869.

Druck und Verlag der J. H. Heuser'schen Buchhandlung.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Inhalts-Verzeichniß befindet sich auf der Rückseite des Umschlages.

Harder's Vorträge

über die

Entstehung und Ausbreitung

des

Christenthums.

Neuwied & Leipzig, 1869.

Druck und Verlag der J. H. Heuser'schen Buchhandlung.

Ihrer Durchlaucht
der verwittweten Frau Fürstin Marie zu Wied,
geb. Prinzessin von Nassau,
in aufrichtigster Hochachtung gewidmet.

Dank möchte ich es nicht allein nennen, verehrteste Frau Fürstin, was mich dazu bestimmt, Ihnen diese Vorträge zu widmen, denn das Wort sagt mir zu wenig; es ist vielmehr das lebendige Bewusstsein, dass Sie die Wahrheit in jeder Form herausfinden und das Gute überall anerkennen. Was der verstorbene Fürst Hermann in seinem klaren und tief bescheidenen Sinne oftmals aussprach, was Sie Selbst in den heiligsten Stunden Ihres Lebens als wahr empfunden haben; das zieht sich auch durch die nachfolgenden Vorträge als das Wesentliche hindurch, nämlich die einfache Ueberzeugung, dass wir einem Höhern angehören und in ihm leben. Möge die Hoffnung, welche Sie mir freundlichst ausgesprochen haben, in Erfüllung gehen, dass meine geringen Worte nicht ohne Segen bleiben möchten!

Neuwied, im Juni 1865.

Der Verfasser.

Erster Theil.

Das erste Jahrhundert.

I.

Einleitung.

Meine verehrten Damen und Herren! Es ist mir eine große Freude, Sie auch in diesem Jahre hier versammelt zu sehen, nachdem Sie schon zwei Winter meinen Vorträgen Ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Vor zwei Jahren war es die Politik der Gegenwart, welche uns beschäftigte. Wir erkannten dabei, wie die Vermächtnisse früherer Zeiten auf unsere Verhältnisse den entschiedensten Einfluss übten, wie sich Alles in der Gegenwart durch die Vergangenheit bildete und die brennenden Fragen der Jetztzeit ihre Entstehung den Sünden unsrer Vorfahren verdanken. Wir wurden damals in unsern Betrachtungen zu dem Oriente geführt, wo Einrichtungen bestehen, die unmöglich von langer Dauer sein können. Wir sahen, wie das unglückliche Polen den Herrschern Europa's immer aufs Neue Schwierigkeiten bereitet und im Süden die Frage wegen des Kirchenstaates ihrer Erledigung harrt. Und je mehr wir uns in diese Erscheinungen vertieften, um so unruhiger mussten wir uns in Betreff unsrer Zukunft fühlen. Wo die entgegengesetztesten Bestrebungen bestehen, da kann es schwerlich ohne einen ernstlichen Zusammenstoß abgehen. Es ringen aber auf der einen Seite die Völker nach größerer Unabhängigkeit, und auf der andern Seite wird ihnen schroff entgegengetreten; und man ist bemüht, mit Gewalt seine Vorrechte geltend zu machen und veraltete Zustände zu erhalten. In dieser ungeheuern Verwirrung unsrer Zeit war es unsere einzige Beruhigung, dass wir in der ganzen Geschichte unsres Geschlechts einen

innern Zusammenhang wahrnehmen und die verborgene Regierung eines Höhern bemerken können, der auch über jede Uebergangszeit hinausführt und endlich Alles zum schönen Ziele bringt. — Und im vorigen Jahre war es die deutsche Literatur der neuern Zeit, welche unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In ihr sahen wir das Streben der Edelsten unsres Geschlechts, die Wahrheit zu erkennen und sie in sich zu gestalten. Wir schauten die Entwicklung unsrer Dichter, die oft von kümmerlichen Anfängen begann und mit Hindernissen aller Art zu kämpfen hatte, die aber in der Kraft des Geistes sich Bahn brach und zu wunderbarer Schönheit entfaltete. Ueberrascht wurden wir oft, indem wir das klar ausgesprochen fanden, was als Ahnung in unsrer Seele schlummert. Wir mussten aufjauchzen, so oft uns ein Gedanke licht entgegentrat, und still zog es unsre Seele aufwärts, wann das Wort des begeisterten Dichters von dem Leben wiederklang, das nicht von dieser Welt ist. Zum Trost in unserm rauhen Erdenleben wurde uns das, was aus der Tiefe des Herzens kam und mit der Kraft der Ueberzeugung unser Ohr traf. In diesem Winter ist es aber noch etwas Höheres, was uns beschäftigen soll, die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten. Das Christenthum ist ja in der ganzen Geschichte das Wichtigste, was den tiefsten Einschnitt gemacht hat.

Aus dem grauen Alterthume klingen merkwürdige Sagen zu uns herüber. Diese berichten von einem gewaltigen Chaos, in dem die Kräfte wild durch einander wogten, aber über den Wassern schwebte der Geist Gottes. Und es begann sich das Verschiedenartige von einander zu trennen, es rollten die Weltkörper ihre Bahn, und auf der Erde bildeten sich eigenthümliche Pflanzengattungen. Auch diese gingen unter, und es entstand endlich die grüne Erde, welche der Wohnplatz des menschlichen Geschlechtes sein sollte. Dieses lebte in Unschuld und war glücklich, bis die Sünde es verführte und es sich selbst den Untergang bereitete. Mit dem neu entstehenden Geschichte versetzen uns die alten Berichte nach jenem üppigen Lande zwischen dem Euphrat und Ti-

gris, wo in patriarchalischer Einfachheit Tharah mit seinen Kindern lebt. Doch Einen von diesen treibt es fort, Abraham wandert nach Westen und findet am Jordan ein neues Vaterland. In schlichter Frömmigkeit lebt er und seine Nachkommen, Alles von Jehovah erwartend, für Alles ihm dankend, für ihn zu jedem Opfer bereit. — Aber auch andere Bilder führt uns die alte Geschichte vor: sie zeigt uns den Inder, wie er in seinen Pagoden ein büßendes Leben führt; sie führt uns an den Nil, wo ein Volk sich sehnt, über die Vergänglichkeit zum Ewigen sich zu erheben und darum seine kolossalen Denkmäler errichtet. — Und wieder zaubert uns die Geschichte ein ganz anderes Leben vor. In Griechenland thut sie uns ein heiteres Streben auf, ein heldenmüthiges Volk behauptet seine Freiheit gegen die Barbaren und schmückt sich sein Dasein mit den lieblichen Gebilden der Kunst. Doch es zerfällt in Uneinigkeit, und das Alles verschlingende Rom breitet sich über die ganze bekannte Erde aus. Kriege auf Kriege folgen, und in unglaublicher Weise wächst die Herrschaft der Gewalt. Allein auch das römische Reich trägt den Todeskeim in sich; Alles, was das Alterthum zu zeitigen wusste, hat keinen Bestand, es löst sich in sich selbst auf und verfällt der Verwesung. Da ist es das Christenthum, mit dem eine neue und reichere Geschichte anfängt. Das Evangelium von dem Vater im Himmel, welcher will, dass alle Menschen sich als seine Kinder lieben, wird von dem äußerlich armen Sohne eines Zimmermanns verkündigt und von ungelehrten Fischern und Zöllnern verbreitet, aber die Völker bemächtigen sich seiner und gehen daran, es zu verwirklichen. Mit der Erscheinung des Christenthums wird die ganze Weltgeschichte umgestaltet, es beginnt eine neue Lebensweise, eine andere Gedankenrichtung. Wenn in spätern Jahrhunderten die Reformation einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte bildet, so ist doch die Veränderung, welche das Christenthum bei seiner ersten Erscheinung hervorbrachte, viel bedeutender; sie ist die gewaltigste, die wir überhaupt kennen.

Das Christenthum ist aber auch für die Gegenwart von der größten Bedeutung.

Es begegnen uns zwar unter unsern Zeitgenossen noch immer Viele, die nur unwesentlichen Bestrebungen hingegeben sind und in träumerischer Weise ihre Zeit mit nichtsthuerischer Geschäftigkeit ausfüllen; aber die Meisten und wenigstens alle Bessern sind zu einer gewissen geistigen Regsamkeit fortgeschritten. Auf materielle Verbesserungen ist man bedacht und scheut keine geistige Anstrengung, wo es sich darum handelt, die Verbindungen unter den entferntern Völkern zu vervollständigen und gemachte Erfindungen anzuwenden. Und in allen bürgerlichen Verhältnissen herrscht ein ungewöhnliches Leben, die Nationen der Erde ringen darnach, unter einander einen gesetzlichen, vernunftgemäßen Zustand herzustellen; und innerhalb jeden Volkes werden tausend verschiedene Fragen aufgeworfen, die einer entsprechenden Lösung harren.

Auch die Wissenschaft ist in unsrer Zeit aus ihrem behaglichen Schlendrian aufgeschreckt. Die Philosophie bietet alle ihr zu Gebot stehenden Mittel auf, ihre Systeme zu vertheidigen, in die aber der gesunde Menschenverstand bereits eine solche Bresche geschossen hat, daß sie sich nicht mehr ausbessern lassen wollen; riesige Fortschritte macht die Naturwissenschaft und fängt an, uns ganz neue Welten zu erschließen; sie lehrt uns, die alten bekannten Dinge neu auffassen; — die Rechtswissenschaft fühlt sich ebenfalls unbehaglich in ihrem alten Gebäude und ist nur um ein neues Obdach besorgt, ehe sie die ihr lieb gewordenen Räumlichkeiten verlassen soll: — aber die Theologie ist in ganz besonderer Verlegenheit, weil auf sie von allen Seiten losgeschlagen wird und es ihr an scharfen Waffen zu fehlen scheint, dem Gespötte wirksam entgegenzutreten. Es ist eine sehr bewegte Zeit, in der wir leben. Und unter den verschiedenen Fragen, die uns auf allen Seiten entgegentreten, ist wohl die wichtigste, weil sie in alle unsre Verhältnisse eingreift: was ist es mit dem Christenthum? Aus alten Zeiten ist es uns überliefert, hat es noch seine Bedeutung für die Gegenwart? oder ist es in sich erschöpft, hat es keine Lebenskraft mehr, und muß man sich nach etwas Neuem umsehen, das seine Stelle ersetzt? Und was ist es denn

eigentlich? Es erscheint in verschiedenen Gestaltungen, die christliche Kirche des Mittelalters ist wesentlich von den kirchlichen Gemeinschaften unsrer Zeit verschieden. Oft wird aber „Kirche" und „Christenthum" als gleichbedeutend betrachtet, sind beide Begriffe dasselbe? oder bezeichnet das eine Wort die Form, das andere den Inhalt? Kann man sich auf die alten christlichen Ueberlieferungen verlassen? oder sind sie vielleicht entstellt und keine historischen Zeugnisse? — Diese Fragen treten mit aller Macht in unsrer Zeit auf und lassen sich nicht mit einzelnen Redensarten abfinden. Sie beschäftigen nicht, wie in frühern Jahrhunderten, einen gewissen Stand ausschließlich, sondern sie sind Sache des Volkes geworden und werden überall verhandelt, wo sich überhaupt geistiges Leben findet. Es ist auffallend, während im vorigen Jahrhundert die Theilnahme für Religion auf einen sehr engen Kreis beschränkt und weder bei den Gebildeten noch bei dem eigentlichen Volke zu finden war, so hören wir jetzt in allen Kreisen über Religion und Christenthum sprechen, — oft ohne, doch zuweilen auch mit Einsicht. Und reich ist unsre Literatur an Schriften, welche sich mit Christo und der christlichen Kirche beschäftigen; und sie werden nicht nur gedruckt, sondern auch gelesen und erleben mehrere Auflagen. — Freuen muss man sich über diese neu belebte Theilnahme; denn unsre ganze Zukunft hängt davon ab, was man unter Christenthum versteht, und welche Stellung man ihm einzuräumen gedenkt.

Und unsre Religion ist für uns Alle das Theuerste, was wir besitzen, und wodurch unser ganzes inneres und äußeres Leben bestimmt wird. Wer kein religiöses Leben kennt und also über alle Tiefen flüchtig hinwegeilt, wer kein Gefühl der wahren Erhebung in sich aufkommen lässt und alle religiösen Gebräuche so schnell wie möglich abmacht, um sie hinter sich zu haben und dadurch nicht mehr in seinen Genüssen gestört zu werden: — wie ist der so arm und leer! Nichts stammt bei ihm aus der Seele, Alles ist Berechnung und Gewohnheit, er hat keinen Halt in seinem Glück und keinen Trost in seinem Unglück, gedankenlos lässt er seine Erfahrungen an sich vorüberrauschen und ist nur

bemüht, so wenig wie möglich dadurch an Ernst zu gewinnen. In der That, es ist kaum denkbar, dass ein menschliches Wesen ohne Religion leben kann. Freilich, was man oft christliche Religion genannt hat, das kann auch kein theures Besitzthum sein. Wenn man unter „Christenthum" eine Menge Formeln versteht, die auf künstliche Weise zu einem System zusammengesetzt sind, und die man nun mit Fleiß in das Gedächtniss aufnehmen soll, um selig zu werden; dann ist nicht abzusehen, wie solch ein Christenthum unserm Gemüthe etwas sein soll. Das kann nur den Verstand beschweren und zur Verdummung führen. Und wo das Christenthum darin gefunden wird, dass die eben erst gebornen Kinder mit Gewalt der Kirche einverleibt und in spätern Jahren Atteste über die Betheiligung an der Abendmahlsfeier gefordert werden; da darf man sich nicht wundern, wenn die Achtung vor der Religion Jesu verschwindet und die traurigste Heuchelei auf allen Seiten zum Vorschein kommt. Sieht man aber in der christlichen Religion eine Schwelgerei in überspannten Gefühlen, wie es auch zuweilen geschieht, wo man in süßlichen Empfindungen mit dem Namen Jesu spielt und in sentimentaler Schwärmerei sich der Trägheit überlässt, ja, dann darf man es Niemandem verdenken, dass er sich von solchem Christenthum ferne hält und es als eine krankhafte Richtung der Seele flieht. In diesem Falle könnten sich nur verkommene Gemüther und „nervöse" Personen daran erfreuen. Aber das ist kein Christenthum, sondern nur die traurige Verzerrung desselben. Das Christenthum ist kein gelehrtes System, kein Formendienst, keine Gefühlsschwärmerei; es ist vielmehr eine Lebenskraft, die Alles hervorruft, was wahrhaft gut ist, die alle Kräfte des Menschen zu ihrer natürlichen Entwickelung bringt und uns erst zu dem macht, was wir nach dem Willen unsres Schöpfers sein sollen. Und dieses Christenthum ist das Beste, was wir haben können. Es gibt erst aller unsrer Erkenntniss den richtigen Mittelpunkt, von dem wir ausgehen müssen, um zur Klarheit zu kommen. Wir können die Natur und das menschliche Wesen nicht eher verstehen, als wir den Geist ahnen, der sich in Allem

offenbart, wir finden nicht eher eine Beruhigung über die Schranken unsres Wissens, als wir unsre Abhängigkeit von dem höchsten Wesen einsehen und an ein Leben nach dem Tode glauben. Versuche haben die Philosophen genug angestellt, die Wahrheit aus sich selbst aufzubauen und das christliche Bewusstsein dabei zu verleugnen; was sie aber zu Stande brachten, ist ein Zirkel, in dem sich ihre Formeln bewegen, und der zwar spitzfindige Ausdrücke in Menge, aber wenig von gesundem Menschenverstande enthält. Nein, alle wahre Erkenntniss fängt mit „Demuth" an und sucht sich der eignen Beschränktheit bewusst zu werden, ruht also auf demselben Grunde, auf dem das wahre Christenthum erbaut wird. — Dieses vermag aber auch allein zur wirklichen Pflichterfüllung zu führen. Die Lehre Jesu sagt uns, dass wir „Gottes Kinder" sind und gibt uns damit für unser Verhalten die richtigen Vorschriften. Es verbannt damit jeden Eigennutz, der äußerlich den Geboten der Sitte genügt; es verscheucht damit aber auch jene pharisäische Gerechtigkeit, welche sich auf die buchstäbliche Beobachtung der Gesetze etwas einbildet; es fordert vielmehr innere Reinheit, Gemeinschaft mit Gott und Liebe zu den Menschen. Wer aber weiß, was Christenthum ist, der hat es auch erfahren, dass es nicht nur fordert, sondern auch den Geist der Kraft mittheilt, der erfüllt, was er soll. Die höchste sittliche Erhebung gewährt uns das reine Evangelium, es gibt uns Todesmuth, wann unsre Pflicht das schwerste Opfer verlangt. Es stärkt in allen bangen Stunden, wann unser Herz sich unter den Leiden der Erde beugt; es gibt einen wunderbaren Trost, so oft ein lieber Mensch von uns scheidet und wir ihm wehmüthig nachsehen. Still wird die Seele, ruhig ergibt sich das Herz, es schweigen die ungestümen Wünsche, licht wird es über unserm Haupte, und heilige Ahnungen führen unsern Geist zu dem Ewigen hin. Wie gering uns ein falsches Christenthum erscheinen muss, wie sehr wir es bedauern müssen, dass das Evangelium mit und ohne Willen oft so entsetzlich entstellt wird, das wahre Christenthum ist das höchste Gut.

Worauf wir also unsere Aufmerksamkeit zu richten haben, wenn wir von der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten sprechen wollen, das ist sowohl für die Geschichte unsres Geschlechtes von der größten Bedeutung, als auch für die Erscheinungen der Gegenwart, und es muss jedem Menschen das Theuerste sein.

Daher darf ich wohl hoffen, dass Sie bereitwillig auf diesen Gegenstand Ihre Gedanken richten und gern an eine gründliche Prüfung desselben gehen werden. Erscheint Ihnen derselbe vielleicht zu bekannt und gewöhnlich, weil er Jedem nahe liegt und kein nachdenkender Mensch sich demselben entziehen kann, so bitte ich zu bedenken, dass die alte Wahrheit uns ewig neu bleibt und Alles, was eine Tiefe hat, zu jeder Zeit aufs neue durchdacht sein will. Oder sollten Sie denken, es wäre darüber bereits genug gesagt und geschrieben; und man sollte sich lieber ein Thema wählen, das weniger erschöpft ist, so habe ich darauf zu erwidern, dass allerdings das Gebiet der christlichen Kirche vielfach behandelt ist, aber doch selten das Wesentliche richtig hervorgehoben wurde, und dass die meisten Darstellungen hierüber entweder einen einseitig parteiischen Standpunkt einnehmen oder sehr trocken eine Menge Stoff anhäufen, die wenig von Geist durchdrungen ist. Ein anderes Bedenken zwar könnte mit mehr Recht von Ihnen erhoben werden: wird es mir denn gelingen, den erhabenen Gegenstand unsrer Vorträge würdig darzulegen und im Laufe eines Winters zu erschöpfen? — Sie haben Recht, wenn Sie daran zweifeln. Denn alle meine Worte sind so einfach, und es fehlt mir an dem Schwung der Rede, dass ich es schon im Voraus fühle, wie das Wort mir fehlen wird, um das auszudrücken, was als das Heiligste in meinem Innern lebt. Wir erreichen ja mit aller unsrer Ausdrucksweise die Wahrheit nicht, sondern das Beste bleibt ungesagt, denn es ist nicht auszusprechen. Und erschöpfen lässt sich Alles, was vom Christenthum gesagt werden kann, niemals. Es kann mir also nicht in den Sinn kommen, etwas Vollendetes Ihnen vorführen zu wollen. Stückwerk wird es sein, das Beste müssen Sie selbst aus Ihren Gedanken hinzu-

fügen; und ich werde mich freuen, wenn ich Ihnen die Anregung dazu geboten habe.

Um aber mit einigem Erfolg an unser Thema zu gehen, ist es vor Allem nöthig, dass wir uns über den Standpunkt klar werden, von dem wir ausgehen wollen. Auf sehr verschiedene Weise ist die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums behandelt worden. Einige, die darüber geschrieben haben, suchen dem Christenthum gegenüber eine angreifende Stellung einzunehmen, sie sind von vorn herein gegen Alles misstrauisch, was als christlich bezeichnet wird, und suchen daher absichtlich alle Ueberlieferungen von der Entstehung desselben zu verdächtigen. Sie lassen den christlichen Urkunden nicht dieselbe Gerechtigkeit widerfahren, die man allen ältern Berichten zu erweisen hat. Sie versetzen sich nicht im Geiste in die Urzeit der christlichen Gemeinschaft, sondern übertragen in ganz ungeschichtlicher Weise die Vorstellungen der Gegenwart auf die alte Zeit. So sind es sonderbare Zerrbilder, die sie von der Entstehung unsrer Religion aufstellen, an denen man bei ruhiger Betrachtung nur zu bald die versteckte böse Absicht herausfindet. Wo sich solche unreine Beweggründe hineinmischen, kann von richtiger Erkenntniss nicht die Rede sein. — Andere halten sich selbst für die Rechtgläubigen und wollen in der Geschichte der christlichen Kirche eine Verherrlichung ihrer Ansichten sehen. Sie gehen also nicht auf eine unbefangene Prüfung ein, sondern lassen Alles, was in ihr Religionssystem nicht passen will, unbeachtet zur Seite liegen. Diese sind nach ihrer Meinung „fertig", sie wähnen sich im Besitze der Wahrheit und wollen keine ihrer Ansichten berichtigen; sie fürchten nur, dass ihnen ein Titelchen in ihrem Bekenntnisse entschlüpfen und dadurch abhanden kommen könnte. Wenn solche Theologen sich an die Darstellung der Kirchengeschichte machen, so muss die Wahrheit es sich gefallen lassen, nach menschlichem Witz zugestutzt zu werden; dann lesen wir mit pathetischen Worten von der Herrlichkeit der Orthodoxie und von der Verworfenheit Aller, die nicht mit ihr stimmen. Stolz werden die wichtigsten Fragen nebenbei behandelt, wenn sie nicht das Glück haben, vor

den gestrengen Herren Gnade zu finden. Willkürlich reißt diese vorgefasste Glaubensansicht das aus dem Zusammenhange heraus, was ihr zusagt. Einzelne Sätze, die erst nach richtiger Erkenntniss zu dem Ganzen passen, werden willkürlich als Grundsätze des Christenthums hingestellt, und Anderes, was von derselben Wichtigkeit ist, wird übergangen. Die Träger der Orthodoxie gestehen damit ihre Armseligkeit offen ein. Sie können nicht das ganze Christenthum erfassen und sind unfähig, den Reichthum des sittlichen Lebens, der darin offenbart ist, mit ihrer Dogmatik zu vereinigen. Nun treten sie aber, was uns nicht befremden darf, mit desto größerer Anmaßung auf; und jemehr es ihnen an „Gründen" fehlt, um so eifriger sind sie im „Verdammen". — Sie werden es nicht von mir erwarten, daß ich mich auf diesen sogenannten „orthodoxen" Standpunkt stelle. Lassen wir die selbstzufriedene Orthodoxie in ihrem glänzenden Wagen dahinfahren! Sie hat stolze Rosse vorgespannt, ihre Geschirre strotzen von Silber und Gold, sie ruht auf sammetnen Polstern und blickt mit Verachtung auf das „arme Volk", das sie umgibt. „Verflucht ist das Volk, das nichts vom Gesetz versteht," so ruft sie höhnisch; nur die „Theologen" sollen die Wahrheit zurecht machen und soviel davon Andern mittheilen, als ihnen beliebt; wer nicht mit den Ausdrücken der Schule vertraut ist und die Buchgelehrsamkeit in sich aufgenommen hat, der soll nach ihrer Meinung auch kein Recht haben, über Religion mitzureden. So rasselt diese Richtung dahin und sieht nicht, ob sie auf ihrer stolzen Fahrt links und rechts Menschen verletzt und niederwirft. Sie will ja nicht das Herz berühren und das Gemüth aufrichten, sie sucht nicht mit liebender Sorgfalt den Keim der Wahrheit zu pflanzen und ihn still und bescheiden zu pflegen. Ihr ist es gleichviel, ob das Christenthum tröstet, belebt oder das Bessere zermalmt und den göttlichen Funken im Menschen auslöscht, wenn nur der Herren strammes System gewahrt ist und sie scheinbar Recht behalten. Nein, solcher Betrachtungsweise kann ich mich nicht anschließen! Lieber wollen wir die Reise zu Fuß machen. Das ist allerdings beschwerlicher, man sieht nicht über die Köpfe der Menschen weg,

man wird nicht angestaunt, und es macht uns Niemand Platz. Man wird von Andern gedrängt, es giebt Stöße, man kann auch verletzt werden, es geht zu Fuße viel langsamer. Aber man hat auch viel mehr Freude. Nirgends ist es uns so wohl, als mitten unter dem Volke. Hier sieht man sich gegenseitig ins Auge, hier treten uns kräftige, gesunde Gestalten entgegen, denen Ehrlichkeit vom Auge blitzt, und die sich ohne Formenwesen zu Gott erheben wollen. Was der Mensch innerlich bedarf, und was in Jedem als feste Ueberzeugung lebt, das lehrt uns erst der Umgang mit schlichten, unverdorbenen Menschen. Wir müssen das Christenthum im Leben aufsuchen, in seiner oft unscheinbaren Gestalt, in seinem verborgenen Wirken auf die Handlungsweise und auf die Richtung des Gemüths. Da erst wird es uns klar, was es eigentlich ist, und wie viel es vermag. Wollen Sie mit mir diese mühsame Fußwanderung antreten und nicht erschrecken vor dem, was uns auf derselben begegnen mag, sind Sie nicht besorgt um die herkömmlichen Redeweisen, in denen sich die Mehrzahl unsrer Geistlichen auszudrücken pflegt; wohlan, so wollen wir fröhlich voranschreiten und uns unbefangen an allem Guten freuen, das uns entgegentritt. Wir dürfen nicht besorgt sein, von dem wahren Christenthum Etwas zu verlieren. Das kann nicht geschehen, wenn wir ehrlich nach Wahrheit suchen. Nur die veralteten Formen können zerbrechen, und der Staub kann verweht werden; was ächt ist, das bleibt und tritt nur um so schöner in seinem Werthe hervor, je gründlicher man es prüft. — Der Standpunkt, den wir für unsre Betrachtungsweise festhalten wollen, soll nicht feindselig gegen das Christenthum gerichtet sein, aber auch nicht orthodox, — wie sollen wir ihn denn aber bezeichnen? — Es wäre nicht der Sache ganz angemessen, wenn wir ihn den sittlichen nennen wollten. Denn man könnte leicht darunter verstehen, daß wir in der Religion Jesu nur die moralischen Gebote anerkennen wollten und die erhebenden Gedanken, die unmittelbar sich auf Gott beziehen, uns unwesentlich erschienen. Das ist aber nicht unsre Meinung, da uns das Christenthum als eine lebendige Zusammenfassung alles

Großen und Guten erscheint, das es überhaupt giebt. Am besten wäre vielleicht unser Standpunkt angedeutet, wenn wir ihn den rein menschlichen nennen. Wir kennen nämlich nichts Höheres, als das rein Menschliche, welches sich uns vollendet in der Person des Erlösers entgegenstellt. Das wahrhaft Menschliche ist die Vereinigung des Göttlichen mit dem Irdischen, wie es Jesus zur Erscheinung bringt. Suchen wir also unbefangen darzuthun, dass in der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums die ewige Wahrheit nach Verwirklichung in der Menschheit ringt, so werden uns die Anfänge der christlichen Gemeinschaften in schöner Klarheit erscheinen. Wir werden uns dann an allem Hohen, was in denselben auftritt, innig erfreuen können, mit theilnehmendem Gemüthe werden wir das finden, was uns begeistert. Ja, wir dürfen nicht kalt der göttlichen Wahrheit gegenüberstehen, das ist keine Stellung, wie sie einem Menschen geziemt, — wir dürfen nicht für Andere das Evangelium schön und nützlich finden, während wir uns selbst nicht darum kümmern. Wir sollen nicht gleichgiltig zergliedern, was wohl einst die ersten Christen erwärmte, und dabei denken: das war für jene Zeit und gilt in unsrer verfeinerten und blasirten Welt nicht mehr. Vielmehr soll das Göttliche, worauf unser betrachtender Verstand ruht, unsre Seele erfassen und uns innerlich durchdringen. Nur wer mit seinem Gemüthe, also als frischer, denkender und fühlender Mensch die Religion zu verstehen sucht, wird in ihr Wesen einzudringen vermögen.

Sollen aber unsere gemeinsamen Betrachtungen zur innern Erkenntniss beitragen, so müssen Sie Alle mich mit Ihrer Aufmerksamkeit gütigst unterstützen und mir helfen, die Wahrheit suchen. Es ist mir Ernst mit der großen Sache, auf die wir unsere Aufmerksamkeit richten wollen. Ich möchte Sie nicht nur eine Stunde zu unterhalten suchen und Ihnen so die langen Winterabende verkürzen helfen. Dazu ist mir der Gegenstand dieser Vorträge zu heilig. Ich möchte aber auch nicht nur einen Kampf der Meinungen in Ihnen heraufbeschwören, ohne ihn zu einem klaren Abschluss zu führen. Denn es muss sich eine Ueberzeugung finden

lassen, die unsere Vernunft ebenso wie unser Herz befriedigt. Desshalb bitte ich Sie, geben Sie Ihren Gedanken volle Freiheit, und lassen Sie dieselben keinen Schluss scheuen. So nur können wir die ewige Wahrheit finden! Haben Sie zugleich die Güte, meiner unvollkommenen Ausdrucksweise zu folgen, damit wir in geistiger Gemeinschaft voranschreiten! Und besonders ersuche ich Sie noch, wenn Sie Einzelnes in den Vorträgen befremdet, hie und da ein Wort Ihnen unverständlich ist, wenn Sie vielleicht in Einigem anderer Meinung sind, dass Sie mich davon in Kenntniss setzen. Gern werde ich dann auf das von Ihnen Angeregte zurückkommen und Ihnen in einer der nächsten Stunden darüber meine Meinung sagen. Nur durch gemeinsames Streben und durch den Austausch der Gedanken kann das Irrthümliche erkannt und beseitigt werden. Und wir wollen nicht, alte Missbräuche neu begründen, auch nicht unsere beschränkte Ansicht Andern aufdringen. Wir sind weit davon entfernt, andern Religionen feindlich entgegenzutreten und unsere Confession als die allein seligmachende zu empfehlen. Es ist uns um nichts Anderes als um **Wahrheit** zu thun. In dem Streben nach ihr fühlen wir uns Eins, in ihm wollen wir uns verbinden; und: die Wahrheit wird uns frei machen!

II.

Die Vorbereitung des Christenthums im griechischen und römischen Heidenthum.

Was überhaupt „Leben" ist, und wie es entsteht, das bleibt uns ein undurchdringliches Geheimniss. Wir sehen die Entfaltung der Blume, wir können angeben, wie der Boden beschaffen sein muss, auf dem sie erwächst, wir sehen ein, dass der Thau und Regen sie befeuchten und die Sonne mit ihren Strahlen sie erwärmen muss, wir können dann alle einzelnen Theile der Pflanzen benennen von ihren Wurzelfasern bis zu ihren Blättern und Blüthen, wir vermögen nach der Zahl der Staubfäden ihre Art zu unterscheiden, es entgeht uns nicht, dass in ihrem Innern ein Zellengewebe sich befindet, vermittelst dessen die Säfte auf und niedersteigen. Aber wie das Leben im Keime sich regt, wie die Blume eigentlich wächst, das ergründet unser Verstand nicht. Und noch geheimnissvoller ist uns alles thierische Leben, mit dem sich gewisse Seelenkräfte verbinden, wo wir eine Erinnerung und eine Art von Ueberlegung finden; woher diese stammt, wodurch sie eigentlich entsteht, das ist unerklärbar für uns, und der Verstand der Verständigen ergründet es nicht. Wie sollten wir denn fähig sein, die Regung des menschlichen Geistes zu begreifen? Woher kommen die Gedanken in den Menschen? Man sagt, sie sind von Andern angeregt, das geistige Nachdenken zündet fort und fort, und Einer empfängt es vom Andern. Aber ist damit erklärt, wie sich der erste Gedanke Bahn brach, und weshalb einzelne

Gedanken an Vielen spurlos abgleiten? Und auf welche Weise bilden sich unsre Gefühle? Sie kommen und gehen, aber wir wissen nicht: woher? und wohin? Was ist aber die höchste Kraft im Menschen, der Wille? Vergebens mühen sich die Männer der Wissenschaft ab, die Entwickelung des geistigen Lebens deutlich zu machen. Wir haben nur bildliche Ausdrücke dafür und müssen das Wirken des Geistes als ein Wunder bezeichnen. — Es ist daher nicht möglich, die Entstehung des Christenthums in seine geheimste Tiefe zu verfolgen. Es tritt dasselbe als eine Lebenskraft in der Geschichte auf, es ist Geist. Damit werden wir auf Den zurückgewiesen, welcher Alles durchdringt, und von dem alles Leben kommt. Unmittelbar mit seiner schöpferischen Kraft erweckt Gott die großen Ideen, das begeisterte Streben, welches im Christenthum sich offenbart. Wir stehen davor und staunen, aber wir begreifen es nicht.

Dennoch ist es sehr verkehrt, sich die Erscheinung der christlichen Religion als etwas ganz Besonderes vorzustellen, was in keinem Zusammenhange mit dem übrigen Leben steht und als völlig fertig mit Einem Schlage in der Geschichte erscheint. Das ist nie die Wirksamkeit des höchsten Wesens, daß es seine eignen, ewigen Ordnungen unterbricht und „willkürlich" handelt. In dem Haushalte des Ewigen steht vielmehr Alles in der schönsten Beziehung zu einander und entwickelt sich auf naturgemäße Weise, wenn wir auch die Gesetze der Natur oft nicht verstehen sollten. So sehen wir das Christenthum in dem klarsten Zusammenhange mit aller Religion, die vor ihm war; es wird vorbereitet durch Alles, was denkende Menschen früher aussprechen, es schließt sich so innig an das Vorhandene an, wie die Blüthe an die Knospe. Durch das ganze griechische und römische Alterthum gehen Ahnungen hindurch, die in der Religion Jesu schön verklärt wieder erscheinen.

Das Bewußtsein einer Gottheit ist den Griechen nicht fern gewesen. Sie haben es erkannt, daß es außer dem Menschen noch Etwas geben müsse, das mit schöpferischer Kraft Alles ins Dasein rufe und die Angelegenheiten der Menschen regiere. Mit kühner

Phantasie malten sie sich ihren Olymp aus, wo der Rath der Götter gehalten wurde. Der alte Jupiter thronte neben der stolzen Juno, aus dem Meere stieg der schilfumkränzte Neptun, Mars der Kriegerische verlangte seinem wilden Gelüste zu folgen, besänftigend aber ließ Apollo seine Klänge ertönen, Vulkan mischte sich auch hinein, und der geflügelte Merkur war geschäftig, die Befehle der Götter den Menschen kund zu thun. Für die Fluren der Sterblichen sorgte Ceres, die Schönheit war in Venus vertreten, die keusche Vesta bewachte das Feuer der Zucht, Diana schützte die Thiere des Waldes, und die aus dem Kopfe des Zeus entsprungene Minerva hütete die Weisheit. Aber nicht nur fern im Olymp dachten sie sich ihre Beschützer, auch auf der Erde ließen sie dieselben umherwandeln. Die Götter betreten den Wohnplatz der Menschen, kehren in die Häuser der Gottesfürchtigen ein, segnen ihre Arbeit, schützen sie vor den Wasserfluthen, müssen aber auch Strafen über die Frevler verhängen, die es in ihrem Vorwitz wagen, die Klugheit der Unsterblichen zu prüfen. Und der Grieche hat eine Sehnsucht, mit den Ueberirdischen in Gemeinschaft zu treten: lieblich und voll reizender Anmuth sind jene Darstellungen Homer's, in denen er Athene als die Beschützerin des Odysseus darstellt und sie uns zeigt, wie sie vorsorglich Alles für ihn einrichtet, daß er eine freundliche Aufnahme bei Fremden findet und am Ende in seiner Heimath wohl behalten anlangt. Und wer hätte nicht seine innige Freude an der zauberhaften Darstellung von Minerva, wie sie Telemach in menschlicher Gestalt begleitet? Aber nicht nur in seinen einzelnen dichterischen Darstellungen, sondern auch in seinem gewöhnlichen Leben treibt es den Hellenen, sich die Gottheit nahe zu denken. Er belebt mit seiner reichen Einbildungskraft die Höhen und die Tiefen, in jedem Baume lebt ihm eine Dryade, an jeder Quelle sitzt ein höheres Wesen, eine liebliche Najade netzt im kühlenden Wasser ihre Füße, auf den Gipfeln der Berge ziehen Nymphen einher, aus den strömenden Flüssen blickt ihm ein Gott entgegen, in den blauen Meeresfluthen sieht er himmlische Geschöpfe. Er ist umgeben von seinen Göttern, er erkennt ihr Walten in seinem Hause und bringt ihnen Opfer

des Dankes dar. Ja er genießt nichts, ohne Derer zu gedenken, von denen er es empfängt. — Unvollkommen sind alle diese Vorstellungen, menschlich beschränkt erscheint im griechischen Alterthum Alles, was man von der Gottheit sagt; und es verletzt uns, wenn man menschliche Schwachheiten und Leidenschaften auf Die übertragen sieht, die den Sohn der Erde erheben sollen. Aber eine tiefe Ahnung von einer Gottheit geht durch die ganze griechische Welt, und wer im Stande ist, durch mangelhafte Formen zum Sinn des Geistes hindurchzudringen, der wird eine Ehrfurcht vor der Frömmigkeit haben, die sich so ganz abhängig von einem höhern Wesen fühlt.

In dem griechischen Leben treten uns aber auch Tugenden entgegen, die allen Christen zur Zierde gereichen würden. Die geringste davon ist Tapferkeit. Muthig kämpfen jene Helden, nicht nur um sich Ruhm zu erwerben und Eroberungen zu machen, sondern um die Welt von Plagen zu befreien, sich der Bedrängten anzunehmen und die Frechen niederzuwerfen. Das Unrecht zu bestrafen, ziehen sie aus; wo sie das Jammergeschrei eines Unglücklichen hören, da eilen sie hin, um ihn zu retten. Kühn stellen sich die Vertheidiger an den Engpässen auf und bilden mit ihrem Leibe eine Mauer gegen den übermüthigen Feind. Jede Verweichlichung ist ihnen verhasst, Sparta's Jünglinge sollen „eiserne" Männer werden und abgehärtet allen Beschwerden Trotz bieten. Ueber die im Kampfe Gefallenen darf nicht geklagt werden, sie sind glücklich zu preisen. Aber die bloße Tapferkeit ist nicht das Höchste, die Griechen haben auch eine Vaterlandsliebe bewiesen, die sie noch immer zu Mustern für unser Geschlecht werden läßt. Alles für das Vaterland! ist ihr Wahlspruch gewesen. Wenn das Gesetz es forderte, haben sie freudig ihr Hab und Gut, ihre Weiber und Kinder dargebracht. Dem Gemeinwesen gegenüber hat der Einzelne kein Recht gehabt, und die Ehre ihres Staates ging ihnen über ihre eigene Ehre. Darum nehmen sie Alle Antheil an den Berathungen ihrer Städte, Jeder will auch dazu etwas thun, dass das Ganze gedeihe. Und zugleich lebt in ihnen Freiheitsliebe. So lange sie noch

ungebrochen in ihrer Kraft dastehen, können sie den Gedanken der Knechtschaft nicht ertragen, sie halten es für den größten Schimpf, von einem fremden Volke Gesetze zu empfangen. Zwar ist die Idee der Freiheit in ihnen nicht allseitig entwickelt, denn das ganze Alterthum hält es für gerechtfertigt, Sclaven zu besitzen. Aber wie viel die Liebe zur Freiheit auch getrübt erscheint, wir können sie den Alten nicht absprechen. Und welche Charakterstärke beweisen einzelne Persönlichkeiten unter den Griechen! Wie ehrwürdig steht jene Priesterin da, die ihren Söhnen für ihre kindliche Liebe das Beste wünscht, was dem Sterblichen begegnen könne, und nun die Himmlischen preist, als sie die Leichen ihrer Kinder erblickt! Welch ein nachahmungswerthes Beispiel von Redlichkeit bietet uns Aristides dar, der von Allen der „Gerechte" genannt wurde und trotzdem, dass er die ersten Staatsämter verwaltete, in Armuth starb! Als ein herrlich ausgebildetes Bild von Staatsweisheit erscheint uns Perikles, der Athen mit seinem Geiste zu durchdringen wusste. In aufopfernder Treue arbeiteten Pelopidas und Epaminondas an der Größe ihres Staates, und Jeder von ihnen bemühte sich, es dem Andern an Hingebung zuvorzuthun. Sind das nicht Männer, von denen wir uns freuen würden, wenn wir recht viele ihrer Art in unserm Vaterlande und an der Spitze unseres Staates hätten? In sich durchgebildet mit einem klaren Ziele vor Augen treten uns die großen Gesetzgeber entgegen: Lykurg schafft seinem Sparta Gesetze und Einrichtungen, die für die Ewigkeit gegründet zu sein schienen. Die Knaben sollen nicht auf weichen Betten ruhen, sondern sich das Schilf zu ihren Ruhestätten von dem Ufer des Eurotas selbst holen; keine Leckerbissen sollen sie verwöhnen, sondern eine gesunde und einfache Nahrung soll ihnen die volle Kraft erhalten. Ihre größte Freude wird die Uebung Schmerzen zu ertragen, ihre größte Ehre ist es, ohne eine Miene zu verziehen, sich geißeln zu lassen. Unstreitig sind in der Gesetzgebung Sparta's große Mängel zu finden, doch tritt uns in derselben ein kräftiger Geist entgegen, der über die Schwächlichkeit unserer Zeit weit hinausgeht. — Und was sich in Lykurg beschränkt entwickelte, das tritt in

Solon schön vergeistigt auf. Jener ist der Durchbildung des Geistes feind, dieser macht sie zum Mittelpunkt aller seiner volksthümlichen Gesetze. Er ist von der Idee der menschlichen Freiheit geleitet, es soll Jeder in seinem Staate glücklich sein und seine Anlagen zum Segen des Ganzen ausbilden. Welch eine freisinnige, lebensvolle Verfassung ist die athenienfische Republik! Und die feine, künstlerische Bildung ist die Zierde jedes Athenienfers; er verachtet die Roheit, verabscheut die wilden Sitten der Barbaren und sucht seine Stadt mit den erhabendsten Denkmälern der Kunst zu schmücken. Stolz erhebt sich das Parthenon, hell blitzt der Helm und die Lanzenspitze der Athene, wann die Sonne darauf scheint, so dass die auf dem Meer steuernden Schiffer darnach ihre Fahrzeuge lenken, um sicher in den gastlichen Piräeus hineinzufahren. Erhaben stehen die jonischen Säulen der Propyläen da von mächtigen Gebäuden umgeben, damit der Fremdling erkennt, dass er zur Burg der Athener emporsteigt. — Spricht nicht aus diesem Sinne Athens, der nach wahrer Bildung strebt, ein dem Christenthum verwandter Geist? O die über das griechische Heidenthum den Stab brechen, haben es wohl in seiner innern Eigenthümlichkeit nicht erkannt! Sie würden sonst in dem Streben, Alles abzurunden und zu vollenden und in Allem Maß zu halten, den freundlich stillen Geist des wahren Evangeliums sehen, der auch nach Vollkommenheit ringt.

Aber die schönste Blüthe des griechischen Lebens ist Sokrates, dieser ruhige Denker, der die Wahrheit, die er ausspricht, auch lebt. Er sucht mit der Klarheit seiner Seele sich aus den Phantasiegebilden der heidnischen Götterlehre herauszuarbeiten. Es will ihm nicht in den Sinn, dass das höchste Wesen sich in menschlich beschränkten Persönlichkeiten offenbaren soll; als Bilder erscheinen ihm die Sagen, welche der menschliche Verstand sich machte, da er sich unfähig fühlte, die unverhüllte Wahrheit zu schauen. Und er leitet sich aus den zahllosen Mythen die Gedanken ab, findet sich aber nicht genügt und spricht von dem „unbekannten Gott", den man nicht mit menschlichen Vorstellungen erreichen, für den man keinen würdigen Ausdruck finden kann, der

Alles in Allem ist, und vor dessen verborgener Macht sich Alle beugen sollen. Diesen Einen Gott will er verehren, von dem er fest überzeugt ist, dass er Alles wohlmacht, unter seiner Leitung fühlt er sich sicher, ihm gegenüber verstummen alle seine Wünsche; er fühlt sich mächtig erhoben, wenn er an ihn denkt; es ist seine Seele begeistert, so oft er von dem Gedanken an den Alles Erfüllenden ergriffen wird. — Aber nicht nur, was Sokrates über Gott lehrt, ist einfach und wahr, sondern ebenso tief und klar ist auch Alles, was er über den Menschen sagt. Für die erste Pflicht eines Jeden hält er, dass er sich selbst erkenne. Er kann ja nicht anders seine Bestimmung erfüllen, als wenn er seine Kräfte und die Grenzen seines Verstandes übersieht. Deutlich muss es ihm sein, wie er stets von einer höhern Macht abhängt und nur einen bestimmt zugemessenen Wirkungskreis ausfüllen kann. Dazu muss er sich bewusst werden, dass in ihm eine Stimme lebt, die ihn stets auf das Rechte hinweist, die ihn unablässig vorwärts treibt, dass er nach Freiheit seiner Seele strebt. Das ist ihm Bestimmung des Menschen, frei zu werden von Neigungen und der Pflicht zu folgen. Aber auch über das Leben nach dem Tode spricht er sich verständig und wahr aus. Wir können es nicht beweisen, sagt er, dass es ein zukünftiges Leben giebt, denn unsre Vorstellungen sind alle an die Erde gebunden, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass wir auch nach diesem Leben noch fort bestehen, weil der Trieb nach Unsterblichkeit in uns liegt und wir eine Vollkommenheit suchen, die wir auf Erden nicht erreichen. Das ist ihm aber dann klar: schöner muss es dort sein, wohin wir nach dem Tode gelangen, Alles bewegt sich von dem Unvollkommenen zu dem Vollkommenen, wir dürfen im Jenseits eine Verklärung erwarten und haben daher Niemand zu beklagen, der gestorben ist. Es ist merkwürdig, wie uns in den Ideen des Sokrates solch deutliche Anklänge von den Wahrheiten erscheinen, welche nach vielen Jahrhunderten durch den großen Philosophen ausgesprochen werden, der die ganze Forschung der neuern Zeit beherrscht und sie auf das Gebiet führt, auf dem sie allein sich bewegen darf. Auch Kant vereinigt alle seine Ge-

danken in der Erkenntniss von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit.

Aber noch näher dem Christenthum verwandt ist Sokrates durch sein Leben. Er ist erhaben über gemeine Leidenschaften, Geld und Gut haben für ihn keinen Reiz, er will die Jugend bilden, aber nicht nach der Weise der Sophisten, um selbst davon Nutzen zu ziehen. Eine reine Freude ist es ihm, die Gedanken in Andern zu wecken, sie auf ihre Unklarheit aufmerksam zu machen und nun in ihnen eine eigene bessere Ueberzeugung gewahr zu werden, die das Leben richtiger zu erfassen vermag. In dieser Weise hilft er Allen, mit denen er zusammenkommt, so dient er seinen Bürgern und erlangt eine große Gewalt über die Gemüther. Mit seinem sittlich klaren Geiste zähmt er die Wildheit eines Alcibiades, dass es diesem in der Gegenwart des Sokrates begegnete, was sonst nie in seiner Seele aufkam, dass er sich vor sich selbst schämte, und dass ihm sein Freund wie sein lebendiges Gewissen wurde. In der Selbstbeherrschung, die Sokrates übte, erscheint er als Meister; und er konnte nicht höher gestellt werden, als durch die Erzählung, dass auf seinem Gesichte die Spuren aller menschlichen Leidenschaften zu finden gewesen wären, dass aber Ein Zug durch sein ganzes Antlitz ging, welcher zeigte, dass er über allen Neigungen zum Bösen den Sieg davon getragen hätte. Unmöglich ist es diesem Charakter gewesen, eine Unwahrheit mit Bewusstsein auszusprechen. Er kann nicht schmeicheln, da er sich in glücklichen Tagen unter dem Volke bewegt, er muss sprechen, wie er denkt, weil er sich durch Lügen an seinen Nebenmenschen zu versündigen glaubt. Und es ist ihm auch unmöglich, vor seinen Richtern zu den gemeinen Mitteln der Schmeichelei seine Zuflucht zu nehmen, mit denen Andere gern ihr Leben erkauft hätten. Wahrhaft groß steht er da, wenn er mit vollster Seelenruhe und ohne Hohn auf seine Verurtheilung antwortet, er müsse ihnen sagen, dass er die größte bürgerliche Ehre verdient hätte, die man in Athen auszutheilen pflege; und wenn er dann hinzufügt, es würde doch hoffentlich Niemand von ihm erwarten, dass er durch Bitten und Thränen eine Aenderung seines Urtheils her-

beizuführen suchen könnte. Der Tod, zu dem man ihn verurtheile, sei gewiss dem Gefängniss vorzuziehen. Und welch eine Seelengröße, wenn er kurz vor seinem Ende jede Aufforderung, sich durch Flucht zu retten, zurückweist und tröstend mit seiner Gattin und seinen Freunden redet! Er erbebt nicht vor dem Grabe, es erscheint ihm als ein Uebergang zu einem bessern Leben. Mit Ruhe spricht er von dem Dasein nach dem Tode, dann vergiebt er allen seinen Feinden und ergreift gefasst den Giftbecher. Ist das nicht christliche Seelenstärke? ist das nicht christliche Liebe? Gewiss, Sokrates ist ein würdiges Vorbild vieler Christen, die für ihre Ueberzeugung in den Tod gegangen sind! —

Und was in ihrem Meister lebte, das trat in vereinzelten Strahlen in seinen Schülern hervor. Sie konnten seine ganze Lehre nicht fassen und nahmen sich daher einzelne Sätze heraus, die sie nach ihrer Weise weiter verfolgten. Einseitig erscheint des Sokrates Lehre in Aristipp, der Alles in dem Streben nach Glück und Genuss sieht; doch erinnert er sehr an eine ähnliche Einseitigkeit in der Geschichte der christlichen Kirche, die sich dahin äußert, dass sie ausschließlich nach Glückseligkeit strebt und in verfeinerter Selbstsucht den Genuss in diesem und dem jenseitigen Leben als die Lockspeise hinstellt, um zur Erfüllung der Gebote Gottes anzutreiben. — Beschränkt muss uns auch der Standpunkt der Cyniker vorkommen, welche die Unterdrückung aller menschlichen Empfindungen als das Höchste ansehen, auch wenn sie sich nicht Alle zu dem hündischen Leben eines Diogenes entschlossen. Aber sind nicht unter den Christen ähnliche Verirrungen vorgekommen, wenn sie die Ertödtung der menschlichen Empfindungen als Sittlichkeit preisen? Und Plato, der große Schüler des Sokrates, bietet uns wieder so viel wahrhaft Christliches dar, dass wir über seine Tiefe staunen. Wie zart und innig verbindet er das Irdische mit dem Göttlichen! wie fühlt er es so tief, dass die Heimath des Menschen nicht die Sinnenwelt, sondern der Geist ist! Ist es nicht wunderbar schön, was er von der Erinnerung des Menschen an das Ueberirdische sagt? Aber sein „Staat" vertritt eine Idee, die sich noch nie verwirklicht hat, er geht damit

weit über seine Zeit und auch über die ganze bisherige Geschichte des Christenthums hinaus. Wenn er verlangt, dass im Staate Alles aus Liebe geschehe und jedes Gesetz überflüssig sein müsse, so ist das die noch nie verwirklichte Idee des „christlichen" Staats. Wer nur sehen will und verstehen kann, der wird Vieles von dem eigentlichen Wesen des Christenthums unter den Griechen schon herauserkennen und muss sich wohlthuend davon berührt fühlen.

Rom hat dann die griechischen Elemente in sich aufgenommen, sie aber auch in mancher Beziehung frei umgestaltet. Die Mythologie der Römer bietet wenig Eigenthümliches dar, ist nur vielleicht von einem noch gröbern Aberglauben durchzogen. Der Staat vereinigt sich aufs Innigste mit der Religion und drückt diese dadurch immer mehr zu bloßem Formendienst herab, der Grundsatz einer äußerlichen Gerechtigkeit wird schonungslos durchgeführt. Doch zeigen uns die alten Römer achtungswerthe Tugenden. Groß erscheint uns der Dictator, welcher seine Würde niederlegt und zum Pfluge zurückkehrt; eine Heldenseele lebt in jenem rechtschaffenen Fabricius, der sich nicht durch Schmeicheleien und auch nicht durch Einschüchterungen vom Pfade der Pflicht verlocken lässt; höchst ehrenwerth ist die Gesinnung des gefangenen Regulus, der seine Ueberzeugung ausspricht, obgleich er dadurch in seinen Tod geht. Eine sittliche Kraft setzt der Grundsatz voraus, dass man auch dem Feinde sein Wort halten müsse. Und die unüberwindliche Ausdauer, mit welcher die Römer auch in den größten Gefahren ihr Vaterland vertheidigten, ist wohl den schönsten patriotischen Heldenthaten aller Zeiten gleichzustellen und auch von Christen nachzuahmen. — Ihre Denker führen die wissenschaftlichen Systeme der Griechen weiter. Sorgfältiger durchgebildet werden die Lehren der Genussmenschen von den Epikuräern, wissenschaftlich mehr begründet erscheinen die Cyniker in den Stoikern. Im Ganzen könnte man sagen, dass die Wahrheiten der Griechen bei den Römern mehr im öffentlichen Leben erscheinen und eine allgemeinere Verbreitung erfahren haben. Die Römer waren berufen, sie zu erhalten und mit ihnen eine Weltherrschaft zu grün-

den; aber sie haben auch ihre Ohnmacht erkennen müssen und sollten es erleben, dass sie nicht mehr zu befriedigen vermochten.

Das griechische und römische Heidenthum hatte seine Zeit; und da diese abgelaufen war, musste es abblühen und in sich untergehen. Wie sich eine neue religiöse Anschauung Bahn zu brechen anfängt, das zeigt sich noch vor der Geburt Jesu auch in dem Gefühl des Unbefriedigtsein's, welches durch die ganze Welt ging. Die Gebildetern konnten nicht mehr an das wirkliche Dasein ihrer Götter glauben, als Heuchelei erschienen ihnen die Opfer, welche die Priester darbrachten. Spott hatten sie allein für die religiösen Gebräuche, die ihren Vätern heilig gewesen waren. Etwas Besseres konnten sie aber auch nicht an die Stelle setzen, sie glaubten also an nichts, und ihnen war nichts heilig. Sie spotteten nur, wenn man ihnen von höhern Wesen sprach auf ihre eigne Person und auf die sinnliche Welt beschränkten sich ihre Gedanken. Wenn sie so glücklich lebten, als es ihnen möglich war und ihr Genuss ihnen nicht gestört wurde, so hielten sie sich für befriedigt. Es war ein gemeines, niedriges Dasein, wenn schon sie sich sehr den Schein der Bildung zu geben suchten, um für die eingebüßte Selbstachtung wenigstens Ehre vor den Menschen zu haben. — Das Gefühl der innern Unklarheit trieb Andere aber auch dahin, dass sie sich aus allen bestehenden Systemen Einiges heraussuchten, das ihnen zu einander zu stimmen schien. Diese hatten selbst kein Urtheil; sie sahen ein, dass sie ihre Ansichten ebensowenig zu rechtfertigen verstanden, als Andere, und kamen dann zu dem Standpunkte, welcher mit stolzer Miene fragt: „was ist Wahrheit?" Für nichts vermochten sie sich zu begeistern, und konnten es daher auch nicht begreifen, dass Andere mit ihrem Gemüthe noch für etwas eingenommen und erwärmt sein konnten. Auch finden wir kurz vor der Erscheinung des Christenthums noch einen andern Versuch zur Klarheit hindurchzudringen: Es versuchten nämlich Viele in ihren heidnischen Mythen einen verborgenen Sinn zu entdecken, wonach dann die sagenhafte Erzählung als ein Bild erschien, das man nicht wörtlich nehmen dürfe. Einzelnes ließ sich unstreitig so auffassen. Man konnte Jupiter als

Symbol der Kraft, Minerva als Bild der Weisheit ansehen, aber andere Göttergestalten ließen sich nicht so leicht unterbringen und konnten nur gewaltsam unter den Begriff gezwängt werden, der sie aufnehmen sollte. Diese Sagen sind ja nicht aus dem Kopf eines einzelnen Denkers entsprungen, sondern die Phantasie des Volkes hat sie geschaffen, darum musste jeder Versuch solch einer symbolischen Auffassung unbefriedigend ausfallen. Auch konnten Diejenigen, welche sich durch solche Ausflüchte vor ihrer innern Leerheit zu retten suchten, dem Widerspruche mit der Geschichte nicht entgehen. Das Volk nahm nun einmal nicht die Sagen als Symbole, sondern als Wirklichkeit, und wenn man durch eine symbolische Auffassung den Volksglauben gerettet zu haben glaubte, so täuschte man sich gründlich. — Es fehlte jedoch in jener Zeit auch nicht an Solchen, welche zum Ersatz für ihren gescheiterten Glauben sich einer düstern, geheimnissvollen Auffassung zuwandten, die in den Mysterien Ruhe zu erlangen hoffte. Geheimlehren mit verworrenen Gebräuchen, wobei künstlich und absichtlich undeutlich zusammengestellte Worte vorkommen, sollten den unruhigen Geist stille machen, der nach Wahrheit verlangte, sie aber nicht finden konnte.

Was sich stets vor dem Beginne eines erhöhten geistigen Lebens zeigt, das ging auch durch die Welt unmittelbar vor der Erscheinung des Christenthums: es wurden Versuche gemacht, das Alte zu erhalten, was doch schon in sich zusammenstürzte, und es bemächtigte sich aller tiefer Denkenden eine bange Furcht vor den Dingen, die da kommen sollten. Mit dem tiefsten Mitleid nur lesen wir die Darstellungen der Schriftsteller jener Zeit, in denen sich eine Leerheit ausspricht, die uns wie Grabesluft entgegenweht: Man suchte in der Oede nach einem Halt; man ergriff, was sich zunächst darbot, aber dieses brach in sich zusammen. Man nahm, was das Alterthum begeistert hatte, war denn das Alles nichts? Konnten denn die Götter, welche doch so viele Helden gestärkt und angefeuert hatten, jetzt nicht mehr das Gemüth erwärmen? war denn in den alten und so oft gerühmten Werken kein Fünkchen Leben mehr, das eine Menschenseele zu erwärmen vermochte?

— Alles war todt, Leichen lagen ringsumher, und Modergeruch durchzog die Welt. Es fehlte der Glauben des Alterthums, und diesen konnte nichts erwecken. Seine Zeit war abgelaufen. — Schöne Blüthen hat das Alterthum gezeitigt, in seinen besten Gedanken und Thaten weist es auf das Christenthum hin; aber es ging auch durch dasselbe die Sehnsucht nach einer reifern Entwickelung. Die schöne Welt der Griechen starb ab, ihre liebliche Poesie musste der Wahrheit Raum machen.

III.

Die Vorbereitung des Christenthums im Orient.

Wundervoll ist der Anblick des Frühroths. Noch ruht auf der Erde Nacht, die sich mit ihren gespenstischen Schatten weithin verbreitet: kein Gegenstand ist deutlich zu unterscheiden, sondern malt sich nur in allgemeinen Umrissen ab; überall Stille, kein froher Ton des Lebens lässt sich vernehmen, düstre Träume umlagern viele Schlummernde, die von Angst gequält werden. Da erscheint ein sanfter Schimmer am Morgenhimmel, der Hahnenruf verkündigt den nahenden Tag, rosige Wolken schwimmen über dem noch verhüllten Gestirne, einzelne Strahlen schießen über den Himmel empor, diese werden immer dichter. Der Jubel der Lerchen prophezeit den Sonnenaufgang, das erwachende Menschengeschlecht harrt der Zukunft. —

Dieses Schauspiel gewährt uns ein Blick auf den Orient vor der Erscheinung des Christenthums. Wir sehen aus undurchdringlichem Aberglauben einige schwache Strahlen der Wahrheit hervorbrechen, diese werden immer stärker und verbreiten sich weiter, bis endlich das wundervolle Morgenroth eines höhern Lebens durchbricht.

Ein leichtfertiger Glaube ruht über China. Das geknechtete Volk gibt alles eigne Denken auf, aber es kann seine Abhängigkeit von einer höhern Macht nicht vergessen; da klammert es sich blind und unvernünftig an seinen Kaiser an und verehrt ihn als „Dalailama," ja, es ist so herabgewürdigt, dass es ihm eine Seligkeit

scheint, wenn es von den Rädern des kaiserlichen Wagens zermalmt wird. Mit buntem Schaugepränge wird es unterhalten, sein „Laternenfest“ soll es für den Verlust der innern Erkenntniß entschädigen. Aber auch in China zeigt sich eine Spur von edlerm Sinn: die Bessern flüchten sich in eine geheime Gesellschaft, die sich wenigstens einen Rest von der Unsterblichkeitslehre bewahrt, indem sie von einem „Trank der Unsterblichkeit“ fabelt. Und die Gebildetern suchen in sittlichen Lehren eine Beruhigung für ihre darbende Seele; sie schließen sich an Confucius an, der so manchen sinnigen Satz in ansprechender Form wiederzugeben versteht und vielleicht in einzelnen Sprüchen an Salomo erinnert.

Während aber in China Alles den Stempel der Oberflächlichkeit trägt, zieht uns Indien in die geheimnißvollen Tiefen seiner Wälder. Wie sich seine uralten Bäume mächtig in die Wolken erheben und mit ihren gewaltigen Aesten eine erhabene Sprache der Natur zu uns reden, so weht uns aus den endlosen Räumen der indischen Pagoden ein strenger Geist der Andacht entgegen. Die Inder fühlen die Gottheit über sich und bauen sich in ihrer Einbildungskraft einen Himmel über den andern aus, bis sie emporgestiegen zu sein glauben zu dem höchsten Wesen, ihrem Urgotte, dem Bram. In Schweigen ist dieser gehüllt, er thronet über dem All und kann sich nicht zu den Begebenheiten der Erde herablassen. Aber unter ihm stehen drei Götter: Brahma, der Alles schafft, Wischnu, der es erhält, Schiwa, der es zerstört. Wunderbar, sie sprechen von dreifacher Gottheit, die einer höhern Einheit untergeordnet ist. Wenn ihre Lehre von dem „dreieinigen Gott“ auch in vieler Weise anders vorzustellen ist, als die kirchliche Lehre des Christenthums von dem „Dreieinigen“, so kann doch Niemand den Anklang der beiden Lehren leugnen. Doch noch Anderes erinnert uns bei den Indern an ähnliche Lehrsätze der christlichen Kirche. Die Inder behaupten, die zweite Person ihrer Gottheit, Wischnu, nehme von Zeit zu Zeit Menschengestalt an, um die verlornen Söhne der Erde aus ihrem Verderben zu befreien. Der menschgewordene Gott lehre dann wieder die Wahrheit, die man ursprünglich schon erkannt hatte, führe ein voll-

kommen gutes Leben und kehre auch wieder in den Himmel zurück. Solchen Lehrsätzen von einer äußerlichen Erlösung begegnen wir nur zu häufig bei Lehrern der christlichen Kirchen; und man darf sich nicht wundern, dass Diejenigen, welche in diesen kirchlichen Glaubenssätzen das Wesen des Christenthums sehen, an demselben nicht viel mehr haben, als der fromme Inder an seinem Aberglauben. — Das sittliche Gefühl ist bei den Völkern Indiens wenig ausgebildet, weil ihre ganze Eigenthümlichkeit zum ruhigen Beschauen hinneigt; was uns aber als das Bedeutendste darin erscheint, erinnert auffallend an christliche Vorstellungen. Wodurch glaubt der Inder sich der Gottheit zu nähern? was hält er für seine Vollendung? Ihm ist es nicht um eine schöne Uebereinstimmung des Irdischen und Geistigen zu thun, er will sich vielmehr über das Sinnliche erheben und seine leibliche Natur ertödten. Durch Entbehrungen glaubt er allein zu reifen, durch Zerstörung seines Körpers meint er seinem Gott zu dienen. Darum fastet er, erträgt Hunger und Durst, soviel er vermag, und sucht ein pflanzenähnliches Dasein zu führen. Auf diese Weise glaubt er heilig zu werden. Die Idee des „Büßens" zieht sich durch alle indischen Sagen hindurch. Vergleicht man damit die sittlichen Ansichten des christlichen Mittelalters, welch überraschende Uebereinstimmung!

Verwandt, und doch wieder eigenthümlich durchgebildet, ist die Religion der alten Aegypter. Diese fühlen ihre Abhängigkeit von der Zeit; sie sehen, dass sie nur vorübergehende Erscheinungen sind, Gebilde, die schnell zerfallen und zu Staub werden. Innerlich gebrochen sind sie bei dieser Erfahrung ihrer Nichtigkeit, unerträglich ist ihnen der Gedanke, dass sie einst nicht mehr sein sollen. Darum suchen sie nach etwas Bleibendem. Sie sehen zum Himmel hinauf, wie an ihm die Sterne in ihren Bahnen sich bewegen und immer wiederkehren, so lange Menschen sie beobachteten. Und sie wollen sich festhalten an dem Ewigen und Unveränderlichen. Sie machen sich große und kleine Symbole der Ewigkeit, stellen die Riesensphinx in ihrer Wüste und die kleinen Bilder derselben in ihren Häusern auf. Sie wollen wenigstens

die Leichen der Menschen auch nach dem Tode erhalten und bewahren die königlichen Körper in ihren Pyramiden. Ein seltsames Volk, diese Aegypter! Mit ihrer Lehre von der Seelenwanderung und ihrer Verehrung einzelner Thiere zeigen sie uns, wie sie nach Wahrheit, nach ewiger Wahrheit gerungen haben. Und wenn sie die Deutung nicht fanden und das Wort nicht aussprechen konnten, das sie zur Klarheit führte, so war doch ihr Trachten vielversprechend und musste dazu beitragen, das menschliche Geschlecht auf das Evangelium vorzubereiten.

In sittlicher Erkenntniss gereift erscheinen uns dann die Perser. Sie sind von dem lebendigen Bewusstsein durchdrungen, dass es etwas Gutes und etwas Böses gebe, und dass Beides mit einander um den Sieg ringe. So sehen sie das Reich des Lichtes mächtig entfaltet über sich, Ormuzd regiert in demselben; und er ist es, der die Sonne über die Erde scheinen lässt, der das Feuer den Menschen giebt und seine Flammen aus dem Schooße der Erde hervorbrechen lässt. Und gegen ihn kämpft Ahriman der Böse, der die Gestalten der Nacht hervorruft, mit undurchdringlicher Finsterniss umgeben ist und alles Schlechte zusammenhält. Durch die ganze Natur geht nach der Meinung des persischen Religionsstifters Zoroaster dieser Kampf. Die nützlichen Pflanzen und Thiere gehören dem Lichte an, und ihnen gegenüber stehen die schädlichen Geschöpfe der Finsterniss. Im Menschen wiederholt sich aber auch dieser Streit: es ringen in ihm gute und böse Triebe um die Herrschaft, er kann ein Kind des Lichtes, aber auch der Finsterniss werden. — Diese Ansichten sind durchaus keine reinen sittlichen Anschauungen, sondern vielfach äußerlich und unvollständig. Wer aber, der mit unbefangenem Sinne urtheilt, könnte die Anklänge an die Wahrheit und die Ahnungen derselben verkennen? Den Gegensatz, der unser ganzes sittliches Leben beherrscht, zwischen dem, was wir sollen, und Dem, was wir thun, haben die Perser in ihrer Religion empfunden, sie konnten ihn aber nicht zur Lösung bringen.

Ebenso sehen wir auch in den übrigen orientalischen Religionssystemen Ahnungen der Wahrheit und ein Suchen nach derselben. Im

Judenthum aber tritt sie uns in ungleich klarerer Weise entgegen, in vielen Lehren und Thaten desselben glänzt sie bereits unverhüllt. Man hat gewöhnlich den Israeliten eine ganz besondere Stellung in der Weltgeschichte angewiesen und ihre Geschichte ohne Zusammenhang mit der Geschichte anderer Völker aufzufassen gesucht. Sie sollen ausschließlich das „Volk Gottes" heißen, und ihnen soll sich Gott auf ganz besondere Weise geoffenbart haben. Ihre Religion soll dadurch einen Gegensatz zu den übrigen Religionen bilden, dass sie „geoffenbart" ist, und die übrigen sollen „natürliche" Religionen sein. Alle solche Auffassungen und Ausdrücke gehören einer Wissenschaft an, die von Vorurtheilen ausgeht und nicht unbefangen die Wahrheit sucht, die es für ihre Aufgabe hält, veraltete scholastische Ideen in moderner Weise zu begründen. Und wenn sich selbst Philosophen zu solchen Begriffen herablassen, so ist das ein Zeichen, wie traurig es noch bei uns mit der Wahrheit aussieht. — Wie? sollte Gott ein Volk mehr lieben als ein anderes? sollte er so ungleich in seinem Wesen sein, wie wir es wohl oft sind? Was ist das für ein Gott, der einem Volk sich offenbart und dem andern nicht? Das ist der Gott nicht, von dem Christus sagt, dass er ein Geist ist. Wie kann ferner Offenbarung und Natur einander gegenübergesetzt werden? kann sich und will sich Gott uns auch je auf andere Weise offenbaren, als durch die Natur? Hat er jemals in der Seele der übrigen großen Männer anders gewirkt, als in dem Geiste der Religionsstifter der Israeliten? Lassen wir daher zuerst die herkömmlichen Irrthümer und suchen die Wahrheiten des Judenthums zu verstehen; so werden wir so viel Großes und Göttliches darin finden, dass wir in demselben einen mächtigen Fortschritt des ganzen geistigen Lebens erkennen.

Welch eine einfache und tiefe Erkenntniss von Gott! Aus den bunten und verworrenen Ideen der heidnischen Anschauung tritt uns die jüdische Lehre von Gott in wundervoller Erhabenheit entgegen. Sie kennt Einen Gott, Ein höchstes Wesen, das nicht in müssiger Ruhe über dem All schwebt, sondern kräftig

in den Gang der Schöpfung eingreift. Zwar hat das Volk sich zu dem Gedanken an Einen Herrn für alle Menschen nicht erheben können, es kennt nur seinen Gott und meint, dass dieser nicht für seine Nachbaren auch sorge, es ist befangen in der Vorstellung, dass jedes Volk seinen besondern Gott habe, ja, es kann glauben, dass sein Jehovah mit den Götzen anderer Nationen Krieg führe und sie niederwerfe; es fordert wohl in seinen Gebeten Gott auf, die Feinde zu verfolgen und sie mit seiner Rache zu zerschmettern. Sehr menschlich sind sogar oft auch die Vorstellungen, welche sich die Schriftsteller des alten Testamentes von dem Höchsten machen. Sie können ihn als einen Menschen anreden, von seinem Zorn sprechen und ihn auffordern, seinen Bund zu halten. Sie lassen ihn mehrmals als Menschen auf der Erde wandeln, stellen ihn mit den Engeln gleich, wenn sie ihn in den Hütten der Stammväter einkehren lassen. Sie behaupten, dass er dem Heere der Israeliten den Sieg gebe, so lange Moses die Hände zum Gebet erhoben habe. Wie viel menschliche Vorstellungen aber auch in der Gotteslehre der Hebräer liegen mögen, es zieht sich doch mächtig die Wahrheit hindurch, und sie dringt mit überwältigender Klarheit auf uns ein. „Es ist ein Gott!" so rufen die begeisterten Sänger, der von Ewigkeit zu Ewigkeit bleibt. Ehe die Berge geworden und die Erde und die Welt geschaffen worden, ist er. Unsere Zuflucht bleibt er; wenn uns gleich Leib und Seele verschmachten, so ist er doch unsres Herzens Trost und unser Theil. Er ist der Schöpfer Himmels und der Erde. In kindlicher Weise stellt uns die Sage die Schöpfung der Welt dar: „der Geist Gottes schwebte über den Wassern," und Dunkelheit ruhte auf dem ganzen Erdenraum. Da sprach Gott: „es werde Licht!" und die Sonnen fingen an sich zu bewegen, und es ward Licht. Wie dann in schöner Uebereinstimmung Eins nach dem Andern entsteht, bis die ganze herrliche Schöpfung vollendet ist, wie wunderschön und einfach wird uns das in der mosaischen Schöpfungsgeschichte vorgestellt! Die Naturwissenschaft unsrer Tage kann sich durch diese alte Erzählung nicht im geringsten beeinträchtigt fühlen. Sie hat

unstreitig die Pflicht, die mannichfaltigen Veränderungen, welche mit der Erde und ihren Bewohnern vorgegangen sind, soweit zurück zu verfolgen, als die Forschung nur irgend zu bringen vermag. Aber die innere Wahrheit jener Erzählung von der Schöpfung der Erde kann dadurch nicht berührt werden, denn diese besteht nicht in den naturwissenschaftlichen Einzelnheiten, sondern in der Einsicht, dass ein höchstes Wesen Alles hervorruft, was unser Auge erblickt und unser Ohr vernimmt. Eine Verkündigung der göttlichen Allmacht und Weisheit ist jene kindlich einfache Zusammenstellung: „So er will, so geschieht's; so er gebeut, so steht es da," und: „er hat Alles weislich eingerichtet, und die Erde ist voll seiner Güter." — Gewaltig wird dann von dem Sänger der Psalmen die Allgegenwart und Allwissenheit Gottes vor die Seele geführt. Er singt: „wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten." — Ferner: „es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest!" — Mit erhabenen Worten rühmt das alte Testament auch die Gerechtigkeit Jehovahs: er ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb! Heilig ist der Herr! — Man hat mit Unrecht zuweilen behauptet, dass die Vorstellung des strengen Gottes ausschließlich dem Standpunkte der Hebräer entspräche und gemeint, die Vorstellung der Güte und Liebe Gottes wäre erst durch das Christenthum in die Welt gekommen. Dass dem nicht so ist, davon zeugen aufs schlagendste viele Stellen in den Psalmen und Propheten. Diese rufen uns entgegen: Gott vergiebt die Sünden und will nicht, dass der Mensch verloren gehen soll: er ist „gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte." „Er vergibt uns nicht nach unsrer Missethat." „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten." „Er ist Allen gnädig und erbarmet sich aller seiner Geschöpfe."

Und wie sich die Erkenntniss des Höchsten zur vollen Wahrheit emporschwingt, so ist auch die Verehrung desselben, wie sie

gefordert wird, dem innern Bedürfniss eines Jeden entsprechend. Die äußern Opfer werden als ein Gebrauch angesehen, der noch nicht ein unzweifelhaftes Zeichen der Frömmigkeit ist, dagegen wird ein „reines Herz“ und ein „gewisser Geist“ verlangt. „Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen!“ ruft Jesaias dem Volke zu, dadurch allein könnt ihr das Wohlgefallen des Ewigen erwerben. Und wie er Gott dienen soll, das sagt der alte Tobias in unvergleichlich kräftiger Weise seinem Sohne, wenn er ihm zuruft: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, dass du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot.“ Wenn man das Wesen der jüdischen Gottesverehrung erkennen will, dann muss man es nicht in den ceremoniellen Vorschriften für die Leviten suchen, sondern in dem Geiste, der sich durch die frommen Herzen der Besten des Volkes hindurchzieht. Die Psalmen zeigen uns, zu welcher Höhe der Andacht sich der Hebräer emporzuschwingen vermochte. Haben wir doch keine kräftigern Lieder des Lobes, als jene Worte: „lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes gethan hat!“ Was wir Aehnliches aus späterer Zeit besitzen, das ist diesen Liedern nachgebildet. Welch eine Tiefe des andächtigen Gefühls spricht auch aus jenen Worten: „was betrübst du dich meine Seele und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott!“ Und welch hingebendes Vertrauen liegt in dem Ausruf: „rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“ Dann in jenem: „wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir!“ — Das ist wahre, tiefste Andacht, welche jedes Herz empfinden muss, das noch nicht erstorben ist. Das sind Worte, die aus der heiligsten Innigkeit strömen und über alle kleinlichen menschlichen Begriffe erheben!

Doch auch das sittliche Gefühl ist in dem Judenthum gesund und kräftig ausgebildet. Die zehn Gebote enthalten Pflichten, die unser Gewissen anerkennt, und von denen sich kein menschliches Wesen lossagen kann, wenn es nicht seine Würde aufgeben will. Sie fordern, dass wir unsre Seele nicht knechten lassen sollen durch die irdischen Erscheinungen, die uns umgeben;

nicht Geld und Gut, nicht Ehre und Genuss sollen unsre Götter werden, auch haben wir uns niemals zu Knechten der Menschen zu machen und ihren Willen als höchstes Gebot anzusehen. Ueber alles Sichtbare hinaus soll unser Blick sich zu dem Geiste erheben, zu dem Einen, ewigen Gott, diesem haben wir allein zu dienen, ihn nur sollen wir anbeten. Aber nicht mit heuchlerischen Worten dürfen wir ihm nahen und seinen Namen auf den Lippen tragen. Nur mit tiefster Ehrfurcht dürfen wir ihn aussprechen, er soll nie in die gemeinen Angelegenheiten des Lebens hereingezogen werden. Heilig soll uns die gemeinsame Andacht sein, zu der uns die Feiertage einladen. Gern sollen wir uns mit andern frommen Herzen verbunden zu Dem erheben, von dem wir jeder Zeit abhängen. Kräftig heißt es dann, wie jedes Kind es in seinem Gewissen bestätigt findet: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren! Das ist ein inneres Gesetz der Natur, das nie aufgehoben werden wird. Aber auch das Leben eines jeden Menschen muss uns heilig sein, Jeder ist ein Kind Gottes, und wie sollten wir ein Wesen vernichten, das nicht unser ist? Die Ehe ist eine heilige Einrichtung, durch welche der Mensch über die rohe Natur sich erhebt, sie ist gewissenhaft zu halten. Und das Eigenthum des Andern darf nicht gefährdet werden, weil dadurch die Freiheit des Einzelnen aufhören würde. Die Wahrheit muss gesprochen werden, und die Lüge lässt sich nicht rechtfertigen. Doch nicht nur äußerlich hat der Mensch sich vor Vergehungen zu hüten, er soll nicht nur das Verbrechen vermeiden, sondern auch in seiner Gesinnung muss er sich bewahren, denn aus dem bösen Herzen kommen böse Gedanken. Auch die Lust darf er nicht in sich dulden, die verbotenen Wünsche soll er unterdrücken. — Es liegt in den zehn Geboten eine außerordentliche Tiefe. Sie werden aber auch schon in dem alten Testamente geistig zusammengefasst in die Worte: „Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten.“ Also: Liebe zu Gott und zu den Menschen ist des Gesetzes Erfüllung. Darin liegt Alles, was unser sittliches Gefühl zu erkennen vermag. Etwas Höheres hat noch Niemand gefordert, wir vermögen auch nichts Erhabeneres uns als unsre

Pflicht vorzustellen. Christus hat daher die sittlichen Forderungen der Israeliten nur anerkannt und wiederholt. Das Christenthum kennt kein höheres Sittengesetz, als das alte Testament. Denn auch die Forderung, welche man oft als eine eigenthümlich christliche hinstellt, dass wir die Feinde lieben sollen, findet sich schon im alten Testament, wo es heißt: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brod; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser.“

Mit der tiefen Erkenntniss des Sittengesetzes hängt bei den Hebräern das Gefühl der Sünde zusammen. Zwischen ihrer Auffassung von dem Bösen und den persischen Anschauungen von dem Reiche der Finsterniss ist ein großer Unterschied. Bei dem letztern ist das Unrecht etwas Natürliches, wofür der Mensch nicht kann. Ist es seine Schuld, wenn der böse Gott ihn beherrscht? er kann nicht anders, er wird ihm folgen müssen. Aber in seinem innersten Wesen empfindet es der fromme Hebräer, dass er gefehlt hat, dass es seine Schuld ist und nicht die Schuld dessen, der ihn geschaffen hat. Ohne eine Erklärung aufzustellen, schildert das alte Testament in Bildern, wie die Sünde in die Welt gekommen ist, wie sie sich vom Vater auf die Söhne verbreitet und diese dann unglücklich werden und untergehen müssen. „Die Sünde ist der Leute Verderben“, das ist der wehmüthige Ton, welcher durch die Geschichte und durch alle Schriften der Juden hindurchtönt. Die Menschen könnten glücklich leben, denn Gott hat soviel für sie gethan, er hat sie wie einen Weinberg gepflegt und erwartet vergebens Früchte. — Von solchem sittlichen Ernste ist in keiner Geschichtschreibung eines andern Volkes etwas Bedeutendes zu finden. Denn die ganze Entwickelung des jüdischen Volkslebens erscheint hiernach als eine ernste und liebevolle Erziehung Gottes. Großartig gestalten sich den Israeliten ihre Erfahrungen. Sie sehen Gott in ihrer Geschichte. Er segnet und behütet, er hegt und pflegt das Volk, aber er straft auch auf naturgemäße Weise: Die innere Erschlaffung zieht die auswärtigen Feinde herbei, Knechtschaft ist die Folge der Sünde; — aber das Erbarmen Gottes hört nicht auf,

wenn auch ein großer Theil vernichtet wird, so sollen doch Einige gerettet werden und zu neuem Leben kommen.

So geht uns denn auch im hebräischen Volke eine Hoffnung auf Erlösung auf. Die Männer, welche mit dem durchdringendsten Ernste die Sünden tadeln, verzweifeln dennoch nicht, sondern sind voll Zuversicht auf die göttliche Hilfe. Diese Aussicht ist das wahre Prophetenthum. Dieses unterscheidet sich sehr wesentlich von der Wahrsagerei, wie sie sich auch bei andern Völkern findet. Die Wahrsager wollen ein einzelnes Ereigniss zu einer bestimmten Stunde vorhersagen und sind also Betrüger oder täuschen sich selbst. Die Propheten lassen sich auf solche äußerliche Dinge nicht ein, die für sie keine Wichtigkeit haben, sie sprechen aber die ewige Wahrheit aus, dass Gott sich Aller erbarmen und Allen helfen werde. So können sie auch freudig von dem Leben nach dem Tode sprechen, dass in demselben alle Thränen abgewischt werden, und dass dort keine Trauer mehr sein wird. Und ebenso können sie mit Zuversicht von der Zeit reden, in welcher Alles in Erfüllung gehen wird, was die Sehnsucht sich von Gott erflehte. Getrost verkündigen daher die Propheten, dass eine Zeit des allgemeinen Friedens auf Erden kommen werde, in welcher die Völker ihre Schwerter werden zu Pflugscharen machen und nicht mehr kriegen lernen. — Sind das nicht auch die christlichen Hoffnungen? hat uns nicht Jesus dazu aufgefordert, wenn er den Frieden geben will? —

Wie sehr alle Erkenntniss der Juden von Lebenskraft erfüllt ist, das zeigt sich aber recht deutlich in den großen Persönlichkeiten, welche durch dasselbe gebildet wurden. Als erhabene Vorbilder ächter Frömmigkeit erscheinen uns die alten Stammväter. Sie sind nicht frei von Schwachheit, sondern tragen das allgemein menschliche Gepräge an sich; aber sie unterwerfen sich dem Ausspruche ihres Jehovah, wie sie denselben zu vernehmen glauben, sie halten mit Zuversicht an ihm fest und beharren auch zur Zeit ihrer Leiden auf dem Wege der Pflicht, ja, sie sind sogar zu den schwersten Opfern bereit und wollen das Liebste hingeben,

wenn Gott es verlangt. — Groß durch Weisheit und Willenskraft steht Moses da, der feurige Verkünder des göttlichen Willens, der im Vertrauen auf Gott es unternimmt, ein tief gesunkenes Volk aus seinem leiblichen und sittlichen Elende herauszureißen. — Vor Andern ragen dann die Propheten hervor, die mit heiligem Ernste die Sünden des Volkes geißeln und unerschrocken vor den Großen der Erde stehen, ihnen das Strafgericht Gottes verkündend.

Großes ist im Judenthume gereift: reine Gotteserkenntniß, tiefes sittliches Gefühl, heilige Hoffnungen, gewaltige Persönlichkeiten. Helle Strahlen der Wahrheit leuchten uns hier entgegen, die reines Himmelslicht der Erde bringen. Und diese Strahlen werden immer dichter und heller; schon ist es Tag, man kann unterscheiden und bemerkt das Treiben der Menschen. Es öffnet sich der Blick für das Himmlische, das Auge richtet sich dankbar empor, das Herz ist voll von unaussprechlicher Erwartung. Da geht die Sonne auf, das Christenthum selbst erscheint. Der erste Strahl desselben beleuchtet die glückliche Erde, und ein neues Leben beginnt. Alles Gute, Schöne und Wahre wird vereint. Es ist voller, heller, herrlicher Tag.

IV.

Der Boden, auf dem das Christenthum herangewachsen ist.

Der Wohnplatz, auf dem ein lieber Mensch weilt, wird uns immer theuer sein; und Alles, was mit dem Freunde in Beziehung steht, hat einen Werth für uns. Besonders lieb wird uns aber solch eine Stätte noch werden, wann Der nicht mehr unter den Lebenden ist, der sie uns theuer machte. Wie ein Heiligthum sind uns solche Räume, wir können sie nicht ohne wehmüthige Erinnerung erblicken; es ist uns, als ob der Heimgegangene uns entgegenträte, und als hafte Etwas von seinem Geiste an den armen, stummen Gegenständen, die uns an ihn erinnern. Hier finden wir die Aussicht, an der oft sein Blick hing, dort ist einer seiner Lieblingsplätze; was er gern hatte, was seine Hand berührte, wie ist es uns so theuer! — Aber Abgötterei dürfen wir nicht mit den Dingen treiben, und für mehr haben wir sie nicht anzusehen, als für liebe Erinnerungen. Es ist sehr kleinlich, wenn wir den äußern Einflüssen einen ungebührlichen Werth auf die geistige Entwickelung beilegen und meinen, die Seele des Menschen bilde sich ausschließlich nach dem Klima, in dem der Mensch aufwächst, oder nach den sinnlichen Wahrnehmungen, die er macht. Wir können nicht leugnen, daß der größere Grad der Wärme auf unser Gemüth von einiger Bedeutung ist, sowie die Nahrungsmittel nicht ohne Einfluß auf die Regsamkeit der Gedanken sind. Unter der kalten Zone scheint die Einbildungskraft des

Menschen weniger kühn und feurig zu sein, als unter der Gluth Spaniens; die gemäßigte Zone ist vielleicht für die ungehinderte Entwickelung des Geistes am angemessensten. Wir müssen uns aber sehr hüten, wohin eine gewisse sinnliche Auffassung des Lebens neigt, den Menschengeist als ein Produkt der Körperwelt anzusehen und ihn nur als eine erhöhte Lebensthätigkeit des Thieres aufzufassen. Es ist eine schlechte Erklärung für die Entstehung menschlicher Ideen, wenn man sie nur von sinnlichen Eindrücken abzuleiten sucht und nun ausführt, wie die Anschauung dieser oder jener Gestalten zu den Systemen der Denker den Grund gelegt haben soll. Nicht der Körper ist das, was zuerst dagewesen sein muss, sondern der Geist, ohne diesen und seine schaffende Thätigkeit ist nichts vorhanden. Die ewigen Gedanken trägt die Seele in sich, und nur auf die bildlichen Ausdrücke, deren sie sich bedient, mag die Sinnenwelt ihren Einfluss üben. Verfehlt muss es uns daher auch erscheinen, wenn man sich Mühe gibt, das Christenthum an den Boden zu fesseln, auf dem es erblüht, und mit poetischen Redensarten auszuführen, wie Jesus in Palästina sich gerade so bilden musste, wie er sich gebildet hat. Wer wollte in ihm nachweisen, was seinem Vaterlande besonders angehört, was er von seinen Eltern ererbte, wieviel die Eigenthümlichkeit seiner Verhältnisse in ihm wirkte? Wäre es nicht anmaßend, den Geist Jesu so in seine Theile zerlegen zu wollen? — Nicht in dieser Absicht wenden wir unsre Aufmerksamkeit auf das Land und die Leute, welche wir um den Erlöser während seines irdischen Lebens erblicken. Wir wollen vielmehr aus Theilnahme für ihn auch den Hintergrund betrachten, auf dem sein Bild uns in der Geschichte erscheint, und wir glauben, ihn und seine Lehre besser verstehen zu können, wenn uns auch die Umgebung bekannt ist, in der er sich bewegt.

Als ein anmuthiges Ländchen erstreckt sich Palästina längs dem mittelländischen Meere. Es enthält keine großen Naturwunder, aber es ist auch nicht von der Natur vernachlässigt. Im Norden desselben erhebt sich der Libanon mit seinen mächtigen Cedern, die Salomo zu seinem Tempelbau nach Jerusalem schaffen

ließ. An das Meer drängt sich der Karmel, und tiefer im Lande erhebt sich der Tabor, von dem Christus verklärt auf die ringsum liegenden Berge und Thäler schaute. Ein sonnenhelles Licht glänzt über den Landschaften, die den See Genezareth umkränzen: nicht schroff und wild sind hier die Felsen, sondern in lieblichen Windungen schlingen sich die Berge und Thäler dahin. In morgenländischen Farben erglänzt der See selbst, vom tiefen Blau bis ins Violette hinein, darüber ruht der so oft wolkenlose Himmel, durch die stillen Fluthen aber schweben die Segel der Fischer dahin, ein schönes, friedvolles Bild, das in der Nacht wieder seine besondere Erhabenheit bekommt, wann die hellglänzenden Sterne sich im Wasser spiegeln. Und nicht immer ist der See ruhig, er kann auch im Sturme aufbrausen und bietet dann den Anblick der Zerstörung. — Doch noch südlicher ziehen sich einzelne Berge hin, welche das Volk sich als den geeigneten Raum auserſah, um seinen Tempel zu bauen: zwischen Ebal und Garrizim hatten die Samariter die Stätte, auf welcher sie anbeteten, und der stolze Tempel der Hauptstadt thronte auf dem Berge Moriah. Zwischen den Höhen zog sich der heilige Fluss dahin, der manche Bäche von beiden Seiten aufnahm, er war an mehreren Stellen zu durchwaten, und in ihm erblickte man daher das Denkmal, welches Josua aufführen ließ, als er bei der Eroberung des Landes den Fluss durchschritt. Wenig südlicher stürzte er sich in das schauerliche Meer, das, mit schwarzer Masse bedeckt, alle lebendigen Geschöpfe verscheuchte, über welches kein Vogel hinfliegt, an dem der Tod seine Wohnung aufgeschlagen zu haben scheint. Das todte Meer musste die Einbildungskraft ungemein beschäftigen; und es war natürlich, dass man in seinen Tiefen das gottlose Sodom und Gomorrha zu finden glaubte. — Nicht besonders reich war Palästina an Städten. Reizend lagen aber die kleinen Orte in der Nähe des See's Genezareth. Nazareth, wo die Eltern Jesu wohnten, das verachtete, von dem man nicht glaubte, dass etwas Gutes aus ihm hervorgehen könne; Kana, uns durch das Hochzeitsfest bekannt, dem Jesus beiwohnte; Nain, aus dessen Mauern man den todten Jüngling getragen hatte, den Jesus seiner Mut-

ter wiedergab, Capernaum, von dem der Hauptmann stammte, der mit gläubiger Zuversicht Jesum um Hilfe für seinen Knecht bat. Und weiter südlich Sichem, bei dem der Jakobsbrunnen sich befand, der uns durch das herrliche Gespräch mit der Samariterin werth geworden ist. In der Provinz Judäa aber lag versteckt das Städtchen Bethlehem, worin Jesus geboren war; dann Jericho, dessen Mauern vor dem Schall der Posaunen zusammenstürzten; vor Allem aber Jerusalem, die mächtige Hauptstadt des ganzen Landes. Hier war alles Leben vereint. Weithin zog sich die Mauer um die Stadt, die den Feinden Trotz zu bieten vermochte, und die Burg Zion glänzte mit ihren hohen Zinnen über das Land. Das Heiligthum des Volkes, wohin sich oft die andächtige Menge drängte, war zugleich ein Denkmal der Kunst und Pracht. Von Salomo ursprünglich erbaut, dann von den Feinden zerstört und unter Serubabel neu aufgeführt, erhob sich stolz das kühne Gebäude. Herrlich bekleidet waren seine Wände mit Schnitzwerk, reich geschmückt mit Gold, prächtige Leuchter glänzten im Heiligen. Aber das Allerheiligste umschloss die künstlich gearbeitete Bundeslade mit den gewaltigen Cherubim. Von Stolz fühlte der Israelit seine Brust geschwellt, wenn er in seiner Hauptstadt war, die ihm als die „Stadt Gottes“ erschien, wie er glaubte, unzerstörbar und zur Herrscherin über Länder und Meere bestimmt.

Das war das Land, welches der Fuß Jesu betreten sollte, im Ganzen ein schönes und stilles Land, zum ruhigen Nachdenken, zum Leben in der freien Natur vorzugsweise geeignet. Die Bewohner desselben hatten sich früh durch ihren Ernst und ihr tiefes Nachdenken ausgezeichnet. Sie waren von lebhaftem Charakter, konnten Alles leicht mit dem Verstande erfassen und vermochten scharf zu unterscheiden. Sie hatten eine starke Phantasie, die aber nicht in Fantasterei aufging, sondern mit einem innigen Gemüthe verbunden war. Es gestaltete sich in ihren Gedanken Alles anschaulich, sie mussten es rein ausdenken und zur Klarheit bringen. Besonders waren sie aber für das Religiöse empfänglich. Nach ihren Ueberlieferungen waren sie von den Ufern des

Euphrat und Tigris auf göttlichen Befehl fortgezogen, um sich eine neue Heimath in einem noch unbekannten Lande zu suchen. Sie hatten stets eine Neigung, das Walten der Vorsehung zu durchforschen. Sinnig beschauten sie, was sie umgab. — Damit verbanden sie aber auch eine besondere Vorliebe für den Handel. Sie zogen mit ihren Waaren nach Nord und Süd, holten aus Aegypten Vorräthe, wann ihr Land ihnen nicht das Nöthige bot; sie begaben sich in die üppigen Länder Indiens, um kostbare Stoffe und duftende Gewürze herbeizuschaffen. So herrschte in dem Volke eine große Regsamkeit, es hatte nichts Abgeschlossenes, sondern stand mit der ganzen bekannten Welt in Verbindung. Wo aber ein reger Handel getrieben wird, da können sich Vorurtheile und Aberglauben nicht halten, durch den Umgang mit andern Völkern schleifen sich die Einseitigkeiten ab, der Mensch lernt, dass nicht Alle auf gleiche Weise zur Gottheit beten, er sieht die Mannichfaltigkeit der Religionen, eignet sich selbst, oft unbewusst, von Andern Gedanken an, die auf seine Anschauungen und sein Leben zuweilen einen bedeutenden Einfluss gewinnen. Es treten uns zwar die Juden zur Zeit Jesu sehr abgeschlossen und unduldsam entgegen, da sie jede Gemeinschaft mit den Heiden zu vermeiden suchen und diese als unrein verachten; aber durch ihren Verkehr mit andern Ländern haben sie sich doch dem segensreichen Einfluss des gemeinsamen Lebens nicht entziehen können. Dadurch, dass sie solange in Aegypten lebten, haben sie Vieles von den Lehren dieses Landes mit ihrem Jehovahdienste vereinigt. — Es hat jedoch dem Volke der Juden auch nicht an Muth gefehlt. Sie haben sich durch denselben oft zur Kühnheit fortreißen lassen. Wahrhaft heldenmüthig haben nicht nur in frühern Zeiten ihre Richter und Könige die Schlachten geschlagen. Später besaßen sie auch in den Makkabäern Helden, die mit hingebender Begeisterung das Volk anführten und in den heißesten Schlachten ihre Freiheit errangen. Den Beweis ihres Muthes haben sie dann auch nach dem Leben Jesu gegeben, als sie den römischen Legionen Widerstand leisteten und lieber sterben wollten, als in Knechtschaft leben.

Zur Zeit Jesu waren die bürgerlichen Verhältnisse der Juden aber schon zerrüttet. Ihre Helden waren unterlegen, der Streit unter den Makkabäern hatte Pompejus Gelegenheit verschafft, sich in ihre politischen Angelegenheiten einzumischen. Und wo die Römer erst festen Fuß gefasst hatten, waren sie nicht mehr fortzutreiben. Cäsar ernannte bald darauf den Idumäer Antipater zum Procurator des Landes, sein Sohn Herodes der Große schien dann noch einmal etwas Glanz über das Reich zu bringen, aber er war nicht aus dem allgemeinen Willen seines Volkes zum Thron emporgestiegen, und schon der von ihm verhängte bethlehemitische Kindermord ist ein Zeichen, durch welche Mittel er seine Herrschaft zu erhalten suchte. Daher erscheint Palästina nach seinem Tode aufs Neue zerstückelt, und es bestand fortdauernd eine Doppelherrschaft. Die Römer regierten eigentlich, und die jüdischen Fürsten waren von ihnen abhängig. Die Freiheit war verloren gegangen, und wie sehr sie auch an ihren Ketten rissen, sie waren und blieben geknechtet. Dieser Zustand musste aber jeden Versuch willkommen heißen, der die Aussicht eröffnete, dass die alte Zeit der Freiheit wiederkehren könne. Nicht erloschen war die Erinnerung an die politische Größe des Volkes zur Zeit Davids. Man hatte ja die alten Darstellungen aus jenen Jahrhunderten. Und wenn man las, wie das Volk sich ursprünglich Johovah zu seinem alleinigen Herrn auserkoren hatte und ihm allein dienen wollte, wie alle Gesetze als göttliche Befehle ausgesprochen wurden, und wie dann die begeisterten Gotteskämpfer sich in den Tod gestürzt hatten, um ein Opfer der Gottheit zu bringen und das Volk zu retten: — musste dann nicht das Vaterlandsgefühl mächtig angeregt werden? Was waren die Juden zur Zeit Jesu? — Ein gemisshandeltes Volk, von den stolzen Heiden gegeißelt. Sie mussten den Gräuel des Götzendienstes mitten in ihrem Lande dulden. Es musste ihnen scheinen, als habe ihr Jehovah sie verstoßen, oder als wäre er nicht mehr so mächtig als in ihrer frühern Geschichte. Sie konnten nicht ruhig das Joch der römischen Herrschaft ertragen, so lange die Erinnerungen an ihre ehemalige Größe unter

ihnen lebten. Erst wenn diese vernichtet waren, konnten die Versuche nach eigner Gestaltung ihres Reiches aufhören. Gerade was ihre tüchtigsten Männer, die Propheten, verkündigt hatten, das trug, weil alle Gedanken auf ein irdisches Reich gerichtet waren, wesentlich dazu bei, immer neue Unruhen zu unterstützen. Ein mit Gewalt unterdrücktes Volk waren die Juden damals, das aber noch nicht die Hoffnung aufgab und sich nicht in seine Vernichtung finden konnte. — Diese Wünsche auf äußere Hilfe brachten leider die Israeliten aber nicht dazu, den Grund ihrer politischen Niederlagen in sich selbst zu suchen. In der Ungunst der Verhältnisse, in der ungeheuern Macht der Römer glaubten sie die Veranlassung zu finden, warum sie nicht selbstständig geblieben. Und es waren doch die Parteien, die sie unter sich nährten, die allein an allem Unglück Schuld waren. Sie waren uneins unter sich, die einzelnen Provinzen standen wider einander, Judäa sah Galiläa nicht für ebenbürtig an und verachtete Samaria völlig. Was gewöhnlich zusammen erscheint, das war auch unter den Juden mit einander verbunden: Die Schwäche gegen das Ausland und die innere Zwietracht.

Für die Erscheinung des Christenthums sind aber die religiösen Strömungen im Leben der Juden noch wichtiger, weil die Lehre Jesu sich an diese anschließt und das Christenthum sich zuerst als Religion in die Welt eingeführt hat. Wie es nun stets geschieht, wann eine veraltete Anschauungsweise untergeht, so war es auch damals. Es bildeten sich besondere religiöse Kreise: zunächst diejenigen, welche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln das Alte stützen wollen; dann solche, welche das Veraltete aufgeben, aber nichts Besseres an die Stelle setzen; und endlich Diejenigen, welche sich in die Tiefe der Wahrheit hineinleben und aus ihr etwas Tüchtiges zu Tage zu fördern suchen, welches allgemein befriedigen soll. Die Ersten sind die sogenannten Rechtgläubigen, die Andern die gewöhnlichen Freisinnigen, und die Letzten sind die, welche allein helfen können; man hat sie mit einem gewissen Rechte im guten Sinne des Worts „Mystiker" ge-

nannt. Zu jener Zeit nannte man diese Parteien: Pharisäer, Sadducäer, Essäer.

Die Pharisäer hielten besonders auf Gelehrsamkeit, hatten sich deshalb viel mit den alten Schriften ihres Volkes beschäftigt und die grammatischen Bestandtheile derselben auch gründlich untersucht. Es kam ihnen vorzugsweise darauf an, einen Text zusammenzustellen, der in sprachlicher Weise nicht angegriffen werden konnte. Weitläufige Untersuchungen hatten sie zu diesem Zwecke unternommen, gelehrte Fehden mit großer Zähigkeit zu Ende geführt; und endlich meinten sie nun einen sichern Boden unter den Füßen zu haben, auf dem ihre Lehre unangreifbar wäre. So schien es ihnen, als wäre das Bestehen des Judenthums gesichert. Nachdem sie einen solchen gelehrten Bau aufgeführt hatten, rühmten sie sich, die Retter ihres Volks zu sein und demselben eine sichere Zukunft gegründet zu haben. Wie sie aber eigentlich die alte Größe ihres Volkes untergruben und das gerade gar nicht besaßen, wodurch Israel mächtig geworden war, das erkannten sie nicht. Sie suchten den Buchstaben der alten Schriften zu retten und verstanden von dem Geiste nichts, der allein im Stande gewesen war, den Juden ein starkes Leben zu geben. Und selbst gegen die buchstäbliche Ueberlieferung waren sie nicht treu. Denn sie behaupteten, die rechte Auslegung der heiligen Schriften vermöchten nur sie zu geben, und es wurde unter ihnen eine Erklärung von Munde zu Munde überliefert, die darauf Anspruch machte, allein richtig zu sein. Sie hatten, wie sie glaubten, zum bessern Verständniß eine Menge willkürlicher Zusätze zu ihrem alten Testamente gemacht, die in ihrem Sinne einen Zusammenhang oder eine Art System in die einzelnen Wahrheiten bringen sollten, die aber nur eine unbefangene Auffassung hindern mussten. Sie erscheinen daher mit fertigen Lehrsätzen und mit einer Anzahl religiöser Gebräuche und verdammen Jeden, der sich ihren Meinungen nicht unterwirft. Das ewige Gesetz Gottes ist ihnen dabei unwesentlich, es wird unter einer Menge Formeln vergraben; Hauptsache dagegen sind ihnen die Opfer. Sie übertraten daher oft Gottes Gebote „um

ihrer Aufsätze willen" und lehrten, dass es besser sei, die vorgeschriebenen religiösen Gebräuche zu beobachten, als Vater und Mutter zu ehren. Wenn man mit dem Begriffe eines Pharisäers die Heuchelei zu verbinden pflegt, so thut man in vielen Fällen Recht; aber es sind gewiss nicht alle Pharisäer als Heuchler zu betrachten. Viele von ihnen sind in „Schafskleidern" einhergegangen, wie Jesus sagt, und inwendig „reißende Wölfe" gewesen; Viele haben sich demüthig gestellt und doch darnach getrachtet, „obenan" zu sitzen; sie haben oft der Wittwen Häuser an sich gebracht und sich gerühmt, dass sie nicht so sind, „wie andere Leute." Aber es hat auch aufrichtige Pharisäer gegeben, welche ihr Streben ehrlich meinten und sogar überzeugt waren, dass sie sich vor den Riss stellen und den Verfall ihres Volkes aufhalten müssten. Das sehen wir schon daraus, dass diese Secte die zahlreichsten Anhänger hatte und später fast allein übrig blieb. Auch war sie beim Volke in besonderer Gunst. Denn sie hielt sich mehr zu den Geringern, und ihre Mitglieder waren meistens aus dem Mittelstande. Wir erkennen in den Pharisäern eine große Verwandtschaft mit Denen, welche sich in der christlichen Kirche die Orthodoxen zu nennen pflegen, da diese auch willkürliche Glaubenssatzungen zusammenstellen und mit unverstandenen Ansichten und Gebräuchen veralteten Aberglauben zu stützen suchen.

Die Sadducäer dagegen sind Diejenigen, welche sich über die Religion wegzusetzen suchten. Sie halten sich für aufgeklärt und glauben über die Märchen und Kinderträume früherer Zeiten erhaben zu sein. Sie ahnen den hohen Geist nicht, der in der Religion ihrer Väter liegt, sie sind im Grunde ebenso befangen, wie die Pharisäer, denn sie vermögen auch nicht durch die Form zur Wahrheit zu bringen, nur dass sie Inhalt und Buchstabe verwerfen, während Jene sich an die Formen anklammern. „Freisinnig" wollen sie sein, darum spotten sie über den Glauben an die Auferstehung und suchen ihre leere Auffassung durch spitzfindige und scheinbar sehr geistreiche Fragen zu rechtfertigen. Sehr leicht musste es solchen Menschen sein, vorwitzig darauf ihre Aufmerksamkeit zu richten, ob denn wohl in jener Welt die irdischen

Verhältnisse auch ihre Bedeutung hätten. Von der innigen Zuversicht, die das Menschenherz mit Hoffnung zu jener Welt emporschauen lässt, ohne Irdisches auf Himmlisches zu übertragen, hatten sie keine Ahnung. Das sollte „Geistesreichthum" sein, was sie in ihrem herzlosen Stolz aufstellten. Die Beobachtung einiger dürftigen Sittenregeln sollte an die Stelle der begeisternden Frömmigkeit treten. Merkwürdige Widersprüche hat diese Secte in sich bestehen lassen. Sie glaubte nicht an „Engel", wollte aber doch die ältesten Schriften der Juden gelten lassen, in denen Erscheinungen von Engeln nicht selten sind. Die Hohlheit ihrer religiösen Ueberzeugungen tritt hier deutlich hervor, da sie den Widerspruch entweder nicht bemerkten oder ihn sehr oberflächlich lösten. Sie haben auch wenig Anhang im Volke gefunden, nur die Reichern bekannten sich zu ihrer Auffassung. Sie haben daher wohl manche Aehnlichkeit mit den Freisinnigen, welche überhaupt Religion eigentlich nicht kennen, die in ihrem Herzen nie erfahren haben, was kindliche Frömmigkeit ist, und Etwas verachten, dessen Werth sie nicht beurtheilen können. Sie setzen ihre Bildung darin, dass sie möglichst oberflächlich urtheilen und das tiefere und verborgene Leben übersehen.

Die meiste innere Tüchtigkeit ist jedenfalls bei den Essäern zu finden. Im zweiten Jahrhunderte v. Ch. hatten sich einzelne Personen in die Gegenden des todten Meeres zurückgezogen, um im Westen desselben in Zurückgezogenheit ihr Leben zu führen. Zu diesem Entschluss trieb sie die Erkenntniss des Elendes, das über das jüdische Volk hereinzubrechen anfing. Diese Einsiedler, „Essäer" genannt, sahen den Verfall des religiösen Lebens, das nicht mehr aus der Tiefe der Ueberzeugung kam; sie fühlten, wie ein verderblicher Geist des Leichtsinns sich der Familien bemächtigte; vor ihren Augen sanken die Juden allmälig bis zur Auflösung hinab. Dieses Gefühl der Schuld drückte die bessern Gemüther, sie wollten wenigstens nichts mit ihrem entarteten Geschlechte gemein haben und büßten daher in Enthaltsamkeit und frommen Gebeten. Durch Entbehrungen aller Art suchten sie Ruhe für ihr Gewissen. Sie gingen keine Ehe ein und wollten

sich, solange sie lebten, dem Dienste Gottes weihen. Dabei ergaben sie sich aber nicht, wie es bei dieser Gemüthsrichtung oft geschah, großartigen und kühnen Betrachtungen; sie wollten nicht tiefsinnige und geheimnißvolle Lehren von Gott zusammenstellen und neue Aufschlüsse über das menschliche Wesen und seine Bestimmung geben. Ihre Richtung war vielmehr dem wirklichen Leben zugewandt. Sie suchten Andern in ihrer Armuth zu helfen, sie suchten die Kranken auf und kannten manche Heilmittel für ihre Leiden. Auch hatten sie unter sich eine gemeinsame Kasse zu wohlthätigen Zwecken gebildet. Und sie hörten nicht auf, ihre Zeitgenossen auf das Nachdrücklichste zur Sinnesänderung zu ermahnen. Ohne Menschenfurcht sprachen sie ihre Ueberzeugung aus und schonten keinen Stand. In dieser Richtung steht Johannes der Täufer am höchsten da, der Manches mit den Essäern gemein hatte, wenn er auch über das gewöhnliche Leben derselben hinausging. In der einfachsten Kleidung, mit der geringsten Nahrung zufrieden, sagt er Jedem, der zu ihm kommt, die Wahrheit und dringt auf eine gründliche Besserung.

Von der größten Bedeutung für die Erscheinung des Christenthums in der Welt waren aber die in der Zerstreuung lebenden Juden. Es hatten die Juden sich über das ganze damalige Reich der Römer verbreitet. Man fand sie in Syrien, Arabien, Aegypten, Kleinasien und den europäischen Ländern. Wo sie sich aber ansiedelten, da brachten sie ihre Religion mit und beobachteten ihre Gebräuche. Sie wollten Juden bleiben, reisten auch, so oft es ihnen möglich war, nach ihrem Vaterlande, um in Jerusalem anzubeten. Was nun hier geschah, dafür hatten sie die regste Theilnahme, das wurde ihnen sogleich auch in die Fremde berichtet. Trat daher in Palästina eine neue merkwürdige Erscheinung auf, so ging die Nachricht davon sofort über den größern Theil der Erde, und man stritt dafür und dawider. Der Ausbreitung des Christenthums ist dieser Umstand sehr günstig gewesen. — Keine Stadt hat damals die in der Zerstreuung Lebenden so angeregt, als Alexandria. Der große Gründer derselben hatte mit richtigem Blick einen Ort ausgesucht, der

Mittelpunkt für den Verkehr dreier Erdtheile werden konnte. In Alexandria blühte griechische Bildung, ausgezeichnete Gelehrte waren aus Griechenland hier zusammen gekommen und hatten die Philosophie des Plato mitgebracht. Als sich hier auch ein jüdisches Element dazu findet, entsteht ein Kampf zwischen dem Griechischen und dem Orientalischen: Plato und Moses berührten sich. Man konnte am Anfange nicht wissen, welches stärker sein würde; es hätte wohl geschehen mögen, dass die israelitische Religion dem heidnischen Scharfsinn nicht gewachsen und von diesem überfluthet worden wäre. Ebenso wäre es möglich gewesen, dass die Ideen von den griechischen Göttern vor dem Glauben an Einen Gott hätten erblassen müssen. Es ist aber weder das Eine noch das Andere geschehen, sondern beide Elemente haben sich zu ergänzen versucht. Diese Richtung vertritt vor Andern Philo. Er ist über Diejenigen erzürnt, welche den mosaischen Gesetzen untreu werden wollten, und kann es nicht begreifen, wie man bei gründlichem Nachdenken dazu gelangen könne. Doch ist er auch nicht dem pharisäischen Buchstabenglauben zugethan, sondern bemüht sich die jüdischen Schriften dem Geiste nach aufzufassen. Was er nun mit seiner philosophischen Bildung nicht vereinigen kann, wenn er es als geschichtliche Wahrheit nimmt, das sucht er sich so zu vermitteln, dass er eine tiefere Lehre darin zu erkennen sucht und diese bildlich eingekleidet sieht. Es wurde durch diesen Versuch das Judenthum Vielen näher gebracht, welche sich von demselben zurückgestoßen fühlten, sobald man ihnen zumuthete, die alten Ueberlieferungen von der Schöpfung, dem Sündenfall u. s. w. für buchstäbliche Geschichte anzuerkennen. — Auch bildete sich in der Nähe von Alexandria eine Gesellschaft, welche den Essäern ähnlich war und daher für eine Verpflanzung derselben nach Aegypten angesehen ist. Die Therapeuten haben in ihrer Lebensweise Viel, das an die Essäer in Palästina erinnert. Denn es waren einzelne Männer und Jungfrauen, welche sich an die stillen Ufer des Sees Möris zurückzogen, um ein einfaches, frommes Leben zu führen. Sie wohnten einzeln in ihren Zellen, beschäftigten sich mit Gebeten und Berathungen über

religiöse Dinge. Die heiligen Schriften suchten sie bildlich aufzufassen und bemühten sich, einen geheimnißvollen Sinn in denselben zu entdecken. Sie ernährten sich von Wasser und Brod, welches sie nur am Abende genossen, da sie sich schämten, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, solange die Sonne am Himmel stand. Auch haben sie eine Art einfaches Liebesmahl unter einander gehalten. Der innerste Grund ihres Lebens war „Schmerz über das Böse", das in der Welt geschah, und das Streben, alle körperlichen Triebe zu Gottes Ehre zu unterdrücken.

Wenn die Juden selbst sich weithin verbreitet hatten, so gab es auch Viele, welche zu ihnen übertraten. Die Israeliten haben nicht ihre Ueberzeugung Andern aufzwingen wollen, sie strebten nicht nach einer Ausbreitung ihrer Religion. Im Gegentheil, sie haben die Aufnahme in ihre Gemeinschaft so erschwert, daß Leichtsinnige dadurch fern gehalten wurden. Sie pflegten unter den Proselyten zwei Klassen zu machen: Proselyten des Thores heißen diejenigen, welche noch nicht zur Beobachtung aller jüdischen Gebräuche gekommen waren; und Proselyten der Gerechtigkeit waren solche, welche in jeder Beziehung als Juden angesehen werden durften. Unter Denen, die aus Ueberzeugung Juden geworden waren, befanden sich viele sehr rege Menschen; und das Christenthum hat am Anfange vorzugsweise unter den sogenannten „Judengenossen" seine Anhänger gefunden.

So lagen im Ganzen die Verhältnisse, unter denen das Christenthum erscheint. Wir können nicht sagen, daß diese Verhältnisse das Christenthum bilden, vermögen überhaupt nicht die Gründe wahrzunehmen, aus denen seine Erscheinung abzuleiten ist. Es tritt mit der Kraft des Geistes hervor, und von diesem heißt es: „Du hörest sein Sausen wohl; aber Du weißt nicht, von wannen er kommt."

V.

Die verschiedenen Auffassungen des Lebens Jesu.

Das Christenthum trat nicht als eine gemeinsame Arbeit verschiedener Persönlichkeiten ins Leben und war also nicht das Resultat sorgfältiger Ueberlegung oder kluger Berechnung, es erschien vielmehr als That des Geistes. Dieser erfüllte mit seiner göttlichen Kraft den Erlöser, offenbarte sich in seinen Worten und noch mehr in seinem Leben. Es war natürlich, dass dieses nicht vollständig ergriffen werden konnte; nur Einzelnes vermochten die Menschen an ihm zu verstehen, aber für die Fülle seiner Klarheit fanden sie keine Worte. Daher ist sein Leben so verschieden aufgefasst und so mannichfaltig dargestellt, dass wir durchgehende Unterschiede dabei bemerken und uns schwer einer bestimmten Auffassung ganz anschließen können. Sehen wir nun, wie man das Leben Jesu aufzufassen versucht; und prüfen wir jede Vorstellung von demselben so unbefangen, als es uns möglich ist!

Mit unmittelbarer Verehrung hingen die Jünger an ihrem Meister. Sie nahmen seine Worte mit ihrem Gemüthe auf, suchten sie, so weit ihr Verständniss reichte, zu begreifen und darnach zu handeln. Es konnten aber unter ihnen keine Versuche entstehen, das Verhältniss Jesu zu Gott und zu den Menschen deutlich zu machen und besondere Ansichten über seine Person zu bilden. Zu sehr war ihr Gefühl in Anspruch genommen, zu viel hatten sie mit der Erfüllung seiner Gebote zu thun, als dass sie der kühlen Betrachtung über ihn Raum gestattet hät-

ten. Erst als man später die christliche Religion der Prüfung unterwarf und Gründe zu ihrer Rechtfertigung suchte, haben sich die Auffassungen des Lebens Jesu bilden können. Im zweiten und dritten Jahrhunderte begegnen wir nun der ältern menschlichen Auffassung seiner Person. Ein großer Theil der Christen macht sich die Vorstellung von Christo, daß er ein Religionsstifter ist, wie es auch andere giebt. Er wird also einem Moses, Zoroaster, Buddha gleichgestellt; ist ein ausgezeichneter Mensch gewesen, aber auf gleiche Weise ins Leben getreten, wie alle übrigen Sterblichen, er hat sonach menschliche Unvollkommenheiten gehabt, von denen er sich beengt fühlte, über die er sich aber auch erhob. Er wurde dann von seinen Gegnern verfolgt, blieb standhaft, musste große Leiden ausstehen und ist für seine Ueberzeugung am Kreuze gestorben. Seine Religion zeichnet sich durch Klarheit und Einfachheit aus und ist geeignet, über die andern Religionssysteme gestellt zu werden. Dieser Auffassung haben sich vorzugsweise die Germanischen Völker des Mittelalters angeschlossen und sie auf ihren weiten Zügen vom fernen Asien bis an die Meerenge von Gibraltar getragen. Sie konnten solche Gedanken am besten verstehen, und es war ihr Christenthum jedenfalls lebendiger, solange sie solche aus sich erzeugte Vorstellungen hatten, als später, da sie sich einem unverstandenen Bekenntnisse überlassen, zu dem sie einzelne Machthaber zwingen. Wir dürfen überhaupt nicht glauben, dass in dieser Auffassung durchaus eine Herabwürdigung des Erlösers liegt. Derselbe wird darin recht hoch gestellt und kann einen nachhaltigen Einfluss auf das Leben der Christen gewinnen, weil er vorzugsweise als Vorbild erscheint, dem man nachstreben kann und soll.

Doch zu gleicher Zeit halten sich die Geistlichen für verpflichtet, eine entgegengesetzte Ueberzeugung geltend zu machen, weil ihnen bei der angeführten Jesus nicht hoch genug zu stehen kommt. So bildet sich die übernatürliche oder supranaturalistische Auffassung. Diese behauptet, dass in dem Leben Jesu nichts auf natürliche Weise geschehen sei. Es scheint den Vertretern dieser Meinung gefährlich, in irgend einer Weise Christum

von den Gesetzen der Natur abhängig zu machen. Also heißt es, dass seine Geburt auf Erden in das Reich der Wunder gehöre, es mussten dabei „wirkliche Engel“ den Hirten erscheinen, also Mittelwesen zwischen Gott und Mensch, diese hätten Jesum in das Leben eingeführt und ihn dann auch äußerlich in schweren Stunden gestärkt. Das Wesen Jesu wäre hiernach allein göttlich; sein Leib sei ein anderer Leib, als wir ihn hätten, in demselben wohnten nicht solche Neigungen, wie in unserm Körper. Jesus habe nicht mit bösen Regungen zu kämpfen gehabt, er hätte solche Regungen gar nicht gekannt. Seine Lehre sprach er, so wird uns weiter gesagt, wörtlich so aus, wie sie ihm von Gott selbst in den Mund gelegt sei; er habe nicht weiter sich entwickeln und vorwärtsstreben können, weil er schon bei seiner Geburt vollkommen gewesen wäre. Seine Thaten sind somit alle Wunder. Sein Leiden ist nicht wirklich empfunden, weil er einen andern Leib hatte als wir, und sein Tod ist auch etwas Anderes, als ein gewöhnlicher Tod. — Wenn diese Ansicht sich gebildet hat, um Christum recht hoch zu ehren, so wollen wir die Absicht gern anerkennen. Was aber soll man mit einem solchen blassen, leblosen Christusbilde anfangen? Kann dieses auch zu etwas Anderm führen, als zu dem niedrigsten Aberglauben, der sich gedankenlos vor Jesu niederwirft und mit Bekreuzigen und Verneigen schon ein Christ geworden zu sein glaubt? Wenn Christus nicht denselben Versuchungen ausgesetzt ist, wie wir; so ist es kein Vorzug, dass er fehlerlos blieb, dann konnte er nicht anders, und wir sind entschuldigt, wenn wir schwach befunden werden. Und wenn er in seinen Leiden nicht denselben Schmerz fühlte, wie jeder Sterbliche, so können wir in seiner Standhaftigkeit und Geduld keinen Trost sehen und werden von ihm nicht lernen können. Hat er nicht ebenso mit dem Tode gerungen, wie wir, so kann sein Todeskampf uns nicht mit der überirdischen Kraft erfüllen, auch in der letzten Stunde auszuharren. Diese übernatürliche Auffassung zieht den Erlöser aus dem Leben heraus, da er doch so ganz in unser Leben hineingehört, und stellt das große Werk der Erlösung als „fertig“ und „abgeschlossen“ außer uns

hin. Sie entstellt und verflacht das ganze Christenthum, hindert die Erkenntniss der Wahrheit und, was das Schlimmste ist, verleitet zur Trägheit des Geistes. Sie hat die Religion Jesu den Menschen recht leicht machen wollen und nichts mehr von ihnen verlangt, als Gedankenlosigkeit und etwas von jenem todten Glauben, der das Gegentheil des wahren Glaubens ist. Wie weit daher diese Auffassung des Lebens Jesu auch verbreitet sein mag, und wie sehr sie sich rühmt, fast in allen religiösen Gemeinschaften der Christen zu herrschen; so können wir uns in ihr nicht befriedigt fühlen und dürfen es nicht bedauern, wenn sie mit allen Waffen der Wissenschaft angegriffen und beseitigt würde.

In denselben Fehler verfällt aber auch die scheinbar ganz entgegengesetzte Auffassung, welche man die vernunftgemäße oder rationalistische zu nennen pflegt. Diese will ebenfalls mit dem Verstande, also äußerlich, auffassen, was viel tiefer zu nehmen ist. Sie sucht sich ebenfalls ein System von dem Leben Jesu zu machen; und wenn dieses auch ganz anders ausfällt, als bei den Supranaturalisten, so liegt doch der Grundfehler beider Auffassungen eigentlich darin, dass man in ein äußeres System zu zwängen sucht, was jedes Systems spottet und freies, göttliches Leben ist. — Verschieden gefärbt sind die rationalistischen Auffassungen je nach den Zeiten und Personen. Der ältere Rationalismus hat seinen Hauptvertreter in Paulus gefunden, der mit Consequenz seine Ueberzeugung verfolgte. Er ist der Meinung, dass Alles, was in dem Leben Jesu erzählt wird, unter die gewöhnlichen Gesetze der Natur gebracht werden müsse, wie sie uns bekannt sind. Sein ganzer Gesichtskreis beschränkt sich auf die alltäglichen Dinge, die gestern und heute dieselben sind; nur, was den Sinnen sich als vorhanden beweist, ist da, höhere Naturgesetze, die noch unerforscht sind, kann sich Dr. Paulus nicht denken. Unbegreiflich ist es nun, wie ein wissenschaftlich gebildeter Mann die biblischen Erzählungen von dem Leben Jesu so auslegen kann, als wären darin nur ganz gewöhnliche Vorgänge mitgetheilt, und als hätten die Schriftsteller der Bibel auch die Absicht, nichts An-

deres als natürliche Dinge von Christo zu erzählen. Die Engel also, welche die Geburt Jesu der Maria vorhersagen, sollen hiernach Menschen gewesen sein, die sogenannten himmlischen Heerschaaren müssten also auch Personen gewesen sein, die sich damals freudig erregt zusammengefunden hätten. Die Wunder, welche Jesus selbst thut, sind demnach auch natürliche Ereignisse. Wenn er das Wasser in Wein verwandelt, so sagt diese Auffassungsweise, es stehe ja nicht da, ob man nicht in die „steinernen Wasserkrüge" Wein selbst hineingegossen habe. Sind so viele Tausende mit wenig Brod und Fischen gesättigt, so steht ja nicht da, dass sie gerade davon satt geworden wären, sie könnten wohl noch andere Speise mit sich gebracht haben. Wird die Erweckung des todten Mägdleins erzählt, so ist das vermeintliche Wunder damit erklärt, dass das Kind nicht todt war, wie es dazu von Jesu selbst erwähnt sei: „das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft." Dieselbe Ausflucht findet diese Richtung bei der Erzählung von der Auferweckung des Lazarus und am Ende bei der Auferstehung Jesu selbst. — Sobald diese rationalistische Auffassung ihre Consequenzen selbst zog, hatte sie auch das Urtheil über sich gesprochen. Weil es ihr ganz an dem historischen Gefühl fehlt und sie mit einer unerhörten Frechheit den Sinn der biblischen Darstellungen verdreht, so musste es bald klar werden, dass sie von vorgefassten Meinungen geleitet wurde und nach ihrem Sinne sich die Wahrheit zurechtlegen wollte. Es währte daher nicht lange, und der Heidelberger Paulus wurde nur noch als Merkwürdigkeit angestaunt, um zu beweisen, wohin sich ein deutscher Professor verirren kann. Man wird gegenwärtig kaum noch Einen auf einer Universität finden, der den Muth hätte, diese Verirrung des Rationalismus zu vertheidigen.

Aber andere Auffassungen haben sich Bahn gebrochen und für den Augenblick nicht unbedeutenden Anklang gefunden. Die Bearbeitung des Lebens Jesu von David Friedrich Strauß ist als ein streng wissenschaftliches Werk wohl zu beachten. Es spricht sich darin keine Leidenschaftlichkeit aus, und man hat keine unreine Absicht dahinter zu wittern. Strauß ist ein Mann der

Wissenschaft, er sucht ehrlich, scheut keine Folgerung; er vergleicht gewissenhaft ähnliche Erscheinungen und spricht dann seine Meinung entschieden, aber durchaus würdig aus. Es ist nicht sein Streben, Jesum verkleinern oder schmähen und geringschätzen zu wollen, er stellt im Gegentheil Christum sehr hoch und sucht aus dieser begeisterten Verehrung die Entstehung der wunderbaren Erzählungen über ihn zu erklären. Man muss zum Unterschiede von Andern seine Ansicht die mythische nennen. Strauß ist Kenner des klassischen Alterthums, er hat die gründlichen Werke über die Entstehung der homerischen Gesänge wohl gewürdigt und weiß sie auf das Leben Jesu anzuwenden. Eine erhabene Vorstellung ist es, die er vor uns aufrollt: Jesus lebte ein so ausgezeichnetes Leben, sprach so tief und verständlich über die heiligsten Dinge der Religion, er that so vieles Ungewöhnliche, dass seine Jünger von der tiefsten Verehrung für ihn ergriffen wurden. Sie sahen ihn für etwas Höheres an als einen gewöhnlichen Menschen, sie sprachen so begeistert von seinem Thun, dass ihre Worte ihm wunderbare Kräfte beilegten. Eine absichtliche Verherrlichung seiner Person sollen hiernach die Berichte von seinen Wundern sein, die uns die Bibel überliefert. — Suchen wir uns auf den Standpunkt des Lebens Jesu von Strauß zu stellen, so ist unstreitig Manches für seine Ueberzeugung anzuführen, doch lässt sich dieselbe wissenschaftlich nicht rechtfertigen. Strauß setzt voraus, dass die Wunder in der Absicht gedichtet worden seien, um Jesum zu verherrlichen. Diesen Eindruck erhalten wir aber nicht, wenn wir diese Erzählungen sorgfältig lesen. Wer einen Andern verherrlichen will, pflegt seine Eigenschaften mit vollem Munde zu preisen, wenigstens in einem Tone zu sprechen, der etwas von seiner Absicht verräth; und die biblischen Berichte sind so außerordentlich einfach, kurz, ja abgebrochen und unvollständig, dass sie vielmehr als trockene Ueberlieferungen anzusehen wären. Ferner, wer die Absicht hat, das Leben eines Andern in ein schöneres Licht zu setzen, der wird sich wahrscheinlich einen bestimmten Plan entwerfen, nachdem er die einzelnen Darstellungen in Zusammenhang bringt; — und von solchem Plane können

wir in der evangelischen Geschichte fast nichts bemerken, die einzelnen Berichte sind ganz lose an einander gereiht, und es scheint, als ob die Berichterstatter sie so zusammengestellt hätten, wie es ihnen zufällig in den Sinn gekommen ist, wobei sie oft ein ähnlich klingendes Wort geleitet haben mag. Auch ist vorauszusetzen, dass den Evangelisten die äußern Widersprüche nicht entgangen sein werden, die bei verschiedenen ihrer Erzählungen auf den ersten Augenblick zu bemerken sind. Sollten sie nun, wenn sie absichtlich ein erhabenes mythisches Bild von dem Erlöser zeichnen wollten, nicht mit geringer Mühe das ausgelassen haben, was nicht in ihr Bild stimmte? — So gründlich Strauß seine Ideen zu rechtfertigen sucht, so ist doch seine Hypothese wissenschaftlich nicht zu halten.

Es liegt wohl in der gründlichen Tiefe des Dr. Strauß, wenn seine Ausführungen bei Weitem nicht die allgemeine Theilnahme gefunden haben, als ein Wort, welches jeder Wissenschaftlichkeit und eigentlich auch des Ernstes entbehrt, ich meine das so viel besprochene „Leben Jesu von Renan“. Man ist mit einem Namen für diese Art der Auffassung in Verlegenheit, am besten wäre sie vielleicht die romanhafte zu nennen. Denn der Franzose bemüht sich aus dem Leben Jesu einen Roman zu machen. Er sucht durch Naturschilderungen zu fesseln, weiß recht ausführlich die schönen Gegenden um den See Genezareth auszumalen, er stellt hier Alles anmuthig zusammen mit der Genauigkeit, wie es nur Der vermag, der in diesem Lande bekannt ist. Aber unmöglich können uns diese lieblichen Bilder für den Mangel an Tiefe entschädigen, der uns in diesem Buche allenthalben entgegentritt. So gern wir es zugeben, dass Jesus ein Freund der Natur gewesen ist und oft seinen Blick über die anmuthigen Gefilde seiner Heimath schweifen ließ, so wenig genügt uns diese seine Eigenthümlichkeit. Einen großen Aufwand von Worten verwendet Renan auf die kleinen menschlichen Verhältnisse, unter denen Jesus heranreifte, er untersucht, was er wohl von Schulkenntnissen sich angeeignet habe. Im Grunde schildert er aber den Helden seines Buches so unwürdig,

ja so gemein, daſſ er auch noch nicht einmal im ganz gewöhnlichen Sinne ein besserer Mensch genannt werden könnte. Nicht ein „Held“ ist diese Figur, sondern ein „Bühnenheld,“ der das Leben als ein Theater ansieht, auf dem er gern eine Rolle spielen möchte. Berechnen läſſt er ihn, was wohl am vortheilhaftesten für ihn wäre, wie er sich zu benehmen habe, um Glück unter den Menschen zu machen. Man sieht, was dem Verfasser als das Höchste erscheint, wie es sein Ideal ist, schlau die Schwächen seines Zeitalters zu belauschen und darauf seine Pläne zu gründen. Wem darin überhaupt etwas Großes liegt, und wer noch nicht einmal mit sich selbst im Klaren ist, wie irgend eine wirklich bedeutende Persönlichkeit handelt, der sollte sich nicht an eine Schilderung der erhabensten Persönlichleit gewagt haben. Er konnte nur eine Fratze liefern. Die Person, von welcher Renan schreibt, ist nicht einmal sittlich zu nennen, denn sie ist nicht erfüllt von der Wahrheit, sie ist nicht des Gedankens fähig, sich für etwas Großes zu opfern.

Wie leichtfertig das ganze Buch geschrieben ist, zeigt sich auch in der Schilderung der Frauen, mit denen Jesus Umgang gehabt hat. Der Verfasser bemüht sich, sie so viel wie möglich mit Ausdrücken des Romans zu bezeichnen und unterläſſt dann auch nicht, darauf anzuspielen, daſſ Jesus wahrscheinlich mit einer derselben in einem vertrautern Verhältnisse gestanden hätte. Indem so die Person des Buches herabgezogen wird, erscheint es sonderbar, daſſ doch an andern Stellen wieder mit absichtlicher Häufung der Ausdrücke gesagt wird: Jesus war der „Schöpfer der ewigen Religion der Menschheit,“ er „wandelte die seltsamen Verblendungen seiner Zeit und seines Stammes in erhabene Wahrheiten um.“ Renan findet es „sehr glücklich“, daſſ Jesus vom „Himmelreich“ und vom „Reiche Gottes“ gesprochen. Er meint, diese Worte drücken das „Bedürfniſſ der Seele nach einer Ergänzung des Erdenschicksals, nach einer Ausgleichung für das wirkliche Leben aus.“ Er stellt sich somit auf einen sehr hohen Standpunkt, von dem aus er selbst solche „Bedürfnisse der Seele“ zwar nicht kennt, aber sie doch mit ihren „phantastischen Voraussetzungen“ Andern

gönnt. Das ist nicht die Sprache des bescheidenen Forschers, sondern das ist die Rede eines blasirten Kopfes, der über solche Dinge, wie Frömmigkeit, Andacht, längst fort ist, und der das Christenthum glaubt, verstehen zu können, wenn er den Boden betritt, auf dem der Fuß Jesu wandelte. Wie doch zuweilen zwischen der entgegengesetztesten Auffassung eine Aehnlichkeit zu finden ist, die wir die Ironie der Geschichte nennen möchten: der äußerlich so fein gebildete Mann der Gegenwart verfällt in denselben Fehler, den die Pilger des ungebildeten Mittelalters begingen, als sie in Palästina das wahre Christenthum suchten. Beide sind aber auch nicht so verschieden, als es scheint, denn sie wissen im Christenthum nicht die Schale vom Kerne zu unterscheiden. — Die stärkste Zumuthung an die Leichtgläubigkeit seiner Leser macht aber Ernest Renan, wenn er sich in offenbare Widersprüche mit sich selbst verwickelt. Er kann behaupten, wenn Jesus nach der Verkündigung seiner Lehre, wie sie die Bergpredigt uns mittheilt, gestorben wäre, so würde uns manches „störende Blatt seiner Lebensgeschichte“ fehlen; und doch sagt er sehr bald darauf: Jesus musste „mit dem eigenen Blute seinen Triumph erkaufen.“ Wie soll das nun in Einklang gebracht werden; wenn er erst durch seinen Tod die Wahrheit besiegelte, wie sollte es dann besser gewesen sein, wenn er ohne Leiden und Kämpfe geblieben wäre? — Eigenthümlich erscheint uns besonders noch der Ausdruck, den wir in dem Buche finden, dass Jesu Leben eine „Idylle“ sein soll. Das ist eine merkwürdige Vorstellung von einer Idylle. Bis jetzt wenigstens versteht der Sprachgebrauch darunter ein heiteres, ländliches Familienbild. Und das ernste Ringen Jesu, sein Streben nach Erlösung, seine schweren Kämpfe so zu bezeichnen, ist unerhört. Sein Leben ist doch wenigstens, wenn wir uns Vergleiche aus der Poesie erlauben wollen, ein sehr ernstes Drama. Soviel Ehrfurcht vor dem am Kreuze sterbenden Christus hätte man wohl von Renan erwarten sollen, dass er nicht das Heiligste mit spielerischen Worten bezeichnet hätte. Das einzige Gute, was sich in dieser Darstellung von dem Leben Jesu findet, sind die biblischen Ausdrücke, die angeführt werden. — Es ist daher

mit Recht zu erwarten, dass die Zeit über solche Auffassungen hinwegeilt; und es wird nicht lange währen, so ist die Aufregung, welche Renan's Leben Jesu hervorrief, vergessen. Doch muss es uns sehr zum Nachdenken auffordern, wie es möglich gewesen ist, dass ein so flüchtig geschriebenes Buch nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland soviel von sich reden macht, und dass es in der Gegenwart verhältnissmäßig viel gelesen ist. Dieser Umstand lässt uns einen tiefen Blick in die traurigen Verhältnisse der gegenwärtigen christlichen Kirche thun. Diese hat es versäumt, in ihren Mitgliedern klare Ueberzeugungen zu wecken. Sie fordert nicht zum Nachdenken auf, sondern verlangt, dass unverstandene Glaubensbekenntnisse auswendig gelernt werden sollen. Daher wissen so viele Christen unsrer Zeit nicht, was sie von dem Erlöser denken sollen, sie sind nie zur Prüfung seines Lebens aufgefordert. Worin sein Evangelium besteht, ist ihnen nicht klar, die heilige Schrift ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. Wenn man die Kinder nicht anders erzieht und sie frühzeitig zum klaren Denken über die Religion gewöhnt, so darf man sich nicht wundern, wenn sie ohne Urtheil Alles anstaunen, das neu ist und ihnen Aussichten eröffnet, die noch nie an ihre Seele getreten sind.

Doch haben wir auch noch andere bessere Auffassungen des Lebens Jesu in Deutschland kennen gelernt. Herder und Schleiermacher bemühten sich im Ganzen das im Leben Jesu hervorzuheben, was ihn uns nahe bringt und lieb macht. Ihre Auffassung könnten wir am ehesten die sittliche nennen. Der Erstere spricht sich über die einzelnen Wunder nicht klar aus und versucht daher in richtigem Takte gar keine Vorstellung davon zu geben. Das Menschliche, was sich in ihnen ausspricht, das Mitgefühl mit den Leiden, das richtige Verständniss des Andern, die augenblickliche Bereitwilligkeit zu helfen, sind für ihn das Wesentliche, weil alles Uebrige sich unsrer Betrachtung entzieht. — Der Andere, Schleiermacher, stellt nach seiner gewohnten wissenschaftlichen Weise die Unterschiede in den Wundern Jesu geschickt neben einander. Er unterscheidet Wunder des „Wissens" und des „Könnens". Die erstern lassen sich leicht als eine na-

türliche Folge des schärfern Beobachtens Jesu ansehen, während die letztern auch in vielen Fällen eine Einwirkung des Geistes Jesu auf den Geist des zu Heilenden gewesen sein sollen. Schwierig sind dann aber die Wunder zu erklären, in denen Jesus auf die leblose Natur, also z. B. auf das Wasser, einwirkt; auch bleiben noch andere Schwierigkeiten unerklärt, wenn man an die Wunder denkt, welche mit Jesu geschehen sind. Die Kindheit und Geburt, sowie die Himmelfahrt, lässt Schleiermacher freilich auch in eine „Mythe" verschwinden. — Man sieht aus diesen Bemühungen deutlich das Streben hervor, den Erlöser würdig aufzufassen; doch können sie uns nicht befriedigen.

Verwandt mit diesen Ansichten, doch bedeutend unklarer und in der Art der Darstellung mangelhafter ist das „Charakterbild Jesu von Schenkel." In diesem wird an vielen Stellen die sittliche Hoheit des Erlösers hervorgehoben und zugegeben, dass die verschönernde Mythe Zusätze darum gewoben habe. Befremdend erscheint es uns dann wieder, dass wir etwas Anderes, welches uns ebenso unerklärlich erscheint, als Thatsache annehmen sollen. Das Werk von Schenkel macht daher den Eindruck, als ob der Herr Verfasser noch nicht recht weiß, wo er sich eigentlich hinstellen soll; er hält fest und giebt auf, nicht, wie es die Wissenschaft fordert, sondern, wie es ihm beliebt. Man kann es daher Strauß eben nicht verdenken, wenn er für Herrn Schenkel den Standpunkt eines „Halben" geltend macht.*) Der Grundirrthum dieser und aller ähnlichen Ansichten liegt in der unausführbaren Scheidung zwischen der Wirklichkeit und der verschönernden Sage. Eine solche Trennung ist wissenschaftlich nicht zu billigen. Wie ist es überhaupt möglich, bei einem Werke aus so alter Zeit „Dichtung und Wahrheit" aus einander

*) Die Beurtheilung Schenkel's konnte beim mündlichen Vortrage im Winter 1864—65 nicht mit diesen Worten erfolgen, weil die Vertheidigung Schenkels und die Schrift von Strauß: „Die Halben und die Ganzen" noch nicht erschienen war. Der Verfasser hat sich zur richtigen Würdigung des Schenkelschen Standpunktes erlaubt, beim Niederschreiben den Ausdruck zu ändern.

reißen zu wollen? Ist nicht Beides in Eins zusammengewachsen? — Welchem gebildeten Menschen könnte es jetzt noch in den Sinn kommen, bei den Werken Homers Wirklichkeit und Poesie von einander zu trennen und seine Helden so nackt hinzustellen, wie die gemeine Auffassung sie zu geben vermöchte? — Die biblische Darstellung des Lebens Jesu ist aber auch ein altes ehrwürdiges Werk der Christen, an dem Jahrhunderte arbeiteten; und untrennbar ist Wirlichkeit und Mythe. Wenn man also auch nicht die Verketzerung Schenkels durch die Geistlichen seines Landes billigt, so kann uns doch seine Auffassung des Lebens Jesu in keiner Weise genügen.

Und was sollen wir denn mit den verschiedenen Auffassungen anfangen? Wir können uns keiner unbedingt anschließen. Das muss uns aber vor Allem feststehen, dass Jeder berechtigt ist, sich ein Bild von dem Erlöser zu machen, wie er es im Stande ist. Keiner ist deshalb anzufeinden, weil er sich Vorstellungen hingiebt, die nicht mit den herrschenden übereinstimmen. Nicht nach seinen Ansichten über das Leben Jesu ist sein Christenthum zu beurtheilen. Wir können keine richtige Auffassung hinstellen und vermögen die Worte nicht anzugeben, mit denen man über ihn sich ausdrücken soll. Die vollständigste Freiheit gewährt hierin das wahre Christenthum. Wir werden uns aber auch freuen müssen, dass dieser ernste Gegenstand in unsern Tagen wieder Anklang findet. Vor nicht zu langer Zeit hätte man den Menschen nicht mit solchen Untersuchungen kommen dürfen, höchstens die Geistlichen hätten sich ihres Amtes wegen damit beschäftigt, die meisten derselben würden sich aber auch der eignen Prüfung entzogen und einzelnen Stimmführern nachgesprochen haben. Das ist jetzt anders. Das Volk fängt an sich um das Christenthum und seine Quellen zu kümmern, es will sich nicht mehr blind gefangen geben, sondern versucht sich mit eignem Urtheil. Fällt dieses dann auch oft sehr oberflächlich aus, so ist es doch schon ein Fortschritt, dass man wieder einige Theilnahme für seine Religion fühlt. Und wird nur damit fortgefahren, so ist kein Zweifel, dass die Wahrheit auch durchbringt.

Wollen wir aber in diesen neu angeregten Ideen zur Klarheit kommen, so müssen wir bei aller Duldsamkeit doch in unserer Meinung auch fest sein. Wir dürfen uns nicht scheuen, die Mängel der herrschenden Auffassungen auszusprechen und in unserem Tadel die größte Bestimmtheit zu gebrauchen. Mild und duldsam gegen die Personen, aber scharf gegen den Irrthum! Es darf sich Niemand diese eigene Anstrengung ersparen, er kann nur von dem Bilde Jesu Segen erwarten, das er mit seinen Begriffen in Einklang setzt, das in seinem Innern wurzelt. Sollte dieses auch viel unvollkommener sein, als die Vorstellung, welche sich Andere zu machen vermögen; nur, was im Herzen lebt und verstanden wird, vermag zu erheben. Und wären wir wirklich so arm, hätten wir so gar nichts von christlichen Begriffen in uns, dass wir zu Andern gehen und bei ihnen borgen müssten? — Brächten wir in der That kein Bild Jesu in unserm Geiste zu Stande? — Das wäre eine große Anklage gegen uns. Aber dann könnte uns die Idee, welche ein Anderer von Christo hat, auch nichts nützen. Versuchen wir denn selbst, so gut wir es vermögen, uns das Leben Jesu vorzustellen! Nur dass wir es sogleich von der rechten Seite anfangen! Bloß mit dem Verstande zeichnen, wird nicht genügen, das Gemüth muss seinen Antheil daran nehmen. Und es wird nicht darauf ankommen, dass in unserer Auffassung Alles äußerlich zierlich geordnet sei, sondern dass unsere Vorstellung von dem Erlöser Einfluss auf unser Leben gewinne, uns tröste und bessere. Denn „Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen.“

VI.

Versuch eines Bildes von dem Leben des Erlösers.

Wenn ich es versuche, Ihnen ein Bild von dem Leben Jesu zu entwerfen, so fühle ich wohl, wie weit der Gegenstand über meine Kräfte erhaben ist, und dass ich es nicht vermögen werde, Ihre gerechten Anforderungen zu befriedigen. Denn die Sprache hat überhaupt keine Ausdrücke, welche das Erhabenste würdig bezeichneten; sie bewegt sich in Bildern und hat ihre Vorstellungen aus einem Gebiete entlehnt, das der Sinnenwelt angehört. Das Höchste lässt sich nicht ausdrücken, es will gedacht und empfunden werden. Sie werden also von meinen mangelhaften Worten absehen und das Beste zu meinem Bilde aus Ihrem eignen Innern hinzuthun müssen.

Will man das Leben Jesu verstehen, so muss man aber vor Allem jeden dogmatischen Begriff fern halten, dieser verschließt unser Auge für das frische Leben und lässt uns allenthalben nur Erstarrung erblicken. Machen wir uns von vorn herein bestimmte kirchliche Vorstellungen von der Person Jesu und übertragen diese auf die natürlich schönen Erzählungen von Christo, so werden uns dieselben verzerrt, und wir haben keine unbefangene Freude mehr daran. Glauben wir, dass wir hinter Allem einen kirchlichen Glaubenssatz zu suchen haben, so erhalten wir aus dem ganzen Leben des Erlösers nur ein künstliches System, das dem Verstande vielleicht genügt, aber nie das Herz befrie-

digt. — Aber ebenso fern müssen wir uns auch von aller Zweifelsucht halten, welche mit Misstrauen an die biblischen Berichte geht und in dem Vorurtheil befangen ist, dass sie nicht ächt sein könnten, weil sie Mittheilungen machen, die mit dem alltäglichen Leben nicht übereinstimmen. Man muss den Erzählungen des neuen Testamentes dasselbe Recht einräumen, wie allen ältern Ueberlieferungen und sie nicht mit spöttischem Lächeln zur Seite schieben, weil sie oft durch Unwissenheit entstellt und darum so ausgelegt worden sind, dass wir uns mit Entrüstung abwenden. Wer Wahrheit sucht, darf überhaupt nichts anzweifeln, sonst nimmt er einen parteiischen Standpunkt ein; es geziemt ihm vielmehr, zu prüfen und den Sinn herauszusuchen. — Um das Leben Jesu zu verstehen, muss man aber noch mehr jede niedrige Auffassung unterdrücken. Denn wie kann Der Jesum auch nur annähernd erkennen, der nur für das Sinnliche und für das Gemeine Aufmerksamkeit besitzt? Ihm werden in der äußern Darstellung unzählige Widersprüche begegnen, die ihn verwirren; er kann die Gesinnung nicht verstehen, die er selbst nicht kennt. Er wird Berechnung erblicken, wo die vollste Uneigennützigkeit vorhanden ist. Nimmer kann er das Ungewöhnliche in Uebereinstimmung setzen, weil nur eine höhere sittliche Anschauung die scheinbaren Widersprüche des irdischen Lebens ausgleicht. Unsere Gedanken müssen sich von kleinlichen Fesseln befreit haben; wir müssen uns sittlich erheben, wenn wir das eigentliche Wesen unsres Erlösers ahnen wollen. — Aber auch das ist zum Verständniss nothwendig, dass wir mit Liebe die Geschichte Jesu an uns vorübergehen lassen. Wir hören zwar von sogenannten unparteiischen Beurtheilern das Gegentheil: sie verlangen Kälte und Gleichgiltigkeit für das, was beurtheilt werden soll, und meinen, das Herz dürfe sich dabei nie geltend machen. Untersuchen wir aber diese Forderung gründlicher, so ist nur das in ihr wahr, dass die Leidenschaft von jedem Urtheil fern zu halten ist. Aber das Herz hat sein Recht, und es soll dasselbe auch überall behaupten. Selbst in der Naturwissenschaft macht nur Derjenige Fortschritte in seiner Erkenntniss, welcher mit der ganzen Wärme

seiner Seele sucht, und der Gleichgiltige steht auch vor dieser Wissenschaft und starrt sie an, ohne in ihr geistiges Wesen einzudringen. Wie man überhaupt keine Persönlichkeit wirklich zu erfassen vermag, wenn man sich nicht mit Liebe in ihre Seele hineindenkt; ebensowenig kann Christus von Jemandem verstanden werden, der ihn nicht liebt. Mit Begeisterung muss man sich dem Guten hingeben, erwärmt muss man für das Edle sein, dann nur kann von einem Verständniss des Lebens Jesu die Rede sein.

Versuchen wir nun auf diese Weise das Leben des Erlösers zu betrachten, so finden wir schon in der Erzählung von seinem Anfange eine herrliche Vereinigung von Himmlischem und Irdischem: Die fromme Maria zieht in äußerer Armuth mit Joseph nach dem kleinen Bethlehem. Mühselig wandert sie dahin, aber in ihrem Herzen ist sie voll der tiefsten Demuth und Unschuld, sie ist des „Herrn Magd," die sich Allem unterwirft, was Gott über sie bestimmt. Unendlich ist ihre Freude, da Gott ihr einen Sohn schenkt, sie erhebt den Namen des Herrn, der Großes an ihr gethan hat. Und mit überirdischer Lust sieht sie das neugeborne Kind. Wie dürftig ihre Herberge auch ist, in den Elternherzen ist Dank gegen Gott und unendliches Glück. Mit der Geburt ihres Kindes ist der Welt Freude widerfahren, durch Jesum sollen alle Geschlechter gesegnet werden. Ahnungen der herrlichen Zukunft durchbeben die Hirten auf dem Felde, und das Prophetenwort schallt wieder: „Friede auf Erden!" — So wird uns die Geburt Jesu in Bildern vorgeführt, in denen eine tiefe, selige Freude liegt, und jedes unbefangene Gemüth findet darin den innern Jubel wieder, den es am Weihnachtsfeste immer aufs neue fühlt. Die Dogmatik freilich reißt dieses Bild mit Unbarmherzigkeit auseinander, vernichtet den poetischen Duft, der darauf liegt, und beginnt ihre sinnverwirrten Auseinandersetzungen von den Engeln. Sie schafft sich eine ganze „Engellehre," leitet diese sehr gelehrt aus Babylon her, oder wo es ihr sonst beliebt, sie macht Abstufungen zwischen höher und niedrigerstehenden Engeln, giebt Jedem besondere Geschäfte und hat sogar die Anmaßung, diese

Fantastereien als seligmachende Wahrheiten Andern aufdrängen zu wollen. Aber unsere Jugend ist hoffentlich noch nicht so verknöchert, dass sie sich durch solche Dinge die Weihnachtsfreude verkümmern ließe; und unsre Kinder werden hoffentlich nie die einfache Gesinnung verlieren, welche in der Erzählung von der Geburt Jesu die Wahrheit erkennt, dass der Erlöser erscheint, um die Erde in den Himmel zu verwandeln.

Wunderbar schön ist dann die Schilderung von der Kindheit Jesu. Er ist den verschiedenen Gefahren, die ihm drohten, glücklich entgangen und zur Freude seiner Eltern soweit herangereift. Da nahmen sie ihn in seinem zwölften Jahre mit nach Jerusalem auf das Osterfest, wie es die Sitte mit sich brachte. Jesus ist ein reich begabter Knabe, aber besonders tief ist in ihm das religiöse Gefühl entwickelt. Er richtet seine nachdenkenden Augen auf Alles, was ihn umgiebt, und denkt vor Allem über Den nach, von welchem Alles herkommt. In den Tempel zieht es ihn besonders, weil er sich gern von den Schriftgelehrten seines Volkes belehren lassen wollte. Der lebhafte Knabe sitzt unter den ergrauten Männern, hört auf sie und fragt sie. Seine Eltern, die besorgt ihn suchten, finden ihn; er verwundert sich über ihre Unruhe und fragt sie erstaunt: „wisset ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist?" — Gewohnt war er, zu dem himmlischen Vater emporzuschauen. — Ist das nicht eine so wahre Schilderung, dass wir dasselbe auch sonst wiederkehren sehen? Liegt doch in dem unverdorbenen Gemüthe der Kinder ein so tiefer Zug nach dem Unendlichen, dass wir oft erstaunen, wenn sie ihre klaren Meinungen uns aussprechen. Wer hätte nie in den Augen der Kinder die tiefe Wahrheit gelesen? wem wäre es nicht so gewesen, als ob aus ihnen Gott zu uns spräche? — Aber die Kirchenlehre kann auch diese Erzählung nur verstümmeln, denn sie will sich den „Knaben" Jesum als einen „gereiften" Mann vorstellen, der die Schriftgelehrten unterrichtet haben soll. Sie sieht sich zu dieser Auffassung durch die Vorstellung genöthigt, dass Jesus nicht zunehmen und sich entwickeln soll, sondern in unbegreiflicher Weise als schon „entwickelt" geboren wäre.

Würdig vorbereitet tritt Jesus in seinem dreißigsten Jahre sein Lehramt an. Er schließt sich an Johannes an, der vor ihm die Juden zu einer sittlichen Besserung zu führen suchte, und wollte sich auch durch das Zeichen der Taufe als ein Freund des Johannes bezeichnet sehen. Da bedenkt er, was er vor hat, welche Schwierigkeiten ihm entgegentreten werden, und wie er sein ganzes Leben zu einem Opfer hingeben müsse. Aber sein Geist erhebt sich mit Freudigkeit, er fühlt sich stark in Gott, und still, wie eine Taube, schwebt Kraft und Frieden auf ihn herab. Darnach beginnt er den Kampf. Von den heiligsten Gedanken bewegt geht er in die Wüste, um hier still sich zu stärken. Aber wie es so oft geschieht, es folgt auf die höchste Erhebung die Stunde der Gefahr, und nie sind die irdischen Versuchungen stärker, als wenn der Geist voll Andacht war. Jesus wird versucht. Die Genusssucht bemüht sich auch auf ihn ihr Recht geltend zu machen und seine Seele zu knechten, aber mit männlicher Entschiedenheit weist er sie zurück: wie sollte er das Irdische ausschließlich zu seinem Ziele erwählen? er weiß, „der Mensch lebt nicht von Brod allein.“ Darnach naht sich ihm die Ehrsucht. Er steht auf der Zinne des Tempels und könnte seine Kräfte zu seiner eignen Ehre benutzen; er vermöchte leicht, Aufsehen unter den Menschen zu machen, dass sie ihn bewundern müssten. Doch er unterdrückt auch diese Regung standhaft und will „Gott nicht versuchen.“ Noch aber hat er nicht zu Ende gekämpft. Die Herrschsucht erwacht, er sieht die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Könnte er sich das nicht alles aneignen? Und was wäre es denn für Unrecht, wenn er es thäte? Machen es nicht die Meisten so, die es nur irgend vermögen? Jesus will jedoch nicht den fehlerhaften Beispielen der Menschen folgen, sondern als ein Kind Gottes handeln. Er erkennt, dass er Gott anzubeten und ihm allein zu dienen habe. Und herrlich heißt es am Schlusse dieses Kampfes: „Die Engel traten zu ihm und dienten ihm.“ Ja, die Engel, das sind die guten, schönen, friedevollen, seligen Gedanken, welche den Menschen umschweben, wenn er seiner Pflicht getreu blieb und eine Versuchung bestand. — Wie wird aber auch diese

Erzählung von dem Antritte seines Amtes so entsetzlich entstellt! Man will den „heiligen Geist“, der auf ihn herabschwebt, irdisch vorstellen und leiblich fassen, man stellt eine Lehre auf, wie derselbe ihn zu dem Messias erst geschaffen hätte. Und aus der tiefen und wahren Schilderung des innern Kampfes Jesu macht man einen äußern Streit zwischen ihm und einem andern Wesen, welches als ein leiblicher Teufel mit ihm gerungen haben soll. Wo man in den bildlichen Ausdrücken die ewige Wahrheit nicht mehr herausfinden kann, da hört natürlich jedes Verständniss auf.

Wie entfaltet sich nun vor unsern Augen die erhabene Lehre Jesu selbst! Unübertrefflich schön spricht er die Wahrheit aus. In den kurzen Sätzen seiner Bergpredigt liegt eine Fülle und eine Kraft, die wir sonst nicht wiederfinden. Er hält sich an die in seinem Volke üblichen Bilder und Ausdrücke, aber er giebt Alles schöner, reicher, herzlicher wieder. Wer könnte es ohne tiefe Bewegung lesen, wenn er die Armen, die Leidenden, die Sanftmüthigen, die Friedfertigen, die Reinen selig preist. Sind das nicht Worte, die unauslöschlich im Herzen haften und als das köstlichste Gut von uns aufbewahrt werden sollten? Wie einfach und verständlich weiß er in seinen Gleichnissen die ewige Wahrheit wiederzugeben! Man kann sich keine schönern Bilder denken, als wenn Jesus von dem Sämann spricht, der seinen Samen ausstreute, von dem aber Etliches auf den Weg, Etliches auf den Fels, Anderes unter die Dornen und nur Einiges auf ein gutes Land fiel. Damit zeigt er, dass er das menschliche Gemüth wohl kennt und sich nicht darüber täuscht, dass Vieles von dem ausgestreuten Samen nicht aufgeht. Ebenso wahr ist jenes Gleichniss von dem Unkraute, das der Feind unter den Weizen streut, und das dann aufgeht. Oder, wenn er das Himmelreich mit der köstlichsten Perle vergleicht, für welche alles Andere hinzugeben ist. Welche Lehre liegt nicht in der Erzählung von den anvertrauten Pfunden, von den Arbeitern im Weinberge, van dem barmherzigen Samariter! Das sind Darstellungen, welche nicht schöner und kräftiger gedacht werden können.

Mit welchem erhabenen Sinn legt er auch die Gebote des alten Testamentes aus und thut die Gesinnung kund, welche sie verlangen! Die höchste sittliche Höhe erreicht seine Lehre, wenn er mit herrlicher Einfachheit sagt: „liebet eure Feinde! segnet die euch fluchen!“ Alles, was er verkündigt, ist ein unaussprechlich herrliches Evangelium, wie es nicht lieblicher und kräftiger ausgedacht werden kann: Gott ist unser Vater, und wir sollen ihn als Kinder lieben und unter einander treu zusammenhalten, wie es Brüdern und Schwestern geziemt. Das ist sein Himmelreich, das ist das Reich Gottes, von dem er spricht. Und jubelnd ruft er: es ist nahe herbeigekommen! Er ist erfüllt von der Macht der Wahrheit, und es verschwinden vor seinem Seherauge die Jahrhunderte des Kampfes, er fühlt, dass das nicht untergehen kann, was wahr ist. — Man denke, was man nur Hohes zu fassen vermag; man strebe nach dem Heiligsten, und man kann nichts finden, was über Jesu Lehre hinausgeht. Sie ist die volle Wahrheit, die wir zu denken im Stande sind. Aber man lasse sie stehen, wie sie kräftig über seine Lippen gekommen ist; man vereinige sie nicht in todten Bekenntnissformeln! Jesus giebt kein System, kein Bekenntniss; er will vielmehr das volle frische Leben anregen, das religiöse Gefühl will er wecken, die frommen Gedanken entfesseln, und Keiner soll dem Andern nachsprechen, sondern mit eignen Worten Gott verehren.

Aber er lehrt nicht nur, sondern er handelt auch, und seine Thaten gestalten sich zu einer Reihe von Wundern. Wie sollen wir diese auffassen? Müssen wir jeden Buchstaben, der zu den Berichten über dieselben gehört, peinlich festhalten? Was haben wir für Segen davon, wenn wir äußerlich für wahr halten, dass Jesus Blinde geheilt, Lahme gesund, Aussätzige rein gemacht habe? Was kann es uns für unser religiöses Gefühl nützen, ob wir es wissen, dass er dem Knechte des Hauptmanns zu Capernaum half, dass er den todten Jüngling seiner Mutter wiedergab, die Tochter des Jairus erweckte und den Lazarus von den Todten auferstehen ließ? Solch ein Fürwahrhalten ist für unser Christenthum gleichgiltig. Wir können es weder beweisen, dass die Wunder

so geschehen sind, wie sie berichtet werden, noch haben wir Grund, sie als bloße Erdichtungen zu verwerfen. Mag diese Ansicht manchem Eiferer unentschieden vorkommen, sie beruht doch auf Wahrheit und muss uns zu der richtigen Ueberzeugung führen, dass wir jeden Streit über die buchstäbliche Wirklichkeit der Wunder aufgeben. Wir haben sie aber von einer andern Seite aufzufassen, wenn wir in ihre geistige Bedeutung eindringen wollen. Aus den Wundern lernen wir Jesum kennen. Er zeigt uns in denselben seine Güte, indem er an keinem Leidenden vorübergeht, sondern mitten auf seinem Wege stille steht und sich theilnehmend nach Denen erkundigt, die ihn anriefen. Und mit überraschender Klarheit versteht er Jeden und sagt ihm, was für ihn am heilsamsten ist. Er versteht den Gichtbrüchigen, der auf seinem Bette zu ihm gebracht wird, dass er nicht leiblicher Hilfe, sondern des Trostes in seinem geängstigten Gewissen bedürftig war, daher tröstet er ihn: „Deine Sünden sind dir vergeben." — Seine freie Auffassung von der Sabbathfeier tritt uns ebenfalls in seinen Wundern entgegen: er heilt auch an dem Tage der Ruhe und giebt damit den Beweis, dass er stets bereit ist, sich dem Dienste seiner Nebenmenschen zu widmen. Auch wird uns bei seinen wunderbaren Heilungen erst recht klar, dass er keinen Unterschied unter den verschiedenen Völkern macht und sich der canaänäischen Frau in gleicher Liebe erbarmt, wie der Kranken seines Volkes. Und in dieser seiner Wirksamkeit sehen wir seine Bescheidenheit, da er nicht will, dass von seinen Thaten gesprochen werden soll; mehrmals fügt er ausdrücklich hinzu, die Geheilten sollten es Niemand sagen. Immer lehnt er jede Ehre für seine Person ab; nicht er ist es, der geholfen hat, sondern der Glaube. Fassen wir alle Wunder Jesu zusammen, so lernen wir aus ihnen den Erlöser lieben, aber sie zeigen uns auch alle, dass es noch höhere Gesetze giebt, als wir kennen, und dass eine ewige unsichtbare Macht über uns waltet, deren Thun wir nicht verstehen. Empfinden sollen wir, wenn wir diese Wunder lesen, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist; auch werden wir von selbst dann auf die unzähligen Wunder hingewiesen, die täglich

um uns und an uns geschehen, dass wir es recht tief erkennen müssen, wie eigentlich Alles, was wir sehen und hören, ein heiliges Räthsel für uns bleibt. Ein tiefer Sinn liegt aber auch in dem Zusatz, der die meisten Darstellungen der Wunder schließt: „Dein Glaube hat dir geholfen!“ Die überirdische Gewalt des Glaubens offenbaren uns Jesu Wunder: es liegt in der Zuversicht des Geistes zu Gott, die sich ungehindert zu ihm erhebt, eine siegreiche Kraft, die alle Schmerzen heilt und in allen Gefahren hilft.

Groß tritt aber die Persönlichkeit Jesu besonders hervor, wo er einzelnen Menschen entgegentritt. Als der Pharisäer zu ihm kommt, der von seiner Lehre sich angezogen fühlte, und ihn fragt, wie er zum neuen Leben kommen könne, da macht Jesus ihm zuerst Vorwürfe, dass er das nicht wisse, sagt ihm aber dann mit so tiefem Ernste, dass er aus dem Geiste wiedergeboren werden müsse, was dem Nikodemus durch das Herz geht. — Und es wird eine Ehebrecherin zu ihm gebracht, die nach dem jüdischen Gesetze gesteinigt zu werden verdiente, seine Feinde fragen ihn aber, wie er über dieselbe urtheile. Er kennt sie Alle und giebt ihnen daher die herrliche Antwort: „wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ — Damit hat er sie getroffen, sie gehen beschämt fort; und als er die Frau allein stehen sieht, fragt er: wo sind deine Ankläger? und sagt ihr, dass er sie auch nicht verdammen wolle. — Da die Feinde Jesu ihn aber mit der „Zinsmünze“ in Verlegenheit zu bringen suchen, erhebt er sich über ihre niedrige Denkart: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ — Aber als Freund verweilt er in Bethanien bei Maria und Martha, jede lässt er in ihrer Eigenthümlichkeit gewähren, mit der stillen Größe seines Wesens zieht er sie beide zum Guten empor. „Eins ist Noth“, wie klingt das so innig und wahr! — Mit seinen Jüngern geht er so um, wie wahre Freunde es sollten. Er steht geistig weit über ihnen, aber er lässt sie sein Uebergewicht nicht fühlen; er ist vielmehr unter ihnen wie ihr Diener. Liebreich zieht er ihre Seele empor zu Gott, lehrt sie

auf ihn vertrauen und das Leben ernst und tief erfassen. Von ihrem irdischen Gewerbe ruft er sie zur Betrachtung ihrer göttlichen Bestimmung, sie sollen nicht nur für das Vergängliche leben, sondern auch für das, was über den Tod hinausragt. Wenn sie aber fehlen, zieht er sich nicht von ihnen zurück. Er sagt ihnen bestimmt und kräftig die Wahrheit und schont ihre Fehler nicht. Mit Ernst macht er sie aufmerksam, dass sie ihn nicht treu lieben, sondern in der Gefahr verlassen werden. Aber es ist nichts Anderes als die herrlichste Liebe, welche ihn zu solchen Worten treibt.

Es muss aber auch Jeder durch Leiden bewährt werden. Daher konnte auch Christus nicht ohne dieselben bleiben. Er musste seine Ueberzeugung durch Treue bis in den Tod bekräftigen und uns zugleich die Gewissheit geben, dass der göttliche Geist die Schmerzen der Erde überwinden kann. Sollte er uns erlösen, so musste er auch durch Trübsal und Tod gehen. Eine herrliche Verklärung liegt über den letzten Tagen seines irdischen Lebens. Die Hohenpriester hielten einen Rath, wie sie ihn umbrächten, und gewannen einen seiner Jünger, den verrätherischen Judas. Dieser, den Jesus in seiner Nähe geduldet hatte, konnte so falsch sein, ihn seinen Feinden zu überliefern. Der Erlöser aber wusste, dass sein Ende nahe wäre; und „wie er die Seinen geliebt hatte, so liebte er sie bis ans Ende.“ Noch einmal wollte er mit den Jüngern das Osterlamm essen. Dabei sagte er ihnen, dass sie sich Alle an ihm ärgern, und dass Einer ihn verrathen würde. Er bat sie dann seiner nicht zu vergessen und theilte unter ihnen Brod und Wein aus. Darnach fing er an ihnen die Füße zu waschen, um ihnen ein sichtbares Zeichen seiner dienenden Liebe zu geben. Und er erhebt seine Augen zu dem himmlischen Vater und betet für seine Jünger, dass sie Alle Eins sein möchten in ihm. Er bittet sie, in seiner Liebe zu bleiben und sich unter einander zu lieben, wie er sie geliebt hatte. Darnach tritt er hinaus in die Nacht, und es beginnt in ihm ein schwerer Kampf. Seine leibliche Natur scheut sich vor dem Tode, und er wünscht ihm entgehen zu können. Aber der Geist siegt, er ist bereit Gott sich zu

unterwerfen: „nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ Seine Jünger begriffen nicht, was in ihm vorging, und schliefen. Erschüttert ruft er ihnen zu: „wachet und betet!“ Mit göttlicher Größe tritt Jesus darauf seinen Feinden entgegen, seine Jünger flohen, er aber wird vor den Hohenpriester geführt. Würdig schweigt er hier zu den empörenden Anklagen, die gegen seine Person erhoben werden; hat aber auch den Muth, die Wahrheit auszusprechen, als er darum gefragt wird. Vor den heidnischen Richter geführt, bekennt er, dass er ein König der Wahrheit sei, dass sein Reich aber nicht von dieser Welt wäre. Still trägt er sein Kreuz nach Golgatha und zeigt sich bis zum letzten Augenblicke in der vollen Kraft, die in ihm war. Erschöpft ruft er am Kreuze: „mich dürstet!“ Im tiefen Schmerz betet er: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Als er seine Mutter tief gebeugt unter seinem Kreuze erblickt und seinen Jünger Johannes neben ihr, vergisst er seiner eigenen Schmerzen und tröstet sie gegenseitig: „siehe, das ist dein Sohn; siehe, das ist deine Mutter!“ Auch für den Sünder, der mit ihm gekreuzigt wird, hat er noch eine Beruhigung: „heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Seinen Feinden gegenüber fühlt er nichts von Rache, sondern in aufrichtigem Mitleid mit ihnen betet er zu Gott: „vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Da er das Ende des schweren Kampfes nahen sieht, ruft er: „es ist vollbracht!“ und siegreich schwingt sich seine Seele zu Gott: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Er hat überwunden, neigt sein Haupt und ist verschieden.

Welch ein Kampf! welch ein Sieg! Fort von diesem Bilde mit allen kirchlichen Satzungen! Nur herabziehen und entstellen kann die Dogmatik ein solches Lebensbild. Sie kommt und fängt an zu untersuchen, weshalb musste Christus sterben? als ob sein Leben nicht genug Gründe dafür aufstellte. Nun wird eine äußerlich todte Lehre von dem göttlichen Zorne hingestellt, der ein sichtbares Opfer verlangt hätte, und Jesus sollte dieses Opfer sein und an Stelle der Menschen sterben. Mit solchen Auffassungen verlassen wir das Gebiet des Lebens und treten in die Traum-

welt hinüber, verlieren alle Klarheit und können an dem leidenden Erlöser keinen Freund gewinnen, der uns auf unserm Lebenswege aufrichtet. Mögen sich die Theologen mit solcher Schulweisheit befreunden, wir suchen das Leben und finden denn auch in dem, was uns von dem Erlöser nach seiner Kreuzigung mitgetheilt wird, ewige Wahrheit. Er konnte nicht unterliegen, die Wahrheit musste den Sieg erringen. Aus seinem Grabe erhebt sich Christus triumphirend, sein Geist tröstet seine Jünger; sie erkennen, dass sie ihn nicht mehr verlieren können, er bleibt bei ihnen alle Tage bis an der Welt Ende. — Thoren sind es, die sich über die äußeren Umstände bei seiner Auferstehung streiten und nun ihre Ansichten weitläufig auseinandersetzen, wie man sich die Auferstehung zu denken habe, oder mit welchem Körper Jesus nach seinem Tode den Jüngern wiedererscheint, da die Berichte darüber uns in Unklarheit lassen. Mag man sich die Auferstehung rationalistisch oder orthodox erklären, das Eine ist so unbefriedigend als das Andere. Wir haben garnichts dabei zu erklären, sondern die Erzählungen so aufzufassen, dass wir die göttliche Wahrheit darin erkennen. Diese besteht aber in dem Satze, dass der Geist nimmer zerstört wird, und dass Christus auf der Erde lebt und fortwirkt. Dieses Bewusstsein giebt uns Muth und Freude. Man muss ihn lebendig fühlen, wie er in uns lebt, und vermag dann erst mit Ueberzeugung zu sprechen: er ist auferstanden!

Das ganze Lebensbild Jesu schließt dann vollendet mit seiner Himmelfahrt ab. Sie spricht einfach die Wahrheit aus: er ist vom Himmel gekommen und zum Himmel gegangen. Das ist allerdings ein dichterischer Ausdruck. Aber wie können wir anders die selige unsichtbare Welt bezeichnen, aus der wir Alle herstammen, und in die wir Alle zurückkehren? Wir nennen sie Himmel. Mag man ein anderes Wort dafür gebrauchen, wenn man will; die Sache bleibt dieselbe. Aus dem Ewigen treten wir in die Welt, und in das Ewige gehen wir wieder zurück.

Aber was ich Ihnen in kurzer Zusammenstellung von dem Leben Jesu vorführte, wie ist das so ungenügend geworden! Wie

fehlt es diesem Bilde an dem lebendigen Geiste, der das Einzelne erst zu erfassen vermag. Aber gehen Sie selbst daran! Malen Sie sich das Bild unsres Erlösers auf die schönste Weise aus! Nehmen Sie dazu die frischesten Farben, die Sie haben; tragen Sie aus Ihrem Herzen das Beste hinein, alles Edle, Hohe, Heilige; schmücken Sie es mit der reinsten Liebe aus! Und lassen Sie es hoch über uns stehen, damit es uns erhebe; ziehen Sie es aber auch recht ins Leben hinein, damit es unser Dasein verkläre und uns mehr zu Gottes Kindern mache! —

VII.

Die Gründung der ersten Christengemeinde.

Alles geistige Leben führt zur Gemeinschaft. Es besteht wesentlich darin, dass es hinausstrebt und das Gleichartige aufsucht und anzieht; um jeden lebendigen Keim des Geistes crystallisirt sich das geistig Verwandte und bildet eine Welt für sich. Solch eine Vereinigung ist der erste natürliche Kreis, in dem wir geboren werden, — die Familie. Der Mensch kann nicht ohne Gemeinschaft seine Bestimmung erreichen, darum ist dafür gesorgt, dass er von Andern gepflegt wird, bis er selbst auch ihnen etwas werden kann. Die Familie hat den Zweck, alle schlummernden Keime zu wecken, sie soll die ersten Gedanken anregen, den Verstand bilden, die körperlichen Fähigkeiten zur Entwickelung bringen; sie hat die verschiedenen Empfindungen zu beleben, dass sich Liebe und Treue, Großmuth, Freundschaft und alle Gefühle des Herzens entfalten; sie soll nicht weniger die Anfänge des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens pflegen. Ihr ist auch die große Aufgabe geworden, den Willen zu erziehen, dass er sich unterordnen und auf das Gute richten lerne; und besonders soll im Schooße des Familienlebens die Frömmigkeit geweckt und mit Sorgfalt ausgebildet werden. Daher erfährt man stets: wo das Familienleben fehlt oder sich mangelhaft entwickelt, da ist auch alles spätere Streben einseitig oder muss sich mit vieler Anstrengung erst durcharbeiten. Es geht dann so, als wenn der Frühling die Blüthen nicht gehörig ausbildete, man wartet vergebens auf die Früchte des Sommers.

Das Streben nach Gemeinschaft zeigt sich dann auch bei der Entstehung der städtischen Gemeinden. Zur allgemeinen Erleichterung schließen die Bürger einen Bund, stellen Einen oder Mehrere an die Spitze, denen sie verschiedene Geschäfte übertragen, und verlangen von diesen, dass sie für Ordnung und Sicherheit sorgen. Einen wichtigen Theil ihrer Thätigkeit finden sie in der Beaufsichtigung der Armen, dass diese nicht durch unverständiges Geben zur Trägheit verleitet werden, und dass nicht die Armuth den Wohlhabendern über den Kopf wachse. Noch wichtiger aber ist die Erziehung, welche theilweise von den Stadtgemeinden abhängt. Ob viel oder wenig für Schulen ausgegeben werden dürfe, unter welcher Aufsicht dieselben stehen, wie die Anstellung der Lehrer sein soll, das sind sehr wichtige Fragen, von denen die Zukunft des Menschengeschlechts zum großen Theil abhängt.

Doch über der Stadt steht der Staat. Er will eine Gemeinschaft sein, die ein ganzes Volk umfasst, ja zuweilen sucht er verschiedene Nationalitäten zu vereinigen. Sein Zweck ist das Recht. Dass Jedem das Seine werde, Jeder an der richtigen Stelle thätig sei, dass die Frevel nicht ungestraft bleiben und der Schwache nicht der Willkür des Starken preisgegeben sei, dass alle Stände friedlich neben einander leben und gemeinschaftlich für das Wohl des Ganzen arbeiten; — das sind die großen Aufgaben des Staates. Zwar darf derselbe nur das Aeußere ordnen und hat dem geistigen Leben volle Freiheit zur Entwickelung zu lassen, aber er übt doch dadurch einen gewaltigen Einfluss auf das ganze geistige Dasein, dass er dem Leben den Raum verschafft, sich segensreich zu entfalten.

Zu besondern Zwecken schließt der Mensch dann noch viele andere Verbindungen. Um Geld zu verdienen, werden Handelsgesellschaften ins Leben gerufen, die sich über den ganzen Erdboden verbreiten und den gemeinsamen Gewinn unter sich theilen. Alle Unternehmungen, welche nur irgend einen Vortheil gewähren, finden bereitwillig Unterstützung; und unzählbar sind die Vereinigungen, welche sich zur Förderung des Nutzens oder zur

Abwehr des Schadens in unsrer Zeit gebildet haben. Es scheint sich unser Zeitalter hierin zu überbieten und an einer Krankheit zu leiden, die man füglich „Vereinsfieber" nennen könnte. Natürlich haben viele dieser Vereine keine Lebenskraft und lösen sich daher ebenso schnell wieder auf, als sie entstanden sind. — Auch zur Förderung der Wissenschaft schließt sich mit Recht der Mensch an den Menschen an. Es kann der Fortschritt außerordentlich durch den Austausch der Gedanken gefördert werden, und der Einzelne kann nicht dankbar genug die Arbeit seines Vorgängers anerkennen, durch die es ihm erspart wird, von Anfang anzufangen. — Und die Kunst gedeiht ebenfalls am besten in der Gemeinschaft. Sie kommt dadurch zur rechten Anerkennung, es werden Mittel geschafft, sie zu unterstützen, durch Mittheilung werden die Ansichten darüber aufgeklärt; und manche Kunst, wie Musik, ist kaum ohne Gemeinschaft auszuüben.

Wo nun wahre Religion im Menschen sich regt, da muss sie ihn auch zur Gründung von Gemeinschaften treiben. Das religiöse Gefühl will über die engen Schranken der Persönlichkeit hinaus, sucht sich zu dem Unendlichen emporzuschwingen und sich in der edelsten Weise mit den Geschöpfen Gottes in Verbindung zu setzen. Es will mit Andern Erhebung suchen, will die Andacht und Begeisterung auch im Auge des Nebenmenschen lesen und findet seine eigene Kraft erhöht, wenn es sich auch im Andern entdeckt. Darum hat es auch, so lange es Menschen giebt, Religionsgesellschaften gegeben, die sich bald enger an einander anschlossen, bald nur locker und rein äußerlich durch einige Gebräuche, oft auch nur durch einige Irrthümer, zusammengehalten wurden.

Ueber alle übrigen Gemeinden erhebt sich die erste Christengemeinde, welche zu Jerusalem gegründet wurde. Es ist der Geist, der sie ins Leben ruft. Die Jünger, welche sie bilden, haben sich nicht zusammengesetzt und den Entschluss gefasst, eine Gemeinde zu gründen. Sie haben daher nicht in Paragraphen eine Gemeindeordnung ausgearbeitet und nun künstlich zwischen Vorstand und Gemeindegliedern unterschieden. Es ist vielmehr das unmittelbare Leben des Geistes, welches sie durch-

dringt, und aus dem Alles von selbst hervorgeht. Und doch ist es keine Schwärmerei, was sie ergreift. Denn sie sind sich selbst völlig klar, sie wissen, was sie wollen, und sprechen es auch in der bestimmtesten Weise aus. Es ist bei ihnen kein Durcheinander, Eins schwebt Jedem vor, und sie erheben sich wie Ein Mann. Es ist in der That nie etwas Aehnliches in der Weltgeschichte vorgekommen. „Als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie Alle einmüthig bei einander.“ So lautet der alte einfache Bericht. In Erinnerung an ihren Freund, der ihnen äußerlich entschwunden war, saßen sie bei einander und wollten zusammenhalten, wie er es ihnen gesagt hatte. Und wenn nun von einem „Brausen vom Himmel“ berichtet wird, das so war wie ein „gewaltiger Wind“ und das ganze Haus erfüllet, da sie saßen; — wer findet darin nicht die Begeisterung geschildert, welche wie ein Sturm in der Seele braust und Alles erfüllt? Lange waren sie vorbereitet auf diesen Augenblick, in dem sich ihr ganzes Leben zur herrlichsten Blüthe entfaltet. Schon von ihren ersten Empfindungen, die sich dunkel in ihrer kindlichen Seele regten, wurden sie hingewiesen auf diese Zeit der Reife. Trübe Ahnungen hatten ihre Seele bewegt, dumpf regte sich in ihnen ein Gedanke, der sie von dem Sichtbaren auf das Uebersinnliche hinwies. Sie sahen die Natur um sich und mussten auf das unbegreifliche Wesen aufmerksam werden, welches eine solche wunderbare Welt gebildet hat; sie erblickten das Leben, wie es sich geheimnissvoll erschließt und auch wieder in ein unbegreifliches Dunkel zurücktritt, und sie sagten es sich, dass ein Gott das Weltganze regiere. Auch hatten sie in ihrer Religion manchen herrlich großen Gedanken gefunden, nicht unbekannt waren ihnen die Aussprüche der Propheten geblieben, die nicht nur äußere Opfer verlangten, sondern ein reines Herz und einen gewissen Geist. Sie hatten auch ihre prophetischen Aussprüche gehört, dass eine bessere Zeit kommen werde, in welcher das Böse vernichtet würde und Frieden alle Völker vereinigen solle, wovon es hieß, dass dann die „Schwerter zu Pflugscharen“ werden sollten. Dann waren auch Mehrere von den Jüngern durch Johannes aufmerksam gemacht worden,

dass die Völker „Buße thun“ und sich „bekehren“ müssten und das „Himmelreich“ nahe herbeigekommen sei. — Eine neue Stufe in ihrer Entwickelung trat darauf ein, als Jesus sie zu sich rief und von ihnen verlangte, sie sollten ihm nachfolgen. Von einer innern Stimme getrieben schlossen sich die Jünger an Jesum an, ohne sich recht bewusst zu sein, was sie thaten. Es war die himmlische Gewalt seiner Persönlichkeit, die sie anzog. Sie ahnten in ihm etwas Großes. In seinem Umgange ging ihnen ein höheres Leben auf. Sie staunten über die Einfachheit seines Evangeliums; es wurde ihnen klar, dass er die Wahrheit aussprach. Ganz anders klang seine Rede, als das herzlose Streiten der Schriftgelehrten, die in ihren Satzungen befangen waren. Das begriffen sie, was Jesus sagte: Gott ist unser Vater, und wir sind seine Kinder und sollen auch nach seinem Willen leben. Darin mussten sie die Bestimmung des Menschen erkennen, dass er Liebe gegen Andere üben soll. Wie klar empfanden sie es, dass alles Böse dem Untergange geweiht ist! Sie konnten sich auch aufrichten an den freundlichen Aussichten, welche ihnen Jesus in die Zukunft eröffnete. Was er in Bildern von der Auferstehung sagte, das vermochten sie sich anzueignen. Wie sie aber leben sollten, das sahen sie in dem Vorbilde Jesu selbst. So sich zu verleugnen, so nur für Andere zu denken, so ganz in ihnen zu leben, das mussten sie als das Höchste anschauen lernen. Es war viel Gutes in ihnen angeregt, im Laufe ihres Lebens hatten sie viele Wahrheiten erfasst, es grünte und blühte von tausend herrlichen Blüthen. Aber noch fehlte der Geist, welcher diese ganze innere Welt beleben und zu einem herrlichen Ganzen gestalten sollte. Die heilige Kraft des Willens musste das Einzelne vereinigen und es zum Wohle Anderer anwenden. Und diese Kraft durchdringt sie am Tage der Pfingsten, dieser Geist erhöht ihr Leben, so dass Alles in ihnen zu seiner schönsten Entwickelung gelangt. Jetzt erst haben sie die Höhe des Lebens erlangt, sie sind Männer geworden, welche wissen, was sie wollen. So lange Zeit hatte es bedurft, bis sie reif geworden waren.

Der Geist, welcher die Jünger durchdringt, offenbart sich in Thaten. „Man sah an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig.“ Nicht ein irdisch sichtbares Feuer ist es, was sich an ihnen zeigt, sondern das Feuer der Beredsamkeit. Sie, die solange schwiegen und immer nur in sich aufzunehmen suchten, treten jetzt auch muthig aus sich heraus und kennen keine Furcht mehr. Ihre Seele ist so voll von dem, was sie als wahr in sich fühlen, dass sie nicht schweigen können. Sie müssen die „großen Thaten Gottes“ verkündigen. Gut zu machen haben sie die Feigheit, die sie bei dem Tode Jesu zeigten. Sie müssen jetzt die Wahrheit bekennen, dass er unschuldig gestorben ist, und dass es die Ruchlosigkeit des Volkes war, die ihn ans Kreuz brachte. Sie müssen sich als seine Freunde bekennen und es öffentlich darthun, dass Christus die Wahrheit gelehrt hat und sein Volk von seinen Sünden erlösen wollte. Jetzt ist ihnen mit einem Male der ganze Zusammenhang im Leben Jesu klar. Was sie nicht begriffen, solange sie ihn leiblich sahen, das stand jetzt deutlich vor ihrem Geiste, da sein Körper sie nicht mehr an der Erkenntniss seines Wesens hinderte. Mit kühnem Feuer fassen sie die Weltgeschichte zusammen und sehen darin eine Erziehung der Menschen. Gott hat, so führen sie aus, am Anfange Alles herrlich geschaffen und sich den Menschen offenbart. Er ließ die Propheten geboren werden, welche die Wahrheit verkündigten, aber das Volk hörte nicht auf sie und hat sie getödtet. Was sie aber verkündigten, das ist geschehen. Ein neues Leben erschien in Jesu. Dieser sprach die volle Wahrheit aus, lebte ohne Fehler, segnete Alle, mit denen er in Berührung kam, und ist dann, von den Ungerechten angeklagt, zum Tode verurtheilt und gestorben. Aber er ist nicht todt geblieben, so fügen sie hinzu, er ist auferstanden. Er lebt im Geiste fort und wird den Sieg behalten! — Als eine besondere Gabe wird es hervorgehoben, dass die Jünger am Pfingsttage mit „andern Zungen“ gesprochen hätten. Es waren zu Jerusalem die verschiedensten Menschen, welche zusammenliefen und hören wollten, was geschehen sei. Einige von ihnen waren von dem fernen Persien und Medien, Andere aus den Landschaften Klein-

asiens, ja aus Afrika und selbst aus Rom. Und doch hörte Jeder in seiner Sprache reden, darin er geboren war. Darüber entsetzten sie sich und wurden irre und sprachen Einer zu dem Andern: „was will das werden?“ — Es ist über diese Erscheinung viel geschrieben worden, und ganze Abhandlungen suchen Erklärungen aufzustellen, wie man sich dieses „mit Zungen reden“ zu denken habe. Man hat gesucht, es auf sogenannte natürliche Weise zu erklären, wonach es als garnichts Auffallendes anzusehen wäre. Auch hat man es mit den Erscheinungen des Hellsehens in Verbindung zu bringen versucht und es sich so vorgestellt, als ob der Sprechende unbewusst sei und von ganz besondern dem Traume ähnlichen Vorstellungen erfüllt wäre. Da alles *unbewusste* Leben *ohne* Verbindung mit unsern *sittlichen* Ueberzeugungen ist, so haben wir uns vor solchen Ansichten zu hüten. Das Sprechen der Jünger ist durchaus mit vollstem Bewusstsein verbunden gewesen und eine *sittliche* That des Geistes. Was uns also von dem Reden in fremden Sprachen mitgetheilt wird, das haben wir mit tieferm Verständniss so aufzufassen, dass die Apostel *die* Sprache reden, welche *Jeder* verstand. Die Wahrheit haben sie in *der* Weise verkündigt, dass sie *Jedem durch das Herz* gehen musste, und dass kein Widerspruch und kein Zweifel aufkommen *konnte*.

Wie der *Geist* es ist, der sie stärkt, dass sie die Wahrheit aussprechen, so ist er es auch, der in den Zuhörern Ueberzeugung weckt. In dem Gemüthe Derer, die sich entschließen, zu einer Gemeinde zusammenzutreten, wirkt die Wahrheit. Sie werden sich ihrer Fehler bewusst. Sie fühlen, dass sie ihr Leben in Irrthümern zubrachten und darum nicht zufrieden sein konnten. Klar wird ihnen das Ewige. Es zieht ihre Seele zu demselben hin. Sie müssen zwar die Gewohnheiten ihres Lebens zerreißen und ein neues Leben beginnen, aber sie sind dazu entschlossen. Freudig fragen sie: was müssen wir thun? Und der Geist giebt ihnen den Muth, sich fest und in Hoffnung auf Gottes Kraft zu vereinigen und für das Reich der Liebe zu wirken. Nicht kalte *Berechnung*, nicht Abwägung von Nutzen und Schaden, nicht Aus-

sichten auf Lohn in dieser oder in jener Welt, sondern der Geist Gottes führt sie zusammen. Wo dieser sich nicht regt, da wird man vergebens wahre religiöse Gemeinschaften zu stiften suchen. Eine christliche Gemeinde kann nur durch den Geist gegründet werden.

Versucht man mit den gewöhnlichen kirchlichen Vorstellungen von dem heiligen Geiste sich die Entstehung der ersten Christengemeinde zu denken, so geräth man in eine große Verwirrung und in endlose Widersprüche. Nach der herrschenden Ansicht der Kirche soll der heilige Geist eine Person sein. Was man sich darunter denken soll, ist schon unmöglich zu begreifen. Eine „Person" muss doch irgendwie äußerlich begrenzt sein, man ist genöthigt, sie an einen Ort zu versetzen. Wo ist nun der Ort, an dem der heilige Geist wohnt? Im Himmel? Wo ist aber ein Ort, den wir Himmel nennen? Dieser Ausdruck soll offenbar keinen Raum bezeichnen. Und welches ist nun die Gestalt, in der wir uns den heiligen Geist denken sollen? Denn eine Person muss auch eine Gestalt haben. Sollte hiernach ein denkender Mensch wirklich so aller Vernunft Hohn sprechen können, dass er uns auf die „Taube" verweisen möchte? — Und weiter, wie kann die Person sich jedem Einzelnen mittheilen? wie vereinigt sie sich mit dem Geiste der Menschen? — Es ist nicht zu begreifen, wie die christliche Kirche sich in solche grobe Irrthümer hat verlieren können, dass sie sich den Geist als Person vorzustellen sucht. Und wenn sie mit scholastischer Spitzfindigkeit Erklärungen für den Begriff der Person aufzufinden suchte, welche von „geistigen" Persönlichkeiten reden, so sieht man zu deutlich darin die Absicht, den Irrthum festhalten zu wollen und sich dem Lichte der Wahrheit zu entziehen. Nicht mit der kirchlichen Orthodoxie, aber mit der Wahrheit des Christenthums im Einklange können wir uns eine würdige Vorstellung von der Entstehung der ersten Christengemeinde machen.

Wie sie aus dem Geiste hervorgeht, so wird sie durch Liebe zusammengehalten. Ein Wunder ist es, wie die erste Gemeinde fortbesteht. Es ist kein gemeinsames Gesetz da, das die

Angelegenheiten derselben regelt. Es ist nichts aufgeschrieben, wonach man in den besondern Fällen handeln will. Kein Bekenntniss wird dem Neueintretenden vorgelegt, welches er unterzeichnen oder doch mit seinem Worte annehmen soll. Man hat gar kein Glaubensbekenntniss, sondern nimmt Jeden in den Bund auf, der sich zum Eintritt meldet. Von einer Prüfung ist keine Rede. Auch nach dem sittlichen Wandel wird nicht gefragt, denn es ist Keiner da, welcher sich ein Urtheil über den innern Werth seines Nebenmenschen anmaßt. Jesus hatte nie nach einer bestimmten religiösen Auffassung gefragt, wann ein Andrer sich an ihn anschließen wollte; er hatte auch die sittlich Gefallenen in seiner Nähe geduldet. Also thaten auch seine Jünger in der Gemeinde zu Jerusalem. Es brachte Jeder, der sich derselben anschloss, seine Vorstellungen von Gott mit: der Eine kam mit ganz niedrigen heidnischen Begriffen, der Andere hatte seine Ideen durch die Lehre der Juden schon etwas gereinigt. Die Menschen konnten sich auch nicht plötzlich umgestalten und die Vorurtheile, mit denen sie groß geworden waren, aus ihrem Herzen herausreißen. — Gewaltig verschieden waren diese Mitglieder der Gemeinde aber auch durch ihre Lebensstellung. Einige gehörten zu den Reichsten, Andere zu den Aermsten, Einige waren äußerlich sehr gebildet, Andere in ihren Sitten roh. Da bedurfte es der innigsten Liebe, um sie zusammenzuhalten. Diese ist das einzige Gemeinsame gewesen, was Jeder in sich fühlte. Liebe war in jedem Herzen erwacht und wandte sich zu Dem, von dem wir unser Leben empfangen, und den wir Gott nennen. Dankbar fühlte es Jeder, dass der Höchste ihn mit Wohlthaten segne, ihm seine Sünden verzeihe und ihn zum neuen Menschen machen wolle. Und Liebe empfand Jeder für Diejenigen, mit denen er sich verband. Von ihnen hoffte er zu lernen, durch sie glaubte er Beistand in der äußern Noth zu erhalten, von ihnen hoffte er getröstet zu werden. Gern wollte er Andern auch wieder dienen; es war ihm als seine Pflicht deutlich geworden, dass er in herzlicher Theilnahme für seine Nebenmenschen sorgen solle. Ohne dass ihnen darüber etwas vorgeschrieben wird, sehen wir daher die

Christen alle Dinge gemein haben. „Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele.“ Täglich fanden sie sich zusammen, sie suchten sich gegenseitig auf, um sich in dem zu stärken, was ihnen als das Höchste erschienen war. Sie gedachten stets bei ihren Mahlzeiten des letzten Mahles, das Jesus zu seinem Gedächtnisse gestiftet hatte. Und so oft sie Speise nahmen, dankten sie Gott von Herzen, wie er es gethan hatte. Zuletzt aber nahmen sie jedes Mal das übrige Brod und den übrigen Wein und theilten dasselbe unter sich aus, wie Jesus es gethan. Was konnten sie sich auch lieber erzählen, als das, was Christus zu ihnen gesprochen hatte! Wie mussten sie sich seine Worte wiederholen, in denen sie jetzt erst die gewaltige Kraft erkannten! Nicht müde sind sie geworden, von dem Leben zu reden, das er geführt hatte, und von der Güte zu sprechen, die sein Herz erfüllte. Wenn sie dann aber tief bewegt seines Lebens und seines Todes gedachten, dann ergriff es ihre Seele mit himmlischer Gewalt. Sie fühlten, dass sein Geist mitten unter ihnen war und seine Kraft sich in ihnen regte. Von heiliger Liebe zu ihm ergriffen, gelobten sie Treue der Wahrheit bis in den Tod. Begeistert erhoben sie sich in dem herzlichsten Gebet. Es strömten Worte des Dankes über ihre Lippen, es glühten ihre Herzen voll heiliger Gelübde. Sie gelobten sich Gott und ihrem Erlöser, durch den der Wahn des Irrthums von ihrer Seele geschwunden war. Und heiße Bitten erhoben sich zu dem Allvater, er möge ihnen Kraft geben, die Feinde zu bekämpfen, er möge sie in den Stunden der Versuchung vor Schwachheit bewahren und ihrem Geiste die Kraft zum Siege geben. Von solchem gemeinsamen Gebete, zu dem die Liebe sie trieb, heißt es in bildlich schöner Schilderung: „da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren.“ — Von Liebe gedrungen, haben sie sich auch mit ihren irdischen Gütern gedient; es musste ihnen als etwas sehr Geringes erscheinen, ihr Eigenthum zum Besten Andrer hinzugeben, nachdem sie mit allen ihren geistigen Kräften nur einander zu helfen suchten. Wie sollte bei solcher Liebe der Begüterte es über sein Herz bringen, selbst in Ueberfluss zu leben und den Armen Man-

gel leiden zu sehen? Sie richteten daher Gütergemeinschaft unter sich ein. „Keiner sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein.“ Doch ist es keine Vorschrift gewesen, dass Jeder seine Güter der Gemeinde überlassen musste, wie aus der Erzählung von Ananias und Saphira hervorgeht, nach welcher Petrus sagt, dass Ananias seinen Acker nicht hätte verkaufen dürfen. Wenn derselbe der Strafe anheimfällt, so geschieht es nicht, weil er nicht sein ganzes Eigenthum den Aposteln überlassen wollte, sondern weil er die Unwahrheit sprach und sich stellte, als wenn er Alles der Gemeinde zum Opfer brachte. Es versteht sich auch von selbst, dass Gütergemeinschaft nur in einem kleinern Kreise und auch in diesem nur unter ganz besondern Verhältnissen durchzuführen ist. Daher hat auch die erste Gemeinde auf diese Einrichtung keinen hohen Werth gelegt und allein die Gesinnung der Liebe, woraus sie hervorging, als das Wesentliche betrachtet.

In der Liebe zu dem Erlöser, in welcher sie sich verbunden fühlten, vermochten die Glieder der ersten Christengemeinde auch große Thaten zu vollbringen. Sie haben Unglücklichen geholfen, dass sie in der Kraft Gottes aufstehen und wandeln konnten. Sie haben das Gewissen in Andern geweckt, dass sie in sich gingen und ein neues Leben anfingen. Sie vermochten treu zu bleiben in den Verfolgungen und das Wort von der Liebe Gottes zu verkündigen, obgleich es ihnen streng untersagt wurde. Sie konnten es nicht lassen, sie mussten reden, was sie gesehen und gehört hatten. Ohne Menschenfurcht standen sie vor den Richtern, und es wurde ihre Losung: man muss Gott mehr gehorchen, als den Menschen! Die Liebe, welche sie verband, war nicht weichlich, nicht überspannt; sie bestand nicht in süßen Empfindungen und wollte sich nicht in Worten allein kundthun, sie war stark, gesund, durchdrang den ganzen Menschen, trieb ihn zum freudigen Handeln und erhob in Wahrheit über das Gemeine. So arbeiteten Alle an ihrer gegenseitigen Besserung, es konnte Keiner zurückbleiben, er wurde von den Uebrigen mit emporgezogen. Wer in dieser Gemeinde blieb, der hatte darin Alles, was er be-

durfte: Trost gaben ihm die Uebrigen in seinen Bekümmernissen, Mitgefühl fand er für alle seine Leiden, Belehrung wurde ihm für das Wichtigste zu Theil, Erhebung gewährte ihm die gemeinsame Andacht, und ein Arbeitsfeld wurde ihm angewiesen, auf dem er für sein ganzes Leben Beschäftigung fand. Die erste Gemeinde war eine Gemeinschaft der Heiligen.

Das ist die erste Christengemeinde zu Jerusalem gewesen: Der Geist hat sie ins Leben gerufen, die Liebe hat sie zusammengehalten. Wie wenig ist von diesem Ursprunge in der spätern Kirche zu finden! Man hat es vergessen, dass die Kirche auf den Geist gegründet ist, und verlangt häufig, dass der Geist verleugnet und die Vernunft gefangen genommen werde. Geistlos werden Glaubenssätze zusammengehäuft, und ein blindes Annehmen wird gefordert. Zur Gedankenlosigkeit sucht die Kirche zu erziehen, damit sie in ihrer herkömmlichen Bequemlichkeit nicht gestört werde. Aber anstatt der Liebe predigt sie oftmals Hass. Sie hat Unterschiede unter ihren Gliedern gestattet und will Einige über die Andern stellen. In sich selbst ruft sie unzählige Spaltungen hervor, weil sie einen Glaubenszwang üben will. Sie vergisst ihres ursprünglichen Grundes und geht darum dem Verfalle entgegen. — Ist das eine nothwendige Folge? Musste die christliche Kirche in ihrer weitern Entwickelung ihrem Principe untreu werden? Konnte sie nicht den Geist ihres Meisters in sich bewahren? — Man hat vielfach diese Behauptung aufgestellt und es als „unpraktisch" bezeichnet, wenn Einzelne an eine Wiederherstellung der ersten christlichen Gemeinde glaubten. Es ist für diese Ansicht geltend gemacht, dass mit der Verbreitung des Evangeliums auch äußere Ordnungen nothwendig wurden, und dass die Christenheit nicht mehr so einfach regiert werden konnte, als sie Millionen Mitglieder zählte, wie in dem kleinen Kreise zu Jerusalem. Es ist in dieser Auffassung auch Wahrheit. Aeußerlich musste sich die Stellung der christlichen Gemeinschaft ändern, aber in sich durfte sie das frische Leben des Geistes und der Liebe nicht verlieren. Man hätte die Formen wechseln müssen, wie die Verhältnisse es erforderten; und je

mannichfaltiger sich diese gestalteten, um so erfreulicher wäre das Leben gediehen. Aber den Geist und die Liebe kann die christliche Gemeinschaft nie entbehren. Und ist von Beiden auch wenig mehr in den kirchlichen Verbänden zu bemerken, so dürfen wir nicht verzweifeln, dass es nicht wieder besser werden könnte. Schwer mag es sein, den weiten Weg zu dem ursprünglichen Christenthum zurückzulegen und zu verwirklichen, was in demselben prophetisch verkündigt wurde. Aber es ist möglich. Steht doch die erste Christengemeinde als ein leuchtendes Beispiel von der Kraft der Lehre Jesu da. Ist das einmal auf Erden wirklich geworden, warum sollte es sich nicht wiederholen? Erkennt man nur erst den Geist, der in dem Evangelium liegt, und lässt ihn in dem Herzen Wurzel schlagen, so giebt es kein Hinderniss, das nicht überwunden werden könnte. Was aus Gott ist, das wird auch den Sieg erringen.

VIII.

Petrus.

Getragen wurde die erste Christengemeinde von vier kräftigen Männern, welche als rechte Säulen derselben anzusehen sind. Jeder war in sich eine abgeschlossene Persönlichkeit, mit ganz besondern Anlagen ausgerüstet und durch einen besondern Lebensgang entwickelt. Jeder blieb auch seiner Eigenthümlichkeit treu, als die christliche Wahrheit ihm bekannt geworden war, ließ sich nun aber durch dieselbe veredeln und widmete ihrem Dienste alle Kräfte. Petrus ist der feurige Mensch, welcher Alles mit Begeisterung erfasst, Jakobus verarbeitet vorzugsweise das Christenthum mit dem Verstande und sucht es mit den einfachen Begriffen des gewöhnlichen Lebens in Verbindung zu setzen, Johannes giebt sich mit seinem ganzen Gemüthe der Wahrheit hin und geht in heilig reiner Liebe auf, Paulus dagegen erfasst das Evangelium wissenschaftlich und verfolgt seine tiefen Gedanken, soweit die menschliche Fassungskraft reicht.

Wir wollen uns zunächst ein Bild von Petrus zu entwerfen suchen. Wenn wir aber Etwas davon haben wollen, so dürfen wir kein Heiligenbild daraus machen, wie es oft geschieht. Als man im Mittelalter anfing, die großen Menschen der christlichen Gemeinschaft als Heilige aufzufassen, malte man ihre Bilder gewöhnlich auf Goldgrund und schuf ein recht plattes, unschönes Gemälde, das man jetzt nur noch als Zeichen früherer Geschmacklosigkeit aufbewahren kann. An dergleichen Bildern besteht der einzige Werth in dem Stoffe, auf dem sie aufgetragen sind.

Als man etwas mehr den Kunstsinn ausbildete, verschwand der Goldgrund, und nur ein breiter goldener Rand blieb als Zeichen der Heiligkeit über den Köpfen zurück. An diesem konnte man erkennen, welche Gestalten als heilig angesehen werden sollten, wenn das Bild selbst auch der Heiligkeit entbehrte, der Schein war doch gewahrt. Und mit der Zeit wurde auch der Schein immer kleiner, man malte endlich nur noch einen feinen Reifen. Die Natur brach sich Bahn; man lernte einsehen, dass die besten Heiligenbilder diejenigen waren, welche die edelsten Menschen wiedergaben. Wir wollen daher auch bei unserm Bilde jeden Heiligenschein fort lassen und Petrus in seinem edlen Sinn, in seinem feurigen Charakter, in seinem festen Wirken zu verstehen suchen.

Gestützt auf die Berichte der h. Schrift sehen wir in diesem Apostel eine feurige Kraft, eine übersprudelnde Lebendigkeit, welche sich mit kühnster Begeisterung dem Guten hingiebt und Alles dafür aufzuopfern bereit ist; dann folgt aber oft auch das Gegentheil, er sinkt zusammen, seine glühenden Bestrebungen erkalten, die Schwäche bemächtigt sich seiner, so dass wir erschrecken, wie der Jünger sich so plötzlich ganz verändert hat. Unbegreiflich ist es im ersten Augenblicke, dass derselbe Mensch, welcher die kühnsten Betheurungen aussprach, scheinbar ganz erschlafft dasteht und Alles vergessen zu haben scheint, was er selbst eben über seine Lippen brachte. Dennoch ist er kein Heuchler. Er spricht jedes Mal seine Ueberzeugung und sein Gefühl aus, und er hat eigentlich auch nicht einmal übertrieben, — aber seine Empfindungen wechseln in ihm, er kann sie nicht beherrschen, sie erheben sich wie die Wogen des Meeres, wann der Sturm darüber braust, und sie senken sich auch eben so schnell wieder in die tiefen Thäler hinab. Dieser Wechsel der Empfindung zeigt sich bei Petrus besonders deutlich, solange er sich noch nicht entschieden dem Christenthum zugewandt hat. Er musste schwere Kämpfe in seiner Jugend durchmachen, bis sein feuriges Gemüth zu klarem männlichem Entschlusse reifte.

Wie lebhaft er fühlte, zeigte sich bei dem Fischzuge, der ihn dazu veranlasste, Alles zu verlassen und Jesu nachzufolgen: Es

hatten Petrus und seine Gesellen die ganze Nacht beim Fischfange zugebracht und nichts gefangen. Sie mochten daher wohl den Muth verloren haben, noch weiter zu arbeiten. Doch hegen sie schon soviel Ehrfurcht vor Christo, dass sie auf sein Wort das Netz auswerfen. Und da sie nun eine große Menge Fische fingen, ergreift es die Seele des Jüngers mit wunderbarer Gewalt. Er fühlt, dass ihm in Jesu eine hohe Persönlichkeit entgegentritt, die mit gewaltigem Geiste unter den Menschen wirkt. Zugleich erfüllt ihn auch das Bewusstsein seiner Schwachheit. Arm und sündig fühlt er sich selbst. Da stürzt er Jesu zu den Füßen und ruft: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!" Welch ein tiefes, durchdringendes Gefühl, das ihn in den Staub darniederwirft! — Es wird uns dann von ihm erzählt, dass er Jesum erblickte, als er ihm zurief, er solle zu ihm kommen und auf dem Meere getrost einherschreiten. Und Petrus hat Vertrauen auf den Ruf seines Meisters das Meer zu beschreiten. Er geht muthig dahin und fürchtet sich nicht. — Ein schönes Bild, wie Christus uns die Kraft giebt, auf dem Meere des Lebens zu wandeln, wie wir uns mit ihm oben erhalten können und nicht fürchten dürfen zu versinken. Aber recht bezeichnend für den Wechsel der Empfindungen in dem Jünger ist es, dass er plötzlich die Gefahr bemerkt, den Muth verliert, zu versinken fürchtet und ruft: „Herr, hilf mir!" — Das ist Petrus, in welchem Glauben und Zweifel, Muth und Verzagtheit abwechselten. — Mit freudiger Hingebung kann er bei einer andern Gelegenheit die Wahrheit aussprechen. Als Jesus die ernstesten Forderungen an seine Jünger richtete, von ihnen ein Durchdringen mit dem Geiste und eine völlige Gemeinschaft mit sich verlangt, da verließen ihn die Meisten, er aber fragte die Zwölf, ob sie ihn auch verlassen wollten. Und Petrus ruft im Namen der Uebrigen: „wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben erkannt und geglaubt, dass du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!" Von welchem tiefen, gewaltigen Ernste sind diese Worte durchdrungen! Sie kommen aus der freudigsten Gesinnung. Darum hat damals auch Jesus gesagt, dass der Jünger „Petrus" heißen

sollte, weil er auf ihn seine Kirche gründen wollte. — Von einer gleichen Gesinnung giebt Petrus Kunde, als er mit den übrigen Jüngern zusammen ist und das letzte Abendmahl mit dem Erlöser gefeiert wird. Jesus sprach damals seinen Jüngern die Wahrheit aus, dass Einer unter ihnen ihn verrathen würde, und auch, dass sie sich Alle an ihm ärgern würden. Darüber war Petrus so erschrocken, dass er versicherte, er wolle wohl sein Leben für ihn lassen. Und Jesus, der ihn kennt, sagt ihm vorher, dass er ihn dreimal verleugnen werde, ehe denn der Hahn krähe. Auch als Jesus bei derselben Gelegenheit seinen Jüngern ein deutliches Beispiel von seiner Selbstverleugnung geben will und ihnen die Füße wäscht; da tritt dieselbe feurige Erregtheit bei Petrus hervor, indem er zuerst sagt: „Nimmermehr sollst du mir die Füße waschen!“ Als aber Jesus darauf erwiderte: „wenn ich dich nicht wasche, so hast du keinen Theil an mir,“ so durchfährt ein andrer Gedanke seine Seele: „Herr, nicht die Füße allein, sondern auch die Hände und das Haupt!“ Und jetzt muss Jesus ihn zurechtweisen und ihn aufmerksam machen, dass die Handlung nur ein Zeichen sei, und darum auf das Aeußere kein Werth zu legen wäre. — Auch noch im Garten Gethsemane will der Jünger entschlossen zu dem Erlöser stehen und ihn nicht gefangen nehmen lassen. Mit dem Schwerte will er ihn vertheidigen, so dass Jesus ihn daran erinnern muss, dass es uns niemals geziemt, mit den Waffen das Gute zu schützen. — Und dennoch kann derselbe Jünger so schwach sein, sich seines Freundes zu schämen. Da im Gerichtshause eine Magd ihn als Einen erkennt, der auch mit Jesu war, vergisst Petrus Alles, was er gelobt hatte. Es scheint kein Gefühl für Jesum mehr in ihm zu sein, er will keine Gemeinschaft mit ihm haben und kann dreimal geradezu die Unwahrheit aussprechen „ich kenne den Menschen nicht!“ — Kaum scheint uns eine solche Veränderung in so kurzer Zeit möglich. Aber sie ist möglich, sie ist wahr. Bei den lebhaftesten Menschen kommen solche Widersprüche vor. Doch pflegt die Täuschung nicht lange zu währen. Ein Augenblick bringt sie wieder zu sich selbst. So auch bei dem Jünger. Er hört den Hahn krähen, und seine schmähliche Untreue

fällt ihm auf die Seele. Er bricht in Reue zusammen. Er kann sich vor Thränen nicht mehr bergen. „Er ging hinaus und weinte bitterlich.“ — Als darnach den Jüngern die Auferstehung Jesu verkündigt wird, ist Petrus wieder so lebhaft erregt, dass er sich davon überzeugen will und zum Grabe läuft, wo er vor Staunen nicht fasst, was geschehen ist. — Und noch einmal erscheint er mit dem Erlöser zusammen, als ihn dieser fragt: „Simon Johanna, hast du mich lieb? Mit Wahrheit kann Petrus darauf antworten: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, dass ich dich lieb habe.“ Doch, vielleicht, um ihn an seine Verleugnung zu erinnern und ihn vor sich selbst zu warnen, fragt Jesus ihn abermals. Petrus ist darüber traurig, weil er wohl denken mag, was Jesus mit der dreifachen Frage sagen wollte. Er erhält dann den Auftrag, die Jünger auf ihrem Lebenswege zu führen.

Damit schließt die Entwickelung der innern Lebensgeschichte des Petrus. Von dieser Zeit an ist er ein Mann geworden. Er hat sich durch seine Erfahrungen leiten lassen. Das Schwanken in seinen Empfindungen hört auf, er ist entschieden für die Wahrheit eingenommen und verlässt sie nicht wieder. Ja, er kann jetzt unter den Jüngern recht hervortreten. Als am Tage der Pfingsten ein neues Leben unter den Freunden Jesu begann, ist es Petrus, der zuerst mit feuriger Beredsamkeit von Dem spricht, den man unschuldig zum Tode verurtheilt habe. Er verkündigt es mit freudiger Gewissheit, dass Jesus nicht im Tode geblieben ist, sondern dass Gott ihn auferweckt habe, wovon sie Alle Zeugen wären. Mit Ernst fordert er, die Juden sollten Buße thun und sich taufen lassen, dann würden ihnen ihre Sünden vergeben. Und weil seine Rede aus dem Herzen kam, so drang sie Vielen durch das Herz, und sie traten zur ersten Christengemeinde zusammen. — Von jetzt ab kennt Petrus auch keine Menschenfurcht mehr. Er fragt nicht, ob seine Lehre den Hohenpriestern angenehm sei, oder ob die römische Obrigkeit sie gern höre. Er will nur Treue Dem beweisen, gegen den er früher hatte so schlecht handeln können. Mit hoher Freudigkeit steht er vor dem hohen Rathe, der sich darüber wundert, dass „ungelehrte“ Leute solche Dinge thun konnten.

Und er geht nicht auf das Gebot der Obern ein, zu schweigen und den Namen Jesu nicht mehr zu nennen; sondern ruhig, aber im Gefühle der geistigen Ueberlegenheit spricht er: „Richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht wäre, daſſ wir euch mehr gehorchen, denn Gott?" — Von der Kraft Gottes und der Zuversicht auf den Beistand Jesu erfüllt vollbringt Petrus aber auch große Thaten. Gewaltig ist in ihrer Einfachheit die Schilderung von der Heilung des Lahmen, der vor der Thüre des Tempels saß, die da heißt die schöne, und um Almosen bettelte. Petrus sah ihn an und sprach: „Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle!" — Und dürften wir auch diese Erzählung nicht buchstäblich nehmen, so würde sie uns doch immer die Wahrheit entgegenhalten, welche Kraft in dem Wirken des männlich gereiften Jüngers lag. — Er hatte aber auch den Blick seines Meisters, welcher wuſſte, was im Menschen war, und der sich nicht durch heuchlerische Mienen täuschen ließ. Jenen Betrüger, der sich rühmte, alle seine Habe verkauft zu haben, durchschaute er. Er ließ sich mit ihm auf keine Auseinandersetzungen ein, sondern wirft ihm die Wahrheit ins Gesicht: „Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen." Der Lügner aber fiel, getroffen von dem Strahle der Wahrheit, nieder und gab den Geist auf. Und als der lügnerische Mann kaum fortgetragen ist, da kam sein Weib und sprach dieselbe Unwahrheit aus. Ihr aber ruft Petrus zu: „Siehe, die Füße Derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Thüre und werden dich hinaustragen!" Darauf fiel auch die Frau nieder und starb. So stand der Apostel mächtig da in der Wahrheit, und es konnte keine Falschheit um ihn her aufkommen. — Es hat Petrus aber auch die Gemeinde zu Jerusalem vor Engherzigkeit bewahrt und die freiere Auffassung vertreten. Die ersten Christen schwankten in ihrem Urtheil über den Werth der jüdischen Gebräuche. Sie meinten anfangs fast Alle, daſſ dieselben zu beobachten seien, und wollten deshalb auch, daſſ die Heiden, welche sich dem Christenthum anschlossen, zuerst Juden würden. Sie sahen darin eine nothwendige Mittelstufe. Petrus

erst hat einer freiern Ansicht den Durchgang verschafft. Was ihn selbst dahin brachte, wird uns in einem merkwürdigen „Gesichte“ dargestellt. Er befand sich zu Joppe und war auf den Söller seines Hauses gestiegen, um zu beten. Als er darauf Hunger hatte, öffnete sich der Himmel, und es kam ein Gefäß hernieder mit allerlei Thieren, die zur Speise dienen konnten. Dazu hörte er eine Stimme, die ihn aufforderte, zu schlachten und zu essen. Petrus aber wollte nichts anrühren, was ihm nach jüdischer Sitte nicht erlaubt war, zu genießen. Da hörte er wieder eine Stimme, welche sprach: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein.“ Dasselbe geschah zu drei Malen. Während Petrus noch darüber nachdenkt, was dieses Gesicht zu bedeuten habe, da fragen die Männer nach ihm, welche der heidnische Hauptmann Cornelius aus Cäsarien nach ihm geschickt hat, ihn zu bitten, dass er zu ihm käme und ihm sage, wie er selig werden könne. Petrus versteht nun das Gesicht, indem er glaubt, Gott habe ihm damit gezeigt, dass er die Heiden nicht für „gemein“ anzusehen habe. Er geht zu Cornelius, theilt ihm in kurzer Weise den Inhalt des Evangeliums mit und befahl, auch die Heiden zu taufen, da sie den heiligen Geist ebenfalls empfangen hätten. — Wir sehen aus dieser ganzen Darstellung, dass Petrus sich mit dem Gedanken beschäftigt, ob wohl irgend welche Geschöpfe Gottes „unrein“ sein könnten, so dass Menschen sie erst reinigen müssten. Und seine richtige Einsicht sagt ihm, dass solche Lehren Menschensatzungen wären, die vielleicht unter besondern Umständen sich als Erziehungsmittel rechtfertigen ließen, die aber durchaus mit der Zeit fallen müssten. Er behauptet daher von dieser Zeit an mit Entschiedenheit, zum Christenthum wäre ein reines Leben, ein Leben im heiligen Geiste nothwendig, aber nicht die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen. Die Formeln sind ihm hiernach Nebensache, das wahre, innere Christenthum aber ist ihm Hauptsache. Bei der Zusammenkunft der Apostel zu Jerusalem, als sie diese Angelegenheit gemeinsam beriethen, steht daher auch Petrus für die freisinnige Auffassung ein und macht aus seiner Erfahrung darauf aufmerksam, dass er die Früchte des Christenthums auch da be-

merkt habe, wo man von den jüdischen Gebräuchen nichts wusste. Und obgleich Viele vorher mit ihm zankten, so schwiegen sie doch stille, von der Wahrheit überzeugt, und lobten Gott, dass er sich auch der Heiden erbarmt habe. — Petrus hat nach freudiger Wirksamkeit seine Ueberzeugung auch noch durch Geduld im Leiden bewähren dürfen. Gereift zu männlicher Entschiedenheit hat er sich der Verfolgung nicht entzogen, sondern ist von dem Könige Herodes Agrippas ins Gefängniss geworfen. Hier hat er zwischen zwei Kriegsknechten, gebunden mit Ketten, schlafen müssen. Doch weckte ihn ein Engel, den Gott zu seiner Errettung sandte, so erzählt man, und er ging frei hinaus und kam zu seinen Freunden. Wer wollte hier untersuchen, was wirklich geschehen ist, und was die Poesie dazu gefügt hat? Genug für uns: Gott lässt den Mund der Wahrheit nicht schließen, wenn er ihn noch brauchen will. Und er hat unzählige Wege und Mittel, diejenigen zu erretten, welche nicht untergehen sollen.

Die weitere Lebensgeschichte unsres Apostels ist sehr unsicher und vielfach durch Sagen ausgeschmückt. Es hat die Kirche, welche ihn als ihren besondern Apostel verehrt, sich Mühe gegeben, eine Unzahl Legenden über ihn zu verbreiten, ihn als der Wunderthäter größten zu verherrlichen und ihn dann auch zu einem ganz besondern Märtyrer zu stempeln. Nach diesen Erzählungen ist er nach Rom gekommen, hat hier selbst die Christengemeinde gegründet und soll mit Paulus zugleich unter Nero 67 gekreuzigt sein, es wird noch hinzugefügt, mit dem Haupte nach unten. Andere wollen auch etwas von einer Flucht wissen, von der Christus selbst ihn zurückgerufen hätte. Daran knüpfen sich noch mannichfache Berichte von Wundern, welche noch nach seinem Tode durch ihn zu Stande gebracht wären, weshalb die Gebeine dieses Jüngers sorgfältig in Rom aufbewahrt werden. Ob diese ächt sind oder nicht, ist eine schwierige Untersuchung, die auch wohl an sich ohne Bedeutung ist. Wir lassen gern der Kirche die „Gebeine," welche sich mit todten Gegenständen zu trösten sucht. Wichtiger wird uns das Leben des Apostels sein, aus dem wir Trost und Erhebung schöpfen können.

Um ihn aber so viel wie möglich zu verstehen, müssen wir auch seine Werke einer Prüfung unterwerfen. In unserm neuen Testamente finden wir zwei Briefe, welche von Petrus geschrieben sein sollen. Man kann an der Aechtheit derselben zweifeln und sie für älter oder jünger erklären. Indessen lassen sich solche Einwürfe wenig rechtfertigen und drehen sich meistens um sehr unwesentliche Dinge. So viel wir sonst von Petrus wissen, stimmen die Briefe ihrem Inhalt nach mit seiner Persönlichkeit und enthalten Anschauungen, wie er sie wahrscheinlich gehabt hat. Beide Briefe geben keine ausführlichen Auseinandersetzungen von Glaubenssätzen, sie gehen auf keinen Streit darüber ein, sondern sprechen sich in kurzen und kräftigen Worten über das aus, was dem Jünger als das wahre Christenthum erschien. Im ersten Briefe häuft er in der Fülle seines Gefühls außerordentlich die Ausdrücke. Es ist ihm immer noch nicht kräftig genug die Wahrheit ausgesprochen, darum macht er noch Zwischensätze. Solch eine Construction lässt sich im Deutschen schwer wiedergeben. Es ist daher auch der Eingang des ersten Capitels sehr schwerfällig im Ausdruck und daher unverständlich. Wollte man über die einzelnen Sätze sich vollständig klar und eingehend aussprechen, so würde man darin eine ganze christliche Glaubenslehre entdecken. Jüdische Vorstellungen, welche an das Passahlamm erinnern, treten darin deutlich hervor. Der Verfasser hat es dann auch aufs Tiefste gefühlt, dass ihm und den übrigen Jüngern eine große Wohlthat zu Theil geworden sei, dass ihm durch das Evangelium die Barmherzigkeit Gottes bekannt geworden ist und sein Glaube ihm als das herrlichste Kleinod erscheint. Nach diesem Eingange zieht er dann aber sogleich Folgerungen für das Leben. Es soll nun auch der Glaube „rechtschaffen" erfunden werden und zur Seligkeit führen. Mit großem Nachdruck hebt er hervor, wie nur dadurch das Christenthum bewährt werde, dass man „heilig" lebe. „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!" so schreibt er. Es ist ihm Ernst mit seiner Religion. Sie soll nicht nur ein Außenwerk sein, das in Gebräuchen besteht, auch nicht allein einigen Trost bringen und vielleicht sanfte Empfindungen und schöne Gefühle

anregen. Sie soll nach seiner Ueberzeugung den ganzen innern Menschen erfassen, alles Gemeine aus seiner Seele verbannen, alle krankhafte Eitelkeit zerstören, den Menschen selbst aufrichten. Der wahre Christ hat Gott zum Vorbilde, will ihm ähnlich werden und sich nach dem Erlöser richten. So muss er heilig werden, sonst gehört er dem nicht an, der heilig ist. — Und weil ihr, so schreibt er, nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid, sondern mit dem Blute Christi: so machet keusch eure Seelen! Innere Reinheit fordert er damit, dass keine irdischen Gedanken den heiligen Sinn trüben; denn wie könnte ein Christ, der an die Liebe und Unschuld seines Erlösers denkt, Anderes in sich dulden, als was lieblich und unschuldig ist? — Damit soll sich dann die „ungefärbte Bruderliebe" verbinden, dass wir uns unter einander so innig lieb haben, wie Jesus uns ein Beispiel giebt. — Um zur treuen Pflichterfüllung zu ermahnen, erinnert er an die Unbeständigkeit alles Irdischen und lehrt, dass alle unsre Herrlichkeit vergeht, wie „des Grases Blume", und dass nur des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit."

Doch nicht nur allgemeine Vorschriften giebt Petrus, sondern er weiß auch für die besondern Verhältnisse das Richtige zu treffen. Recht für das bürgerliche Leben schreibt er: „thut Ehre Jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König!" Wer sich darnach richtet, jeden als seinen Bruder liebt und vor Gott Ehrfurcht hat, der wird auch in der rechten Weise dem Könige als dem Staatsoberhaupte die gebührende Ehre nicht versagen. — Den Knechten ruft er zu, dass sie ihren Herren unterthan sein sollen, auch wenn sie Unrecht leiden müssten. Sie möchten sich darin Christum zum Vorbilde nehmen, der ohne das geringste Böse zu thun, doch die schwersten Verfolgungen erlitten hat. — Auch mit dem Verhältnisse der Frauen zu den Männern beschäftigt er sich, worüber in jener Zeit noch die widersprechendsten Ansichten herrschten, da hier Judenthum und Heidenthum in Widerspruch mit einander traten. Er glaubt, dass durch würdige Frauen Viele für die Wahrheit gewonnen werden können, wenn sie ihr gesittetes Wesen sehen. Aber dann müssen auch die Frauen

ihren Schmuck nicht auswendig suchen, in „Haarflechten, Goldumhängen oder Kleideranlegen", sondern in sich geschmückt sein. Sehr schön sagt er hiervon: „der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott." — Wenn wir Feinde haben und von ihnen angegriffen werden, so sagt uns Petrus, dass wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten sollen, nicht „Scheltwort mit Scheltwort." — Er warnt dann mit richtigem Tact vor dem zu vielen Sprechen. „Wer Leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, dass sie nicht Böses rede, und seine Lippen, dass sie nicht trügen." — Zum Gebete fordert er noch besonders auf, wenn er sagt, dass wir „mäßig und nüchtern" dazu sein sollen. — Jeder aber soll in jedem Verhältnisse dem Andern dienen „als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes." Dann hofft er, dass Alles zur Ehre Gottes geschehen, und dass man den Allmächtigen in Allem preisen werde. Wenn wir aber verfolgt werden, so sollen wir darum nicht verzagen, denn Alle, die in der Hitze bewährt werden, sollen Freude davon haben, indem sie innerlich reifen. Eine Ehre müsste es uns sein, wenn wir um Christi willen geschmähet werden, also, wenn wir ihm solche Liebe und Treue beweisen, dass seine Feinde auch uns hassen und zu vernichten suchen. — Auch auf das Ende aller Dinge hat er in diesem Briefe hingewiesen, nicht um die Neugierde zu befriedigen, sondern um mit dem größten Nachdruck zur Ausdauer zu ermuthigen. So ruft er denn am Schlusse seines ersten Briefes den Aeltesten zu, sie sollten nicht „über das Volk herrschen," sondern ihm vielmehr dienen und ein gutes Vorbild geben. Den Jungen aber sagt er, sie sollten den Aeltesten sich unterordnen. Alle aber, so schrieb er noch mit besonderm Nachdruck, sollen in Demuth wandeln, nur so könnten sie wahre Christen sein. Diese Tugend ist ihm wohl als die allerwichtigste vorgekommen, denn er sagt, dass wir ohne Demuth keine Gnade finden können. Er hebt also hervor, was auch Christus mit den verschiedensten Worten als das Nothwendigste anerkennt: „demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes!" Damit wir aber nicht durch innere Unruhe

in unserm Trachten nach dem Guten gestört werden, ermahnt er, alle unsere Sorgen auf Den zu werfen, der für uns sorget. Er hofft, dass Gott die Freunde stärken werde, an welche er seinen Brief gerichtet hat.

In dem zweiten Briefe aber schildert Petrus die falschen Propheten, welche sich erheben werden. Recht treffend weiß er sie zu bezeichnen. Sie sind „Brunnen ohne Wasser und Wolken vom Windwirbel umgetrieben.“ Ihr hohles Wesen, ihre leeren Worte hat er damit gut angedeutet. Aber ihre Eitelkeit hebt er auch passend hervor: „sie reden stolze Worte, da nichts dahinter ist.“ Wie sie gern von Freiheit sprechen, doch aber nicht wissen, was sie meinen, und am Ende selbst Herren sein wollen, das bezeichnet er auch, wenn er schreibt, sie „verheißen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind.“ — Durch solche Thoren soll man sich nicht irre machen lassen, sondern nur fest an dem Rechte halten. — Dann kommt er auch in diesem Briefe wieder darauf zu sprechen, dass die Herrlichkeit dieser Welt ein Ende haben wird. Er will aber nicht entfernt eine Zeit bestimmen, wann das sein soll, sondern er fasst Gott als den Ewigen, vor dem Ein Tag ist wie tausend Jahre. Aber fest gerichtet ist sein Blick gen Himmel. Wir warten „eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet.“ Und diese Hoffnung, so schreibt er am Schlusse, muss uns antreiben, „unsträflich“ zu leben und die Zeit, welche uns die Geduld Gottes noch zu unserer Besserung giebt, wohl anzuwenden.

Voll Kraft, wie das Leben, sind auch die Briefe des Petrus. So sollen wir nicht vor seinem Bilde auf den Knieen liegen und Wunder von ihm erwarten, sondern es hoch vor uns halten und ihm ähnlich zu werden suchen. Hätten wir nur viele Männer voll solcher Kraft in unserer Zeit, es würde besser mit unserem Christenthum stehen. Und verständen wir es, die Gegensätze unseres Wesens zu solcher Einheit zu verklären, wir würden auch männlich reifen. Möchten wir lernen, die Schwächen jüngerer Jahre durch solche Wirksamkeit zu versöhnen! —

IX.

Jakobus.

Es war ein Glück für die erste Christengemeinde, dass neben dem feurigen Petrus der besonnene Jakobus stand, welcher in Allem auf Verständniss drang und keine Unklarheit leiden mochte. So wurde die Gemeinde davor bewahrt, dass die Leidenschaftlichkeit sie fortriss, und sie konnte sich ruhig weiter bilden. Wir müssen aber von Vorn herein wissen, mit welchem Jakobus wir es zu thun haben, denn es werden uns drei Jünger genannt, die diesen Namen tragen: Am wenigsten wissen wir von Jakobus, dem Sohn des Alphäus, der unter der Zahl der Jünger aufgenannt wird. Mehr bekannt ist von Jakobus, dem Sohne des Zebedäus, dem Bruder des Johannes. Dieser wird mehrmals angeführt. Er ist mit dem Erlöser gewesen, als dieser auf dem Berge verklärt wurde, und er durfte also den Heiland in seiner Herrlichkeit schauen, was den Uebrigen nicht vergönnt war. Es wird dann aber auch seiner tadelnd erwähnt, da er sich mit Johannes verleiten lässt, Feuer vom Himmel auf die gottlosen Städte herabzuwünschen, wobei ihnen Jesus sagt: „wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" Auch wird seiner gedacht, als seine Mutter für ihre Söhne die ersten Stellen im Reiche Jesu in Anspruch nehmen will und deshalb zurechtgewiesen wird. Er ist im Jahre 44 durch Herodes Agrippas gefangen genommen und mit dem Schwerte gerichtet worden. Der dritte Jakobus, von dem wir zu sprechen haben, ist der Bruder Jesu, welcher auch der Gerechte genannt wird. Von demselben ist bekannt, dass er ein

sehr einfacher und verständiger Mann und seine Gesinnung dem Judenthum besonders günstig war. Er glaubte, dass die Gebräuche desselben vollständig beobachtet werden müssten, und galt deshalb auch stets für das Haupt der eigentlichen Judenchristen. Obgleich er aber diese Meinung hat, so ist er doch nicht unzugänglich für Belehrung. Als die Apostel zu Jerusalem über diese Angelegenheit sprachen und die Ansichten schroff einander gegenüberstanden, trat Jakobus, durch die Rede des Petrus unterrichtet, vermittelnd auf und meinte, dass man unter den jüdischen Gebräuchen einen Unterschied machen müsse, die wichtigern möge man beobachten, die unwesentlichen aber aufgeben. Und auf seinen Rath bestimmte man und theilte den entfernten Gemeinden mit, sie möchten sich in ihrer Lebensweise aller Nahrungsmittel enthalten, die man für ungesund hielt, besonders aber sollten sie einen sittlichen Lebenswandel führen und sich vor Allem bewahren, was gegen die Stimme des Gewissens wäre. Gestorben ist dieser Jakobus wahrscheinlich im Jahre 63, als der Hohepriester Ananus die Zeit benutzte, da der Procurator Festus gestorben war und noch keinen Nachfolger bekommen hatte. Während dieser Zwischenregierung durfte Ananus seine Rachsucht befriedigen. Er war ein Sadducäer und hasste die Christen schon wegen ihrer Lehre von der Auferstehung; besonders zürnte er aber dem Haupte der Gemeinde zu Jerusalem, Jakobus dem Gerechten, den auch sein Urtheil zuerst traf, er wurde gesteinigt.

Die Gestalt, in welcher das Christenthum bei Jakobus erscheint, zeichnet sich durch Einfachheit aus. Er vermeidet es, sich in tiefsinnige Untersuchungen einzulassen, und drückt sich so aus, dass man ihn ohne weitere Erklärungen versteht. Ihm ist das Evangelium die Wahrheit, welche Jeder sich aneignen kann, zu der keine Vorkenntnisse und keine Gelehrsamkeit nöthig sind. Es enthält das Wort, welches in jeder Brust Anklang findet, dass Gott unser Vater ist und Jesus uns das mittheilt, was zu unserm Frieden dient. Jakobus ist selbst nicht durch große innere Erschütterungen zum Christenthum gekommen, seine Natur war ruhig, der Verstand vorwiegend, er war ein Feind aller über-

schwänglichen und leidenschaftlichen Erregungen. Mit Nachdenken hat er die Wahrheit aufgenommen und sie still in sich entwickelt. Seine Fehler hat er wohl eingesehen, aber er durfte sich nicht gewaltsam aus Verirrungen herausreißen, weil er stets einen sittlichen Lebenswandel geführt hatte. Wenn sich das Christenthum bei ihm so verständig gestaltet, so fehlt es ihm aber keineswegs an Gemüth. Im Gegentheil, er weiß recht gut, wie ein unverdorbenes Herz fühlt und spricht sich gerade so aus, wie wir es in uns billigen. Er versetzt sich in die Stimmung der Seele hinein, welche von innerer Unruhe heimgesucht wird, und nennt ihr, was sie in Wahrheit beruhigt. Und Alles, was er vom Christenthume sagt, bezieht er aufs Leben. Das Göttliche soll nicht im Innern verschlossen bleiben, es soll hinaus in die Welt und unter den Menschen leuchten. Es muss auch nicht die bestehenden Verhältnisse zerstören, sondern sie vielmehr neu und schön aufbauen. Es soll sich anschließen an das Vorhandene, dieses reinigen und in dem Menschen ein neues Streben anregen. Es ist ein einfaches, gemüthvolles und lebendiges Christenthum, was Jakobus will.

Davon gibt sein Brief Zeugniss. In diesem beschäftigt er sich mit dem Glauben, dem Kampfe, dem Gottesdienste und dem Gebete.

Er wünscht zuerst den „zwölf Geschlechtern, die da sind hin und her," Freude. Sein Brief ist also wahrscheinlich an die Israeliten gerichtet, und die zwölf Geschlechter sind die zwölf Stämme, die über die verschiedenen Länder zerstreut waren. Ihnen wünscht er „Freude." Damit bezeichnet er das Wesen des Christenthums, welches ja eine frohe Botschaft bringt, die Alle aus ihrer Betrübniss herausreißen soll; denn wie könnten die Menschen froh sein, wenn sie im Aberglauben leben? Aller Irrthum macht ja traurig und drückt die Seele herunter, während die Wahrheit erfrischt und das Herz erfreut. Zur Erkenntniss der Wahrheit aber führt der Glauben. Von diesem sagt Jakobus, dass er eine Zuversicht ist, welche das Herz erfüllt, es zu Gott emporzieht und ihm Ruhe giebt. Ein Mensch, der von Zweifeln gequält wird,

ist unglücklich und wird in sich bald voll Jubel und bald voll tiefster Traurigkeit sein. Mitleid muss man mit solchem Unglücklichen haben, denn er ist „unbeständig in allen seinen Wegen.“ Ihn leitet nicht ein Ziel, dem er alle seine Kräfte weiht, er geht nicht entschieden Einen Weg, den er für recht hält. Bald sucht er auf die eine, bald auf die andere Weise sich sein Leben angenehm zu machen. Er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Dem, was ihm angenehm ist, und wodurch er Vortheil zu haben glaubt. Er ist wie die „Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird.“ — Und wie richtig fügt der Apostel hinzu, dass ein solcher Mensch nichts erlangt! Wie könnte er auch voran kommen, da ihn keine höhere Kraft führt? Er arbeitet vergebens, der Eitelkeit gehört sein Thun an; was er gewonnen zu haben wähnt, das zerfließt ihm unter den Händen. Aber zum Glauben gehört nach der Auffassung des Jakobus auch die That. Wer keine guten Werke aufzuweisen hat, der besitzt auch keinen Glauben. „Kann auch, so schreibt der Apostel, der Glaube ihn selig machen?“ Und er führt dann durch, dass Derjenige, welcher einen Andern Mangel leiden sähe und spräche: „Gott berathe euch, wärmet euch, sättiget euch“ und gäbe ihm nichts, doch nicht selig sein könne. Solchen todten Glauben haben auch die Teufel, die wohl wissen, dass ein einiger Gott ist, die aber zittern, weil sie vor seiner Gerechtigkeit nicht bestehen können. Er dringt also mit dem größten Nachdruck darauf, dass wir das Gute thun sollen. „Seid aber Thäter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget!“ Einen Menschen, der nur hört, aber nicht thut, was er soll, vergleicht er sehr passend mit einem Manne, der sein Antlitz im Spiegel beschauet, aber dann geht er fort und vergisst, wie er gestaltet war. Wenn Jakobus wiederholt hervorhebt, dass zum Glauben die Werke dazu kommen müssen und auch aus der Geschichte nachweist, dass Abraham nicht durch seinen Glauben Barmherzigkeit erlangte, sondern weil er zur That entschlossen war; — so muss er durch Erfahrungen dazu aufgefordert sein, seine Ansicht so bestimmt auszudrücken. Als er seinen Brief schrieb, ist schon ein Gegensatz ausgebildet gewesen

zwischen Denen, die behaupteten, der Glaube allein mache selig, und Andern, welche mit Jakobus lehrten, der Glaube ohne die Werke könne nichts. Es ist unstreitig von großem Segen gewesen, dass Jakobus auf diese Weise vor einer einseitigen Auffassung des Glaubens warnt. Der eigentliche Gegensatz zwischen Glauben und Werken löst sich aber in eine höhere Einheit auf, wenn man beide Worte in ihrer innern Bedeutung fasst. Dann heißt es: Der wahre Glaube ist eine innere That des Geistes und muss sich deshalb auch in ununterbrochenem Thun offenbaren. Und wirklich gute Werke sind durchdrungen von der richtigen Gesinnung, in ihnen ist also das Gute der Glaube.

Ernst und tief fasst unser Apostel auch den Kampf des Lebens auf. Sein richtiges Gefühl bewahrt ihn vor einer unfruchtbaren Untersuchung über die Quelle des Bösen. Er will dieses nicht zurückführen auf einen bösen Geist, der neben oder unter Gott stehen soll. Er fragt auch nicht, ob wir es in dem irdischen Stoffe zu suchen haben. Weil solche Betrachtungen doch zu nichts führen, so sagt er darüber gerade nur soviel, als uns für das Leben zu wissen nöthig ist. Der richtige Standpunkt ist der, dass man die Sünde nicht auf Andere schiebe und sich selbst rechtfertige, sondern dass Jeder das Böse als seine eigne Schuld ansehen lerne. Es ist ein Frevel, sich mit seiner menschlichen Schwachheit zu entschuldigen und zu glauben, man könne nicht anders, sondern müsse sündigen. Es ist aber auch Unrecht, seine Schuld auf die ersten Menschen zu werfen und in der Ansicht von der Erbsünde sich selbst für entschuldigt zu halten. Damit würde man sich gewissermaßen einen Freibrief ausstellen, dass man ungestört seinen sündhaften Neigungen sich hingeben dürfe. Leichtfertig ist es ebenfalls, seine Eltern und Erzieher zu beschuldigen, dass sie uns nicht richtig behandelt hätten, vielleicht bald zu streng und bald zu milde, und dass sie Veranlassung wären, dass wir so viele Fehler an uns tragen. Eine Gotteslästerung aber ist es sogar, wenn der Mensch sich erkühnt, seinem Schöpfer vorzuwerfen, dass er ihn in Versuchungen kommen ließe. Alle solche Gedanken schneidet Jakobus damit ab, dass er schreibt: „Niemand sage, wenn

er versucht wird, dass er von Gott versucht werde. Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versuchet Niemand. Sondern ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird." — Dann lehrt der Apostel in seiner gesunden, kräftigen Weise, dass wir die Versuchungen nicht als ein Unglück betrachten und darüber jammern sollen, als wären wir darum weniger von Gott geliebt, weil wir mit bösen Neigungen zu kämpfen haben. Wir müssen vielmehr dankbar für die Kämpfe sein, die wir durchzumachen haben, denn ohne diese können wir nicht reifen und hindurchdringen. So schwer es uns scheint, wann wir aus der Unbefangenheit der Kindheit heraustreten und nun erfahren, dass wir freie Geschöpfe sind, die das Gute, aber auch das Böse ergreifen können, vor denen zwei Wege liegen, von denen der eine Elend und Seelenangst und der andere Frieden und Leben bringt; — so entspringt doch aus dieser Erfahrung erst unser ganzes zukünftiges Glück. Denn wir werden mit dieser Einsicht frei und müssen anfangen, unser Leben selbst zu bestimmen. Sind wir daher nicht knechtisch gesinnt, so werden wir mit Dank die Verantwortlichkeit übernehmen, und unsere Anfechtungen werden unsere Ehre sein. Freilich kann das nur bei Dem geschehen, welcher auch mit Geduld in den Kampf geht und nicht aufhört, zu ringen, bis der Sieg ihm zu Theil geworden ist. Dieser ist in Wahrheit glücklich zu preisen. „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Denn, nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben." Nur durch solchen Kampf und Sieg lernen wir das Gesetz der Freiheit kennen, welches in uns lebt und uns dazu führt, dass wir nichts Anderes, als das Gute wollen. Herrlich, wer bis dahin durchdringt, dass er sich unabhängig fühlt von Irrthum und Schwachheit, und dass er nur dem Gesetze Gottes in seinem Herzen folgt! — Für diesen wichtigen Kampf giebt uns Jakobus gute Regeln. Er warnt uns vor Uebereilungen, wenn er schreibt: „Ein jeglicher Mensch sei schnell zu hören, langsam aber zu reden und langsam zum Zorn." Eine vortreffliche Vorschrift! Immer

bereit zu sein zu hören, was Andere sagen, was in der Welt um uns her geschieht, was edle Männer der Vorzeit gesprochen haben, was Gott stets zu uns redet in unserm Innern. Und langsam zu reden! Denn die schnellen, unüberlegten Worte haben schon vieles Böse angerichtet, oft Zank hervorgerufen und uns in unheilvolle Verwickelungen gestürzt! — Besonders aber: langsam zum Zorn! Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott Recht ist. Er nimmt das klare Urtheil und thut Andern oft sehr unrecht. — Besonders macht Jakobus auch auf die Vergänglichkeit des Reichthums aufmerksam, damit der Mensch sich stets über das Nichtige erhebe. Wie die Blume abfällt und ihre schöne Gestalt verdirbt, also wird auch der Reiche in seiner Habe verwelken. Darum sollte Jeder, der reich ist, sich an seine Niedrigkeit erinnern, dass er auch nur eine kurze Zeit auf Erden lebt und ganz von dem Allmächtigen abhängt. — Mit gewaltigem Ernste schildert er dann das Verderben, welches über Diejenigen kommen muss, die sich nur auf ihren Reichthum verließen. „Ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird. Euer Reichthum ist verfaulet, eure Kleider sind mottenfressig geworden. Euer Gold und Silber ist verrostet, und ihr Rost wird euch zum Zeugniss sein und wird euer Fleisch fressen wie ein Feuer.“ Das sind ergreifende Schilderungen, wie wir sie in den Propheten finden, die aber oft in furchtbare Erfüllung gegangen sind. Er warnt vor üppigem Leben, in dem der bessere Theil des Menschen verkümmert und den Armen schweres Unrecht geschieht. Der Arbeiter Lohn wird schreien zum Himmel, und das Rufen der Erndter wird kommen vor die Ohren des Herrn. Das muss die Ueppigen anklagen, die von dem Schweiße Anderer geschwelgt haben. Dann wird es von ihnen heißen: „ihr habt wohlgelebet auf Erden.“ „Ihr habt verurtheilt den Gerechten!“ — — Und um im Kampfe zu bestehen, muss man sich rüsten mit Wahrheit. Nie darf eine Lüge über unsere Lippen kommen, nie dürfen wir die Wahrheit entstellen, nie haben wir zu schwören. Unser Wort soll sein: Ja, das ja ist; nein, das nein ist; auf dass wir nicht in Heuchelei fallen. Fern soll auch aller Streit von uns

sein, denn wir haben nach unserer Seligkeit zu streben und nicht uns um das Irdische zu zanken. Wir sollen ja nicht begehren und immer mehr für uns verlangen, sondern zufrieden sein mit Dem, was uns nach Gottes Willen zu Theil wird. Dann werden wir nicht in Feindschaft mit den Menschen gerathen können. — Mit dem größten Nachdruck ermahnt aber Jakobus zur Geduld und Ausdauer. Er weiß, dass aller Kampf nichts nützen kann, wenn man nicht darin beharret. Jeder gute Anfang ist spurlos verloren, wenn ihn nicht das Ende krönt. So beherrschet euch selbst! Wir zähmen die Pferde und können oft uns selbst nicht bändigen. Bedenket, welche Zukunft euch erwartet! „Der Ackersmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis er empfange den Morgen- und Abendregen." So sollten wir auch geduldig warten, bis die Saat aufgeht und Frucht bringt. Wissen wir doch: „Die Zukunft des Herrn ist nahe." O seid „geduldig und stärket eure Herzen!" Und Jakobus weist auf die Beispiele der Geduld noch besonders hin. Wie Hiob gelitten hat und die Propheten und Jesus selbst, das sollte nie von Christen vergessen werden. „Wir preisen selig, die erduldet haben." — „Siehe, der Richter ist vor der Thür!"

Was zum wahren Gottesdienste gehört, finden wir auch klar und verständig im Briefe des Jakobus zusammengestellt. In demselben heißt es: wir sollen Gott stets dienen, unser Leben soll ihm unterworfen sein und im Bewusstsein, von ihm abzuhängen, geführt werden. Nicht die frömmelnden Worte, nicht die demüthigen Redensarten, nicht die einzelnen wahren Empfindungen der Andacht sind der rechte Dienst des Ewigen. Keine Ergießungen des Herzens, keine begeisterten Reden und keine überströmenden Gesänge genügen dazu, sondern die entschiedene That, welche still nach dem Willen Gottes vollbracht wird. Derjenige dient dem Allmächtigen recht, der ihn in seinen Geschöpfen verehrt, der seine Pflicht gegen die Menschen zu erfüllen sucht. Wer sich einbildet, er diene Gott, und versündigt sich an seinen Brüdern, hält sich nicht selbst im Zaum und lässt sein Herz in Verkehrtheit gerathen; der dient nicht Gott, wie viel er auch von ihm redet,

und wie viele äußere Opfer er ihm darbringt. Gott ist Liebe; und nur Derjenige dient ihm recht, der in Liebe seinen Brüdern dient. Die Verlassenen aufsuchen und an ihnen freundschaftlich handeln, die Betrübten trösten und sich mitten unter den Menschen von ihrem Leichtsinn fern halten, in sich eine feste sittliche Haltung bewahren; auch wenn man von leichtfertigen Personen umgeben ist, das heißt in Wahrheit Gott dienen. Wie treffend heißt es: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt behalten." — Damit will Jakobus aber keineswegs etwas gegen die gemeinsame Andacht sagen. Es versteht sich nach seiner Meinung von selbst, dass die Christen, welche sich in Gott verbunden fühlen, auch mit einander ihre Gedanken zu dem Ewigen erheben, mit einander ihren Dank darbringen und sich gemeinschaftlich durch Rede und Gesang stärken. Man soll nur nicht glauben, dass der gemeinschaftliche Gottesdienst zum Christenthum genügend sei. Man soll sich nicht nur an allen Zusammenkünften seiner Gemeinde regelmäßig betheiligen, sondern auch im gewöhnlichen Leben Gott vor Augen und im Herzen tragen. Deshalb macht der Apostel noch besonders auf die Zusammenkünfte der Christen aufmerksam und giebt die Grundsätze an, nach denen diese geordnet sein müssten. Wenn Christen zum gemeinsamen Gottesdienst zusammenkommen, so müssen sie alle bürgerlichen Vorurtheile ablegen. Sie haben dann keinen Unterschied des Ranges und Standes zu machen, sondern sich Alle ohne Unterschied als Kinder Gottes anzusehen, die gleich schwach, aber in Gott auch gleich stark sind. In der Versammlung der Christen ist der Arme dem Reichen völlig gleich, und der Eine hat neben dem Andern zu sitzen. Es ist schon unrecht, wenn im äußerlichen Leben Standesunterschiede die Menschen von einander trennen und nicht eine gleiche und heilige Liebe Alle umfasst; aber in dem Raume solche Trennungen zu dulden, in welchem man vorzugsweise die Wahrheit erkennen und empfinden soll, das ist ein furchtbarer Missbrauch, der alle wahre Andacht stören muss. Der Glaube an Jesum

Christum leidet kein Ansehen der Person. Jakobus führt uns ein Bild dieses Missbrauchs vor die Seele, welches in seiner Genauigkeit den Eindruck macht, als hätte er es mit eignen Augen angesehen. Er schreibt: wenn in eure Versammlung käme ein Mann mit einem goldnen Ringe und mit einem herrlichen Kleide, es käme aber auch ein Armer in einem unsaubern Kleide; und ihr spräche zu Dem, der das herrliche Kleid trägt: setze du dich her auf das beste, und sprächet zu dem Armen: stehe du dort, oder setze dich her zu meinen Füßen; — wie würdet ihr dann Richter sein und vergessen, dass die Armen dieser Welt von Gott erwählet sind, wenn sie reich im Glauben waren. — Damit ist uns eine genaue Richtschnur gegeben, die aus dem Gebote der christlichen Nächstenliebe folgt. Bei den Versammlungen von Christen darf kein Unterschied des Reichthums und Standes geduldet werden. Wenn man dennoch unter besondern Umständen verschiedene Plätze in den Kirchen einzurichten für nöthig findet, so darf dieses nur der Ordnung wegen geschehen, um die Andächtigen so wenig wie möglich durch einander zu stören. Der Grundsatz aber, dass wir Gott gegenüber Alle gleich sind und vor ihm keine Verschiedenheit im Stande, Alter und Geschlecht besteht, müsste unstreitig allenthalben festgehalten werden. Denn es verletzt mit Recht unser Gefühl, wenn wir auch in der Gegenwart Vorkehrungen in manchen Kirchen gemacht sehen, um die kleinlichen Unterschiede des bürgerlichen Lebens bemerkbar zu machen.

Wahr empfunden ist aber auch Alles, was Jakobus über das Gebet schreibt. Er weist darauf hin, dass wir Alles von Gott empfangen und nie vergessen sollen, dass die schönen Güter der Welt nicht unser Eigenthum sind, sondern ein anvertrautes Gut, welches einem Höhern gehört. Dankend sollte der Mensch daher stets fühlen, wie er von dem Allgütigen gesegnet wird, damit er das Größte wie das Kleinste als ein Geschenk seines himmlischen Vaters betrachte. „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von Oben herab, von dem Vater des Lichtes, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichtes und der Finsterniss.“ — Welch ein inniges Verhältniss zwischen dem betenden Menschen

und dem unsichtbaren Gott stattfindet, hat er ebenfalls tief gefühlt. Denn er schreibt: „nahet ihr euch zu Gott, so nahet er sich zu euch!" Er weiß wohl, dass Gott allgegenwärtig ist und sich uns nicht erst zu nahen braucht, dass er vielmehr zu jeder Zeit und an jedem Orte mit und um und in uns ist. Ihm ist es auch bekannt, dass wir deshalb Gott äußerlich nicht näher und nicht ferner treten können. Aber doch ist seine Aufforderung: nahet euch zu Gott! rein und wahr empfunden. Er sagt damit, dass wir Den erkennen sollen, der uns nahe ist. Wir sollen es fühlen, wie er uns beschützt und leitet; wir sollen unser innerstes Wesen zugleich erheben, dass wir aus unserm Schmerze und unserer sittlichen Schwachheit erwachen und zu dem Guten hingezogen werden. Und wer sich so in sich erhebt, wer so seine edelsten geistigen Kräfte zur Thätigkeit belebt, der wird es empfinden, wie nahe ihm der Ewige ist. Es wird ihm sein, als wenn gleichsam der Himmel zu ihm herniedersteigt und das Göttliche sich zu ihm herablässt. Er wird sich Eins fühlen mit dem Erhabenen, der allenthalben mit ihm war und ist. — Zum wahren Gebete rechnet er aber auch mit Recht Demuth. Es kann ja kein Mensch wirklich beten, der nicht seine Abhängigkeit von einem Höhern fühlt. So lange man sich nicht seiner eignen Nichtigkeit bewusst ist, kann kein herzliches Gebet zu dem Unendlichen emporsteigen. Nicht nur mit Worten muss man den Vater im Himmel den Schöpfer und Erhalter nennen, sondern es ist erstes dringendstes Bedürfniss, dass man sich selbst erkennt und mit tiefster Demuth vor Gott stehe. Darum wiederholt auch dieser Apostel, dass wir uns demüthigen sollen, sonst können wir nichts von der Wahrheit verstehen. — Jakobus geht aber auch gern auf die besondern Fälle des wirklichen Lebens ein, in denen er das Gebet als das sicherste Trostmittel empfiehlt. Den Kranken gibt er den Rath, sie sollen die Aeltesten von der Gemeinde zu sich rufen und über sich beten lassen, und er fügt hinzu, sie sollten sich auch mit Oel in dem Namen des Herrn salben. Diese Stelle hat zu Missverständnissen Veranlassung gegeben, die dem Apostel sehr ferne gelegen haben. Was von dem „Salben mit

Oel“ gesagt ist, hat bekanntlich die römisch-katholische Kirche zu der Lehre von der „letzten Oelung“ geführt. Wir dürfen bestimmt diese Lehre ohne Weiteres nicht verwerfen. Es ist gewiss keine Sünde, schwer Kranke durch den äußern Gebrauch von Oel feierlich auf ihren Tod vorzubereiten, sowie mit dem leiblichen Genuss des Abendmahls doch auch in diesem Falle nichts Anderes bezweckt wird. Als Missverständniss aber erscheint es uns, wenn man die „letzte Oelung“ als nothwendig zur Seligkeit ansieht und den Glauben zu verbreiten sucht, dass Diejenigen nicht selig werden können, welche ohne dieselbe sterben. Ebenso muss man von dieser Stelle die abergläubische Vorstellung fern halten, dass das Gebet der „Aeltesten“ mehr Werth habe, als irgend ein anderes frommes Gebet. Es wird natürlich und segensreich sein, wenn am Krankenbette ernste Gedanken ausgesprochen werden und Alle, die zugegen sind, Gesunde und Kranke, sich im Gebete vereinigen. — — Zu Irrthümern hat aber auch noch eine andere Stelle Veranlassung gegeben, in welcher der Apostel eine Beichte zu fordern scheint. Er schreibt: „Bekenne Einer dem Andern seine Sünden!“ Man hat geglaubt, dass hierin gesagt sei, dass die Gemeindeglieder den Geistlichen zu bestimmten Zeiten ihre Sünden zu nennen hätten. Nimmt man aber die Stelle, wie sie dasteht, so ist darin weder von „Geistlichen“ die Rede, noch von „bestimmter Zeit.“ Es steht vielmehr die Wahrheit ausgesprochen, dass die Christen so innig und wahr, so herzlich und aufrichtig mit einander leben sollen, dass sie sich ihre Fehler gegenseitig bekennen, um dadurch ihre Seele zu erleichtern und Trost und Kraft zu gewinnen. Und wenn solche Mittheilungen unter Freunden und ungezwungen stattfinden, so ruht gewiss Segen darauf. — Die Kraft des Gebetes hebt Jakobus noch besonders hervor, wenn er sagt: „Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen; und gleich darauf: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ — Sehr richtig führt er keine äußern Vortheile an, welche mit dem rechten Gebete verbunden sind, denn ihm sagt es seine Vernunft, dass Gott nach ewigen Gesetzen seine Welt regiere und stets das geschehe, was geschehen

muss, weil er es beschlossen hat. Einen Einfluss auf unsere Geschicke und auf das äußere Leben Anderer hat demnach das Gebet nicht, aber es bringt den reichsten innern Segen. Es wird uns und Andere beruhigen, wird die Gedanken auf das Ewige hinlenken, zur Erkenntniss der Schwachheit führen und vor Allem die Kraft geben, in Geduld auszuharren und mit Freudigkeit dem Guten treu zu bleiben.

Reich ist der Brief des Jakobus an christlicher Erkenntniss. Wenn ihn Luther dennoch eine „stroherne Epistel" genannt hat, so dürfen wir ihm den unehrerbietigen Ausdruck nicht gerade übel nehmen, denn in seiner Zeit und bei seiner natürlichen Heftigkeit war das wohl zu entschuldigen. Auch haben wir ihm das Recht nicht abzusprechen, sich ein Urtheil über die Bücher der Bibel zu bilden. Das durfte er nicht nur, es war sogar seine Pflicht. Aber die Gründe seiner Meinung können wir nicht gelten lassen. Er hatte sich einseitig in die Richtung des Römerbriefes hineingelebt und tadelte den Jakobusbrief, weil dieser scheinbar jenem widerspricht. — Wie viele Angriffe daher auch nach Luther die Lehre des Jakobus erfahren hat, so müssen wir in ihr doch die volle Kraft des christlichen Geistes erkennen und dürfen uns freuen, dass wir diesen Brief im neuen Testamente haben, weil er eine eigenthümliche Gestaltung der christlichen Wahrheit enthält. So werden wir durch ihn noch besonders darauf aufmerksam gemacht, dass das Christenthum nicht in einem bestimmten Glaubenssystem, sondern in der Kraft Gottes besteht, welche die Herzen mit Leben durchdringt.

X.

Johannes.

Wie viel auch die feurige Willenskraft und der klare Verstand werth ist, am höchsten steht doch die Liebe eines tiefen und treuen Gemüthes. Daher pflegt Johannes von den Christen am meisten geehrt zu werden, und bekannt ist er als der „Jünger der Liebe."

Wahrscheinlich ist er zu Bethsaida am galiläischen Meere geboren und mit seinem Bruder Jakobus von Zebedäus und Salome erzogen worden. Seine Eltern scheinen nicht gerade arm gewesen zu sein, denn Johannes hatte später freien Zutritt in den Palast des Hohenpriesters, was auf ein gewisses Ansehen unter den Leuten schließen läßt. Von seinem Vater weiß man nicht, daß er in irgend einer Weise Theilnahme für das religiöse Leben gezeigt hätte, seine Mutter gehörte wohl zu den Freundinnen Jesu, da sie beim Tode desselben erwähnt wird. Man hat daher gemeint, daß auch Johannes, wie es sich so oft wiederholt, von seiner Mutter die ersten frommen Anregungen empfangen habe. Begründet ist es, daß Johannes sich dem Täufer angeschlossen hatte und in seiner Predigt die Wahrheit erkannte. Er war so vorbereitet auf das Evangelium, welches er aus dem Munde Jesu vernehmen sollte. Als er in Verbindung mit dem Erlöser getreten war, gehörte er zu den Vertrauten des Meisters, die er auch dann um sich hatte, wann er sich von den Uebrigen fern hielt. An einzelnen Stellen nun werden uns von Johannes

Aeußerungen berichtet, die mit seinem Wesen nicht zu stimmen scheinen. Er kann auch vor Zorn erglühen, als die Städte Jesum nicht aufnahmen, und Feuer vom Himmel auf sie herabrufen. Und er scheint auch in die Bitte seiner Mutter eingestimmt zu haben, die für ihre Söhne sich Ehrenstellen ausbat. Solche Schwächen zeigen aber nur, wie sehr auch Johannes des bessern Einflusses bedurfte, um in sich zu reifen. Wir finden ihn dann immer in besonders innigem Verhältniss zu Jesu. Er war der Jünger, von welchem es heißt, dass Jesus ihn „lieb hatte." Wollen wir das richtig verstehen, so dürfen wir uns nicht denken, dass Christus darum die andern Jünger weniger liebte. Er hat sie Alle mit gleicher Liebe umfasst und Jedem sein ganzes reiches Gemüth aufgeschlossen. Aber dieser Jünger nahm das, was er hörte, tiefer auf. Er ergriff es mit seinem Herzen, er ließ es in sich Leben gewinnen und schloss sich daher selbst mit allen seinen Kräften an Den an, in welchem er das Höchste erkannte, was er zu denken vermochte. So musste sich zwischen Beiden das zarteste Verhältniss bilden. Christus sah in dem Gemüthe des Johannes sich selbst am reinsten wieder. Es war deshalb Johannes, der bei der Abendmahlsfeier an der Brust Jesu ruhte, und den die übrigen Jünger aufforderten, er möchte Jesum fragen, welcher der Verräther sein würde. Und wir finden ihn dann unter dem Kreuze Jesu wieder, als der sterbende Christus ihn bittet, sich seiner verlassenen Mutter anzunehmen. Beim letzten Zusammensein des Erlösers aber mit seinen Jüngern scheint Petrus auf Johannes eifersüchtig, als Jesus ihm auch gestattet, in seiner Nähe zu bleiben. Von jener Zeit soll die Meinung geherrscht haben, dass Johannes nicht sterben würde. — Derselbe ist nach dem Tode Jesu nicht so hervorgetreten, wie Petrus. Seine stille und weiche Natur trieb ihn mehr dazu, ruhig in der Gemeinschaft mit dem Geiste seines heimgegangenen Freundes sich Betrachtungen hinzugeben. — Um das Wort Jesu, für seine Mutter zu sorgen, treu zu erfüllen, hat er Jerusalem nicht früher verlassen, als die Mutter Jesu gestorben war, was im Jahre 48 geschehen sein soll. Man ist nun der Meinung, dass Johannes nach Kleinasien zu den dort

lebenden Christen gegangen sei und in Ephesus eine reichgesegnete Wirksamkeit begonnen habe. Aber unter Domitian wäre er nach der Insel Patmos verbannt, wo er seine „Offenbarung" geschrieben haben soll. Nach wieder erlangter Freiheit habe er besonders mit dem göttlichen Grusse des Friedens Viele für das Christenthum gewonnen. Recht bezeichnend für diese Thätigkeit ist die Erzählung von dem Jünglinge, der in seiner Jugend für die Wahrheit begeistert war und mit Freudigkeit von Johannes die Verkündigung der göttlichen Liebe anhörte. Später entfernte sich derselbe von seinem Lehrer und gerieth auf Abwege. Er sank so tief, dass er ein Räuber wurde. Nach vielen Jahren überfiel er auch Johannes, seinen Lehrer. Dieser aber gewann wieder einen solchen Einfluss auf ihn, dass er ihn zur Umkehr bewegte, indem er ihn an die Erfahrungen seiner Jugend und an seine damalige Liebe für das Christenthum erinnerte. — Von dem spätern Alter des Jüngers haben wir die einstimmige Schilderung, dass er zuletzt nichts Anderes mehr zu sagen wusste, als das Hauptgebot des ganzen Evangeliums: liebt euch unter einander! Er hat sich noch bis zu seinem Lebensende in die Versammlungen der Christen tragen lassen und ihnen dann als das Wichtigste diese Bitte ans Herz gelegt. Er ist wahrscheinlich unter Trajan gestorben.

Unstreitig ist in diesem Jünger eine große *Innigkeit* vorwiegend. Er hat ein *weiches* und *tiefes* Gemüth und fühlt Alles mit dem *Herzen* durch, was sich bei Andern zuerst als Ueberzeugung im Kopfe gestaltet. Aber seine Weichheit ist *nicht Verschwommenheit*, es lebt in ihr *klares Bewusstsein*, das sich ein *bestimmtes Ziel* hinstellt und diesem auch *männlich* entgegenstrebt. Es haben mit Unrecht Viele aus dem Johannes einen überspannten *Schwärmer* gemacht, der stets im siebenten Himmel schwelgt und die Erde tief unter sich sieht. Diese haben selbst dann eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und sich selbst zu fühlen geglaubt, wann sie in eitler Träumerei ihre Zeit verschwendeten. Ueberspannte Johannisseelen hat es zu allen Zeiten gegeben, besonders haben weichliche und krankhafte Frauen ihre Empfindelei oft genug für „Johannissehnsucht" oder „Jo-

hannisliebe" ausgegeben, um dadurch ein gewisses Recht zu erlangen, sehr wenig edle Triebe in sich pflegen zu dürfen. Es ist ja aber immer so gewesen, dass an das Erhabenste sich das Gemeinste anlehnte. Der Jünger Jesu, von dem die heilige Schrift uns Mittheilungen macht, trägt jenes tiefe und heilige Gefühl in sich, welches den Menschen zur freudigsten That, zur Aufopferung für das Gute, treibt.

So tritt er uns auch in seinen Werken entgegen. Wir besitzen bekanntlich drei verschiedene Schriften, die von ihm herrühren: die Offenbarung, das Evangelium und die Briefe. Nach der Art der Darstellung zu urtheilen, ist die Offenbarung das erste Werk, welches Johannes schrieb, ein Erzeugniss der Jugend. Dann folgte aus der Zeit seiner vollen Wirksamkeit das Bedeutendste: das Evangelium. Und aus seinem Alter wären dann die Briefe.

Ein merkwürdiges Buch ist die Offenbarung des Johannes. Es treten uns darin Bilder entgegen, die wir kaum zu fassen vermögen. Von dem Reiche des Bösen werden die furchtbarsten Schilderungen entworfen, dass es wie ein gewaltiges Thier Alles zu verderben suche und dann sich selbst vernichte. Grässliche Gestalten erheben sich über einander, es ist eine entsetzliche Verwirrung. Und dann wird von sieben Leuchtern gesprochen und von der Herrschaft der Engel, wodurch das Böse vernichtet wird. Endlich soll sich Alles um das „Lamm" versammeln und ihm seine Anbetung darbringen. Es ist eine vergebliche Arbeit, die Bilder der Offenbarung im Einzelnen auszulegen, und nur überspannte Secten haben sich damit beschäftigt. Diese Schilderungen zeigen von der lebhaften Einbildungskraft des Schriftstellers, der in jungen Jahren die Umgestaltungen, welche das Christenthum herbeiführte, nicht stark genug darstellen konnte. Dazu dürfen wir nicht vergessen, was Johannes unmittelbar vor seiner Verbannung nach Patmos erlebt hatte. Es war die Zeit des Kaisers Nero gewesen. Die unerhörten Dinge, welche derselbe sich erlaubt hatte, kamen den Christen als die Anzeichen von dem nahen Untergange der Welt vor; und sie glaubten, dass nach

solchen Grausamkeiten die Strafgerichte Gottes über das entartete Geschlecht hereinbrechen müssten. Unter dem Einfluss solcher Erlebnisse hatte die Phantasie des Johannes sich zu den kühnsten Darstellungen hinreißen lassen. Was aber auch aus der Offenbarung uns als ewige Wahrheit entgegentönt, das sind einzelne Aussprüche, die mitten unter den gewaltigsten Schilderungen stehen. Recht treffend ist die Aeußerung, welche uns zur Entschiedenheit ermahnt, dass wir nicht auf beiden Seiten herumsuchen, sondern mit unserm Herzen uns anschließen sollen, wo wir das Rechte zu finden glauben: „o dass du kalt oder warm wärest!" Ernst klingen dazwischen die wohl verständlichen Ermahnungen zur Ausdauer: „halte, was du hast, dass Niemand deine Krone nehme!" Wie könnte Jemandem verständlicher gesagt werden, dass er das Gute, welches ihm zu Theil geworden ist, nicht leichtsinnig aufgebe, sondern es treu bewahre, damit er sich seinen Frieden erhalte! — Und wem ist der Spruch nicht bekannt und lieb: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!" Wie dringt er aus der Seele eines tüchtigen, strebenden Gemüthes und muss alles leichtfertige Spielen und allen frevelhaften Wechsel in der Gesinnung und im Handeln verscheuchen! — Prophetisch tönen uns dann die Verheißungen von jenem Leben entgegen. Es wird nicht mit überschwänglichen Farben ausgemalt und mit süßlichen Empfindeleien verziert. Es heißt aber trostreich für Alle, die in Trübsal wandeln: „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein." Denen aber, die unter der Last des Kampfes seufzen und sich nach einer bessern Zeit sehnen, wird zugerufen: „Siehe, ich komme bald!" Und von den Todten heißt es: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!"

In die Tiefe des christlichen Lebens führt uns das Evangelium des Johannes. Es sind gegen dasselbe verschiedene Bedenken rege geworden, die besonders Bretschneider zusammenstellt. Er bestreitet die Aechtheit des Evangeliums, weil es uns ein Bild von dem Leben Jesu entwirft, das mit den Darstellungen der

andern Evangelisten nicht stimmt. Darin hat Bretschneider offenbar Recht, dass Johannes das Lehren und Wirken Jesu anders auffasst, als Matthäus, Markus und Lukas. Aber das hat seinen natürlichen Grund darin, dass Johannes die übrigen Evangelien kannte, sie ihm aber nicht genügten, er hat darum eben eine andere Bearbeitung geben wollen, welche das Leben des Erlösers mehr geistig erfasste. — Auf einen andern Umstand macht Bretschneider ebenfalls aufmerksam, dass die Reden Jesu unmöglich so gehalten sein können, als Johannes sie wiedergiebt. Wir geben gern zu, dass Jesus in der Weise nicht wirklich gesprochen hat, wie es im Evangelium von Johannes angeführt wird; ja, es ist kaum denkbar, dass Jesus solche Zwiegespräche mit den Juden hatte. Aber was soll das gegen die Aechtheit der Schrift beweisen? Stand es Johannes nicht zu, wie es unzählige Schriftsteller alter und neuer Zeit bei ihren Darstellungen machen, Jesu Reden in den Mund zu legen, welche nicht buchstäblich so gehalten sind, aber mit dem Geiste seines Evangeliums stimmen? Er hat offenbar diese Form der Mittheilung gewählt, um den Gegensatz der Lehre Jesu zu der niedrigen Gesinnung der Juden recht hervorzuheben und die Wahrheit recht nachdrücklich aussprechen zu können. — Noch manches Andere, was von weniger Bedeutung ist, hat Bretschneider gegen das Evangelium angeführt. Indessen finden wir Nichts, was dem Geiste widerstrebt, den wir sonst an Christo bemerken. — Es hat nur offenbar das Evangelium des Johannes einen andern Zweck, als die übrigen Erzählungen von Jesu Leben. Ueber die äußern Schicksale und Thaten ist wohl nach der Meinung des Johannes genug bekannt gewesen, und er fügt daher in dieser Beziehung nur Weniges hinzu, was in den andern Evangelien nicht steht. Er wollte aber den ewigen geistigen Zusammenhang des Erlösers mit Gott recht hervorheben. Sein Gemüth ist so voll von der Größe seines Freundes, dass er sogleich mit der erhabensten Schilderung seiner Persönlichkeit anfängt. Er sieht in Christo das Ewige, welches über alle sichtbaren Erscheinungen emporragt. Nach seiner Meinung ist Jesus das „Wort,“ welches von Ewigkeit her gewesen ist. Was kann

dieser Ausdruck aber anders sein als ein Bild? Das Wort ist etwas Geistiges, der Ausdruck unsres Denkens und unserer Empfindung, es ist unser Selbst, das wir im Worte wiedergeben. Muss man es nicht bildlich als einen angemessenen Ausdruck bezeichnen, dass Jesus gewissermaßen das Wort ist, welches Gott zu den Menschen redet? Was also in dem Erlöser erscheint, das ist nichts besonders Abgeschlossenes, das ist vielmehr ewige Wahrheit, die stets dieselbe ist, das ist Gottes Geist, der allenthalben wirkt. In ihm sieht er die „Herrlichkeit" Gottes, alles Schöne, Wahre, Heilige, alles Große und Mächtige ist ihm in Christo vereinigt. Und diese göttliche Macht erscheint in menschlicher Gestalt, ist mitten unter uns. Mit Wehmuth setzt er aber zugleich hinzu: „Das Licht scheinet in der Finsterniss, und die Finsterniss hat es nicht begriffen." Nachdem er das Göttliche in dem Erlöser beschrieben hat, steigt er in seinem Gedankengange zu dem Irdischen herab und führt den Täufer ein, der dem Erlöser den Weg bereiten sollte. Er lässt dann bei verschiedenen Veranlassungen Jesum über die Wahrheit überhaupt und über seinen besondern Lebenszweck sprechen. Das schöne und ernste Gespräch mit Nikodemus berichtet uns Johannes. Er erzählt auch von der Samariterin, die Jesus am Jakobsbrunnen traf, der er ihr Leben vorhielt, und zu der er dann sagte: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten." Von dem Zwecke seiner Sendung spricht sich der Jünger in verschiedener Weise aus. Nach seiner Auffassung ist der Erlöser nicht gekommen, die Welt zu verdammen, sondern, dass sie „durch ihn selig werde." Er will „das Leben und volle Genüge" geben. Er nennt sich selbst das „Brod des Lebens." Damit wird gesagt, dass wir ihn zu unserer Stärkung bedürfen. Er soll unsre Kraft werden und uns täglich mit seinem Geiste durchdringen. Wie wir ohne Brod nicht sein können, so vermögen wir geistig nicht ohne ihn, d. h. ohne die Wahrheit, zu bestehen. Er muss uns innerlich ernähren, erquicken, sättigen. — Er ist der „Weg, die Wahrheit und das Leben." Denn er führt zu Gott, wohin Jeder gehört, wo Jeder allein sich heimisch

fühlt. Er ist Wahrheit, denn was er lehrt, ist unantastbar; er sagt ja, dass wir Alle Gottes Kinder sind, und wer könnte daran zweifeln? Er giebt aber auch das Leben, ja, er ist es selbst. Was sich von wahrem Leben in Andern und in uns regt, das ist Christus. — Mit einem guten Hirten vergleicht er sich. Er liebt die Menschen, wie ein Hirt seine Heerde. Wenn ihr Gefahr droht, so schützt er sie, er stellt sich selbst vor den Feind und stirbt, um nur die Seinen zu behüten. — Aber auch manche harte Reden theilt uns Johannes von dem Erlöser mit. Er wirft den Juden vor, dass sie keine rechten Kinder ihrer großen Vorfahren wären, und als sie sich auf Abraham als ihren Stammvater berufen, da antwortet ihnen Jesus: „ehe denn Abraham ward, bin ich.“ Sie verstehen ihn nicht, weil sie nicht begreifen, dass er damit das Ewige meint, das in ihm lebt; daher glauben sie, er habe ihre Vorfahren schmähen wollen. Und sie wollten ihn steinigen. Er aber geht in seiner Hoheit mitten unter ihnen hindurch. — Eine harte Rede war es auch den Jüngern, als Jesus sagte: „wer nicht isset mein Fleisch und trinket mein Blut, der hat keinen Theil an mir.“ Und sie fragten verwundert, wie denn das geschehen solle; worauf sie die schöne Antwort bekamen: „Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.“ — Ebenso verwundert mussten die Jünger sich ansehen, als er ihnen auf die Bitte: zeige uns den Vater! antwortet: „wer mich siehet, der siehet den Vater.“ — Welche Tiefe! Johannes hatte es wohl erfahren, dass er in dem Erlöser den himmlischen Vater in seiner Liebe und Kraft fand. Er schaute in die Seele Jesu; und was sich darin regte, das war das Leben Gottes. — Mit stiller Einfachheit hebt Johannes dann stets hervor, wie Christus sich in Gott fühlt. „Der Vater ist bei mir!“ ich bin nicht allein, auch wenn Menschen mich verlassen, das ist das hohe Bewusstsein, was Jesum mit solcher heiligen Würde und Ruhe erfüllt. Er weiß, dass er nichts nach eignem Ermessen thut, sondern Alles, wie er siehet, seinen Vater thun. Gott wirkt, und er wirkt auch. Nicht seine Ehre sucht er, nicht seinen Willen thut er, sondern die Ehre seines himmlischen Vaters und den Willen Gottes. Mit

kräftiger Rede fordert Jesus nach der Schilderung des Johannes seine Jünger auf, nicht müde zu werden im Guten. Sie sollten nur fest halten an dem Rechten und bei der Wahrheit ausharren, dann würden sie dieselbe auch immer mehr erkennen und zur wahren Freiheit des Geistes gelangen. „So ihr bleiben werdet bei meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger; und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."

Aber mit seiner ganzen Herrlichkeit und mit einer verklärenden Frömmigkeit schildert Johannes die letzten Reden, welche Jesus an seine Jünger richtet, um sie auf seinen Tod vorzubereiten und ihnen noch das Wichtigste zu wiederholen, was er ihnen sagen wollte. Hier ist das Herrlichste zusammengestellt, was uns überhaupt von Jesu mitgetheilt ist. Er weiß, wie seine Jünger sich in ihrer Schwachheit beunruhigen und ihnen ihre Erkenntniß nicht genügt. Sie konnten sich wohl zu dem Glauben an Gott erheben, aber sie meinten, sie müßten noch einen andern Glauben zu erlangen suchen, den sie nicht in sich fühlten, und der ausschließlich auf Christum gerichtet wäre. Ihr Freund, der sie versteht, ruft ihnen darum tröstend zu: „Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich!" — Und von der großen weiten Schöpfung spricht er so wahr zu Denen, die vor der Trennung von ihm zurückbebten und so gerne gewußt hätten, wohin er denn seinen Weg nähme! „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." — Ja, viele Wohnungen des Vaters im Himmel enthält die Welt. Sie besteht aus lauter solchen Wohnungen; und wohin wir auch nach dem Tode gelangen, wir werden in der Schöpfung Gottes sein, in der wir uns auch hienieden schon befinden. Nur als wenn wir einen andern Wohnort wählen, ist es, wenn wir die Erde verlassen. Es giebt keine ewige Trennung für Die, welche im Geiste Eins sind. So verheißt Jesus auch seinen Jüngern: „ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme wieder zu euch." Er spricht von dem Wiederfinden, welches die Jünger in sich erfahren sollten: sie würden inne werden, daß der Geist ihres Meisters in ihrer Brust lebe, auch wenn sein Leib nicht mehr unter ihnen sein würde. Tröstend ruft er

ihnen zu, er werde ihnen den Geist der Wahrheit senden, der sie in alle Wahrheit leiten würde. Sie müssten äußerlich von ihm geschieden werden, weil sie sonst nicht zur freien Entscheidung kommen könnten. So lange sie ihn fragen dürften und sein Auge sehen und seine Hand ergreifen könnten, wären sie nicht selbstständig. Er müsse sterben, damit sie sich auf die Wahrheit allein und nicht auf seine leibliche Person stützen lernten. Daher sagt er ihnen: es ist euch gut, dass ich hingehe." Und ganz offen spricht er von seinem nahen Tode. Sie sollen sich darüber keine Täuschungen machen, sondern sich gewöhnen, die Wahrheit zu ertragen. Er spricht: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen." Als er aber fühlt, wie sie in Folge dieser Aussicht traurig werden, tröstet er sie, indem er spricht: „Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll Niemand von euch nehmen." Segnend weiht er sie für den Kampf, den sie bestehen mussten. Wenn sie auch in der Welt Angst haben, so sollen sie doch getrost sein, er habe die Welt überwunden. Und das Beste, was dem Menschen zu Theil werden kann, giebt er ihnen: seinen „Frieden." „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch!" — Durch alle seine Ermahnungen geht die herzlichste Liebe hindurch. Sie sollen fest an ihm hängen. Wie die Rebe mit dem Weinstock, so sollen sie mit ihm vereinigt bleiben. „Bleibet in mir, und ich in euch." Das soll ihnen die Kraft zum Kampfe und den Sieg über das Böse geben, dass sie mit seinem Geiste sich stark fühlen und überwinden. In seiner Liebe sollen sie ausharren. Sie sollen ihn in seiner Reinheit als das Höchste mit treuem Herzen umfassen und sich nicht durch Schwachheit und Sünde von ihm entfernen. In seiner Gemeinschaft würden sie bleiben, wenn sie sich unter einander liebten und allen ihren Nebenmenschen Liebe bewiesen. Noch als ein neues Gebot, das ihnen doch aber schon längst bekannt war, sagt ihnen der scheidende Christus: „liebet euch unter einander, wie ich euch geliebt habe." An ihrer Liebe sollte Jedermann erkennen, dass sie seine rechten Jünger wären.

Alles, was Jesus aber für die Seinen auf seinem Herzen hatte, fasst er in seinem Gebete zusammen, mit dem er von ihnen scheidet. „Wie er geliebt hatte die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende.“ Und er erhebt seine Augen gen Himmel und spricht zu seinem Vater. Was er auf der Erde erlebt, tritt noch einmal vor seine Seele, aber es erfüllt ihn nicht mit Bitterkeit. Er zürnt den schwachen Menschen nicht, dass sie ihn so oft schmerzlich betrübten. Er ist über das Leid dieses Lebens erhaben. Er fühlt vielmehr, wie Gott ihn in die Welt sandte, um die Wahrheit zu verkündigen und seinen Namen zu verklären. Und er darf mit freudigem Gewissen sagen: „ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, dass ich es thun sollte.“ Er weiß, dass er vom Vater ausgegangen ist, und nun auch wieder zum Vater geht. Er fleht dann um Beistand für die Seinen, die in der Welt zurück bleiben. Gott möge sie nicht von der Erde nehmen, aber sie vor der Sünde bewahren. Sie sollen treu auf seinen Wegen wandeln und sich in ihm und in Gott fühlen. „Ich in ihnen, und du in mir!“ so ruft er begeistert, wir Alle Eins in deiner Herrlichkeit. Und er will keinen Vorzug vor den Seinen haben. Sie sollen Alle derselben Seligkeit theilhaftig werden, wie er. Wo er ist, sollen sie auch sein.

So erhoben, schildert Johannes weiter, geht Christus seinen Feinden entgegen. Und als er sie fragt: wen suchet ihr? da sinken sie zurück und fielen zu Boden. Standhaft ist er darauf gestorben.

Es liegt in dem Evangelium dieses Jüngers ein eigener Geist. Der Erlöser ist geschildert, wie ihn nur Der wieder zu geben vermag, der mit ganzem Gemüthe seine Größe aufgenommen hat. In den andern Evangelien tritt noch mehr der Gegensatz zwischen dem Göttlichen und Irdischen in dem Erlöser hervor. Hier ist der Geist der Verklärung über das ganze Leben Jesu ausgegossen. Er tritt uns in seinem innern Frieden entgegen; und es ist ausgesprochen, wie selig sich Derjenige weiß, der in der lebendigen Gemeinschaft mit Jesu steht.

Die drei Briefe des Johannes sind in ihrem Geiste dem

Evangelium nahe verwandt. Doch wird in ihnen nicht auf eine tiefere Begründung der Wahrheit weiter eingegangen, sondern in kurzer Weise Das ausgesprochen, was dem Apostel während seines langen Lebens als das Wichtigste erschien. Als er die Briefe schrieb, hatte er wahrscheinlich auch schon von den Streitigkeiten vernommen, durch welche die Christen den Aufbau ihrer Gemeinden störten. Darum zieht sich durch diese seine Mittheilungen die oft wiederholte Aufforderung hindurch: „liebt euch unter einander.“ Herrlich fasst er Alles, was er von Gott zu sagen weiß, in die bekannten Worte: „Gott ist die Liebe.“ Nicht kräftiger hat er seine Meinung ausdrücken können. Er will nicht einzelne Eigenschaften der Gottheit hervorheben und nicht nur von seiner Allmacht, Weisheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Gerechtigkeit sprechen, sondern das Wesen der Gottheit bezeichnen. Also, wo Liebe zu finden ist, da ist Gott. Was in unserm Wesen sich regt, um uns zu erheben, was uns bewusst und unbewusst zu unsern Nebenmenschen hinzieht, dieser verborgenste Zug in uns ist göttlich. Wie herrlich fügt er dann hinzu: „wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Sonach ist es klar, was für Johannes das Gebot Jesu war, uns unter einander zu lieben. Alle einzelnen Pflichten des menschlichen Lebens haben darin ihren Mittelpunkt. Wir sollen nicht dieses oder jenes Werk vollbringen. Nicht in dem Aeußern liegt die Bedeutung, sondern die Gesinnung ist Alles. Was aus wahrer Liebe geschieht, ist Recht vor Gott. Und wo die Liebe fehlt, kann von Christenthum keine Rede sein. Weil wir Gottes Kinder sind, so muss in uns dasselbe regieren, was wir in Gott erkennen. Mit jugendlicher Frische legt Johannes das Gebot der Liebe Allen ohne Unterschied an das Herz. Er schreibt den Vätern, den Jünglingen, den Kindern: Gott hat in seiner Güte uns die Sünden vergeben. Darum ist es unsere Pflicht, ihn über Alles zu lieben, ihn in Allem zu suchen und nicht das Irdische von ihm zu trennen und an dieses unser Gemüth zu hängen. Wir müssen die Liebe Gottes aber auch besonders in dem Leben Jesu herausfinden und einsehen, dass Christus uns von Gott zu unserer Seligkeit gegeben ist. In dem Erlöser müssen wir den „Sohn Gottes“

erkennen. Damit verlangt der Apostel nicht eine abergläubische Verehrung des Heilandes, sondern vielmehr, dass man in seiner Lehre die Wahrheit erkenne und überzeugt sei, dass nur Derjenige „Gottes Sohn" im vollen Sinne des Wortes sei, der so lebt, wie Jesus; womit sich natürlich die Vorstellung sogleich zu verbinden hat, dass wir auch solche Kinder Gottes werden sollen, und dass wir nur dann Frieden haben. In diesem Sinne muss man bekennen, dass Jesus Gottes Sohn sei, sonst versteht man die Wahrheit nicht. Recht kräftig schärft deshalb Johannes das Gebot der Liebe zu den Brüdern ein. Wer da sagt, er liebe Gott, schreibt er, und hasst doch seine Brüder, der ist ein Lügner. Denn Liebe zu Gott muss sich in der Liebe zu seinen Geschöpfen offenbaren. Es wäre sehr leicht, von Verehrung und Anhänglichkeit an Den zu reden, der so hoch über uns steht, dass wir ihm nichts erweisen können. Wenn solche Reden aber nicht nur Heuchelei sein sollen, so muss man Denen dienen, welche mitten unter uns leben, die uns betrüben, uns das Leben erschweren, sich an uns versündigen. Hier in der Welt müssen wir beweisen, ob wir Gott lieben oder nicht. Wie glücklich uns Liebe zu Gott macht, wenn sie wahrhaft ist, weiß Johannes auch wohl zu empfinden. Dann ist alle Furcht aus unserer Seele verbannt, und wir können uns stets froh und selig fühlen, denn wir sind Eins mit Dem, der die Schicksale der Menschen lenkt. Groß ist nach dieser Schilderung das Glück der Sterblichen schon auf Erden. Sie blicken vertrauensvoll zu dem lieben Gott hinauf und wissen sich als seine Kinder geliebt und geschätzt. „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, dass wir Gottes Kinder sollen heißen!" — Aber mit schönen und heiligen Hoffnungen schaut der treue Jünger auch in jenes Leben hinüber, in dem er eine Verklärung erwartet. Ohne irdische Gedanken hineinzumischen, sagt er, wie unsere ganze Seele ihm beistimmen muss: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, dass wir ihm gleich sein werden: denn wir werden ihn sehen, wie er ist!"

XI.

Das Leben des Apostels Paulus.

Von den vier großen Aposteln der ersten Christengemeinde hat Paulus unstreitig die größte Thatkraft besessen. Er pflegte Alles lebendig aufzunehmen, es verständig zu verarbeiten und mit ganzer Hingabe sich dem Guten zu widmen. Ihm steht aber eine wissenschaftliche Bildung zur Seite, von welcher die andern Apostel wenig besaßen; er war eingedrungen in die Systeme der Philosophie, welche damals alle Gebildeten beschäftigten, und er nahm die Aussprüche derselben nicht nur dem Wortlaute nach auf, sondern drang auch in ihren Sinn ein und wusste das Gleichartige auch da herauszufinden, wo es in ganz andere Ausdrücke gehüllt war. Zugleich ist er mit einer Klugheit ausgerüstet, welche ihm auch einen freiern Blick in die bürgerlichen Verhältnisse gestattete. Er durchschaut die Leerheit der damaligen religiösen Anschauungen und sieht, wie sich in der Seele der Bessern unter seinen Zeitgenossen ein Streben nach Wahrheit regt. Mit den geschicktesten Worten weiß er dem Einzelnen diesen seinen verborgenen Sinn zu deuten. Gewandt versteht er sich in alle Anschauungen hineinzuversetzen und wird dadurch Allen verständlich, mit edlem Freimuth erkennt er ihre Formen an und beobachtet sie selbst, soweit es ihm sein Gewissen zulässt. Vor Allem aber steht er groß da durch seine unausgesetzte Thätigkeit. Er kennt kein Ausruhen und kein wohlgefälliges Beschauen des Errungenen. Alle seine Arbeit kommt ihm gering vor, und er legt gar keinen Werth auf das, was er wirkte. Er fühlt, dass ein Höherer durch

ihn schafft. Sobald er also Eines gethan hat, sehen wir ihn schnell das Andere angreifen. Hat er sich aus Ueberzeugung einer Sache gewidmet, so hält er sie aber auch mit ganzer Seele fest. Das Gute erkennen und es mit Aufopferung zu Stande bringen, ist ihm Eins. Er kann nicht das Wahre und Göttliche vor sich hinstellen und es in stummer Anbetung verehren, es treibt ihn stets an, es zu verwirklichen. Darum hat er am meisten von Allen geschafft.

Sein Charakter tritt uns schon in seiner Entschiedenheit entgegen, ehe er sich für das Christenthum erklärt. Er ist geboren zu Tarsus in Cilicien und war aus dem Stamme Benjamin, hatte auch das römische Bürgerrecht erworben. Schon früh bemühte er sich um wissenschaftliche Bildung, wurde aber auch, um sich ernähren zu können, ein Zeltweber. Sein ernster Sinn suchte nach Wahrheit. Er hielt sich deshalb zu Jerusalem an die strengste der Secten, an die Pharisäer. Hier fand er wenigstens gelehrte Kenntnisse und den guten Willen, das Rechte festzuhalten. Und unter den Pharisäern war es die Schule des Gamaliel, zu welcher er sich bekannte. Zu den Füßen dieses Mannes saß er und hörte von ihm die feste Ueberzeugnng aussprechen: was aus Gott ist, das besteht; und was mit dem Willen des Höchsten angefangen wird, das kann Niemand dämpfen. Es war diese Schule somit nicht von Leidenschaft beseelt, sondern erkannte vielmehr, daß das Alte seine bestimmte Zeit habe und das Neue sich Bahn brechen müsse, wenn es aus Gott sei. Es sollte also die Entscheidung über Das, was Recht sei, der Geschichte vorbehalten bleiben. Was leicht in sich zusammenbreche, also keine innere Lebenskraft besitze, könne nicht recht und wahr sein. Wofür sich daher Paulus einmal erklärte, das hielt er mit dem Bewußtsein fest, daß Gott es auch zum Siege führen werde. Was er nun am Anfange von den Christen gehört hatte, erschien ihm als eine gefährliche Neuerung. „Schwärmer" sah er in ihnen, welche die alten, ehrwürdigen Einrichtungen des jüdischen Volkes zerstören wollten und doch nichts Besseres an die Stelle zu setzen hatten. Als ehrgeizige und selbst betrogene Menschen erscheinen sie ihm,

die keine gründlichen Kenntnisse besaßen und ein luftiges Gebäude ohne feste Grundlage gründen wollten. Darum war er entschlossen, sie von Grund aus zu vertilgen. Es war kein persönlicher Hass gegen sie, sondern eine irrthümliche Ansicht, welche ihn dazu trieb. Nach seiner Ueberzeugung musste er Diejenigen ausrotten, welche sich als Feinde der Wahrheit hinstellten. Es machte keinen Eindruck auf ihn, dass er Stephanus mit solchem Heldenmuth und solcher Begeisterung sterben sah. Wenn sein Antlitz wie eines Engels erschien und er beten konnte, dass Gott seinen Feinden die Sünden nicht zurechnen möchte, so sah Paulus darin nur die furchtbare Höhe der Schwärmerei und glaubte, dass man mit um so größerer Härte gegen die Christen verfahren müsse. Er „schnaubte deshalb mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn“ und ließ sich von dem Hohenpriester Briefe ausfertigen, dass er Männer und Weiber gefangen nehmen und nach Jerusalem wegführen dürfe.

Aber schon war die innere Umgestaltung angebahnt, die ihn zu dem treusten Freunde und Beschützer der Christen machen sollte. Er hatte stets Wahrheit gesucht und sich derselben mit seinem ganzen Gemüthe hingegeben, wo er sie gefunden zu haben glaubte. Bei seinem redlichen Willen musste er deshalb zu dem Christenthum geführt werden. Je mehr Jünger er leiden und sterben gesehen hatte, um so mehr musste ihn der Gedanke ergreifen, dass sie Etwas in sich trügen, welches mehr werth sei, als das irdische Leben. Und sein suchender Geist konnte in dem Evangelium bald die Kraft finden, welche über das Vergängliche erhebt. Seine Verwandlung wird uns in dem Berichte der Bibel als plötzlich dargestellt: Er war auf dem Wege nach Damaskus, als ihn ein Licht vom Himmel umleuchtete. Und er fiel auf die Erde und hörete eine Stimme: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Ueberwältigt fragte Paulus, was er thun solle, und hörte die Aufforderung, in die Stadt zu gehen. Seine Augen aber waren geblendet. — Dass wir in dieser Darstellung nicht an den Buchstaben gebunden sind, leuchtet uns von selbst ein. Wir gewinnen aber auch nichts, wenn wir die Erzählung als eine „Vision“ bezeichnen.

Nur dann bemächtigen wir uns ihres wesentlichen Gehaltes, wenn wir in ihr dargestellt sehen, wie Paulus zu einer bessern Ueberzeugung gelangt und sich seinem Charakter gemäß mit ganzer Willenskraft Dem hingiebt, was ihm jetzt als das Rechte erscheint. Suchen wir uns aber seine „Bekehrung" vorzustellen, so dürfen wir sie uns nicht äußerlich, auch nicht ohne Zusammenhang mit seinem frühern Leben denken. Von Außen her durch magische Einwirkung kann das nicht hervorgerufen werden, was als Ueberzeugung den Inhalt des Lebens ausmacht. Niemand wird durch solche Einwirkungen ein wahrer Christ. Aber auch nicht in Einem Augenblicke kann das wahre Christenthum in einem Menschen gegründet werden. Wenn uns von „ganz unerwarteten Bekehrungen" berichtet wird, so sind diese oft sehr zweifelhaft; und die ganze Erzählung ist nichts Anderes, als eine Erfindung zur „Ehre Gottes," wie man sich fälschlich auszudrücken pflegt, oder man hat die langen und oft schweren Vorbereitungen nicht bemerkt, welche in dem Menschen die bessern Kräfte durchbrechen ließen. So erscheint die Blüthe unerwartet, und doch ist sie lange vorbereitet, die Pflanze hat ihr früheres Leben dazu gebraucht, um sie hervortreiben zu können. Wenn wir es recht verstehen, so ist die Umwandlung des Apostels durch sein ganzes vorangegangenes Leben angebahnt. Sein ernstes Streben, sein Nachdenken, alle seine Erfahrungen führten dazu, daſſ ihm die Wahrheit des Christenthums leuchtend entgegentrat und ihn dahin brachte, daſſ er alle seine Kräfte ihm widmete.

Wie ernst er jetzt das Christenthum erfaſſte und sich durch gehöriges Studium in dasselbe zu vertiefen suchte, geht auch daraus hervor, daſſ er sich keineswegs sogleich für fähig hielt, auch Andere zu unterrichten. Er hat die Macht der Wahrheit empfunden, wollte diese aber erst durchdenken und sich innerlich aneignen. Darum hielt er sich drei Jahre in Damaskus auf und soll auch während dieser Zeit Arabien bereist haben. Er zog sich damals nicht aus der menschlichen Gesellschaft zurück und verbrachte seine Zeit mit müſſigen Träumereien. Er arbeitete vielmehr ruhig in seinem Handwerk, hat sich unstreitig mit den Christen

oftmals ausgesprochen und lebte sich immer mehr in die neuen Lebensanschauungen hinein. Während er im Jahre 36 jene verhängnissvolle Reise nach Damaskus vollführte, ist er 39 nach Jerusalem gegangen, um hier Petrus in seiner Wirksamkeit kennen zu lernen und die Gestaltung des christlichen Lebens in der ältesten Gemeinde zu beobachten. Aber noch immer scheint er fern von dem Gedanken gewesen zu sein, durch eine großartige Wirksamkeit in die Ferne das Christenthum zum Siege führen zu helfen. Er war vielmehr ein Suchender, der sich zufrieden fühlte, in der Wahrheit Erhebung zu finden. Erst als Barnabas auf ihn aufmerksam machte und ihn von Antiochien aus zu sich rief, entschloss er sich eine Thätigkeit anzufangen, welche der Ausbreitung und Befestigung der Gemeinden gewidmet war. Er folgte zunächst der Aufforderung, eine Unterstützung nach Jerusalem zu bringen, und erschien hier im Jahre 44. Dann beginnt er seine drei Reisen, auf denen wir ihn in seiner vollsten Thätigkeit sehen.

Seine erste Reise ist nach der Insel Cypern gerichtet, wohin Barnabas und Paulus sich von Seleucia aus begaben. Hier kamen sie in die Stadt Salamis auf der östlichen Küste, fanden in der Schule der Juden einigen Anklang und durchreisten die ganze Insel bis nach Paphos, wo sie an dem Zauberer Bar-Jehu ihre Kraft bewährten, indem er auf ihr Wort erblindete. Von hier segelten sie hinüber nach Kleinasien und landeten in Pamphylien, wo Paulus den Juden zu Perge eine ausführliche Rede über die Geschichte ihres Volkes hielt, in welcher er darthat, dass Gott Israel durch eine lange Zeit behütet und ihm große Verheißungen für die Zukunft gegeben habe. Diese wären herrlich in Jesu erfüllt, den aber das Volk in seiner Verblendung getödtet habe. Durch seine Auferstehung sei jedoch der Beweis geliefert, dass er die Wahrheit gelehrt hätte. Die einfachen und beredten Worte des Apostels gingen den Juden zu Herzen, und viele schlossen sich ihm an. Aber als er auch den Heiden die Erlösung von ihrer Noth verkündigte, erregte er den Neid der Juden, und es entstand ein Tumult. — Diese Erfahrung hat Paulus noch oft gemacht, dass er unter den Judengenossen eine

Zustimmung erfuhr, die augenblicklich aufhörte, als sie von der allgemeinen Liebe Gottes hörten, die alle Völker ohne Unterschied zur Wahrheit führe. Sie konnten ihren angemaßten Vorzug nicht aufgeben, und ihr Stolz war es, der sie das Christenthum nicht verstehen ließ. Von den Juden zurückgestoßen, hat sich dann Paulus zu den Heiden wenden müssen, und diese nahmen meistens seine Lehre begierig auf. Die Reisenden „schüttelten den Staub von ihren Füßen" und zogen weiter. Sie gelangten nach Lystra, wo sie einen Lahmen heilten. Das Volk hielt sie deshalb für Götter, nannte Barnabas Jupiter und Paulus Merkur und wollte ihnen opfern. Mit Entrüstung sprangen sie aber unter das Volk und riefen: „wir sind auch sterbliche Menschen, gleichwie ihr!" Sie wiesen sie dann auf den Einen allmächtigen Gott hin, der Himmel und Erde gemacht habe, — und fanden Eingang in ihr Gemüth. Doch als Juden aus der Umgegend dorthin kamen, — welche schon die Apostel gehört hatten, wiegelten sie das Volk auf, und es wollte Paulum steinigen, schleifte ihn auch zur Stadt hinaus und ließ ihn als todt liegen. Er aber erhob sich, reiste nach Derbe und zog dann auch wiederum über Antiochien und Iconium, wo er schon Gemeinden gestiftet hatte, und gelangte glücklich nach Antiochien in Syrien. Nach dieser Reise begaben sich Paulus und Barnabas im Jahre 49 nach Jerusalem, um an der Berathung der Apostel über die Stellung des Christenthums zu den jüdischen Gebräuchen Theil zu nehmen. Die segensreiche Wirksamkeit des Paulus unter den Heiden und die Erfahrung, wie gerade von diesen das Evangelium so freudig aufgenommen wurde, trug viel zu der gerechten Entscheidung bei, welche getroffen wurde, daß man den neubekehrten Heiden nicht das Joch der jüdischen Ceremonien auflegen sollte. Mit Schreiben der Apostel versehen, machten sich Paulus und Barnabas auf den Weg und konnten im Jahre 50 ihre zweite Reise antreten.

Diese sollte eine größere Ausdehnung erhalten und bedeutend länger währen. Paulus war anfänglich begleitet von Barnabas und Silas. Er besuchte nun zunächst die schon gestifteten Gemeinden in Kleinasien, fand freundliche Aufnahme und bestärkte

sie in der Treue. In Lystra lernte er den Timotheus kennen, in dem er sogleich den edeln, jugendlich begeisterten Mann erkannte, an den er später seine vertraulichen Briefe richten konnte. Die Reise ging durch Galatien, Phrygien und führte nach Troas. Hier soll dem Apostel im Traume ein Mann in macedonischer Kleidung erschienen sein, der auf ihn den Eindruck machte, dass er sich entschloss, über das Meer hinüber nach Europa zu gehen. Mit freudigem Vertrauen zog es den thätigen Mann immer weiter fort; so viel er konnte, wollte er auch wirken Das auszubreiten, was seine Seele so mächtig bewegte. Er betrat unsern Erdtheil mit heiligen Vorsätzen, die Arbeit nicht eher aufzugeben, als bis ihm Gott ein Halt gebieten würde. Das Christenthum war nach seiner Ueberzeugung eine Weltreligion, und auch Europa sollte sich in seiner Wahrheit neu gestalten. Sein Weg führte ihn nach Philippi, wo nicht lange Zeit vorher der blutige Kampf zwischen den Mördern Cäsars und ihren Feinden geschlagen war. Ein edles Weib, Lydia, eine Purpurkrämerin, hörte hier die Worte der Wahrheit, und es ging ihr das Herz auf; sie ahnte, dass die neue Lehre Frieden zu geben vermochte, und beherbergte die Apostel in ihrem Hause. An demselben Orte war aber auch eine Magd, die einen Wahrsagergeist hatte, und deshalb von einigen schlechten Menschen zum Gelderwerb benutzt wurde. Paulus fühlte Mitleid mit dem armen Geschöpfe und befreite es von dem bösen Geiste. Weil sich aber dadurch ihre Herren in ihrem Gewerbe gestört sahen, so riefen sie einen Aufstand gegen die Apostel hervor, wodurch diese ins Gefängniss geworfen wurden. Als hier Paulus und Silas, denn Barnabas hatte sich schon früher von ihnen getrennt, in der Nacht beteten, erbebte die Erde, und alle Thüren wurden aufgethan. Der Kerkermeister wurde dadurch zum Christenthum bekehrt, die Apostel aber erhielten ihre Freiheit. Sie zogen weiter nach Thessalonich und Beroe und wandten sich dann nach Athen. Hier kam Paulus mit den griechischen Philosophen zusammen, die im Gefühle ihrer eingebildeten Ueberlegenheit nicht begreifen konnten, wie solch ein Jude mit seinen einfachen Lehren den Muth habe, vor ihnen, den von Gelehrsamkeit strotzenden, zu

reden. Sie fuhren ihn also mit der Frage an: „was will dieser Lotterbube?“ Es war aber die Neugierde allenthalben in der feingebildeten Stadt sehr groß, und auch die Ausländer, welche sich dort aufhielten, waren stets darauf gerichtet, etwas Neues zu sagen oder zu hören. Sie meinten also, Paulus wolle neue Götter verkündigen. Mit höhnischen Blicken sprachen sie: „können wir auch erfahren, was das für eine neue Lehre sei, die du lehrest?“ — Aber der ruhige Paulus erschrickt in dem Bewusstsein der Wahrheit nicht vor den stolzen Gegnern. Er ist wohl gerüstet, ihnen das Rechte in der Weise mitzutheilen, in welcher sie es verstehen können. Und so spricht er mit unwiderstehlicher Kraft: ich sehe, dass ihr in allen Stücken allzu abergläubisch seid. Denn ich habe viele Tempel und Altäre gesehen. Aber einen Altar fand ich, darauf geschrieben war: „dem unbekannten Gott.“ Diesen verkündigt er dann mit jenen herrlichen Worten: „Gott, der die Welt gemacht hat und Alles, was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht!“ Und weiter fährt er fort: „in ihm leben, weben und sind wir, als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: wir sind seines Geschlechts!“ Wie groß erscheint hier der Apostel, indem er in einer ganz andern und neuen Weise redet, als er es sonst den Juden gegenüber zu thun gewohnt war. Der Geist der Wahrheit und seine Liebe zu ihr geben ihm die Worte in den Mund, die das Herz und den Sinn ergreifen. Der Erfolg, den seine Rede in Athen hatte, war für den Augenblick nicht sehr glänzend; weil Viele durch die Lehre von der Auferstehung sich zurückgestoßen fühlten. Von hier begab sich Paulus nach Corinth, wo er ein und ein halbes Jahr verweilte, sich von seinem Handwerk nährte und unter Juden und Heiden wirkte. Um aber wieder einmal eines der hohen Feste in Jerusalem zu feiern, reiste er nach dieser Zeit nach Ephesus in Kleinasien und kam dann über Cäsarea und Jerusalem wiederum nach Antiochien in Syrien.

Viel bedeutender aber noch sollte die dritte Reise des Apostels werden. Auf dieser finden wir ihn zuerst zwei Jahre lang in

Ephesus, wo er die Christen zur rechten Einsicht führt und Denen, die nur äußerlich getauft waren, zeigt, dass erst das Leben im heiligen Geiste zum wahren Christen mache. Durch ihn wird dieser Geist dann auch Vielen mitgetheilt. Und die, welche „vorwitzige Kunst“ trieben, wie es heißt, gaben dieselbe freiwillig auf und verbrannten ihre Bücher öffentlich. Wahrscheinlich sind hierunter solche gemeint, die den Aberglauben der Menschen benutzten, um sie zu betrügen und ihnen Geld abzunehmen. Durch den Einfluss des Paulus wurde aber ein solch gesunder Sinn geweckt, dass Diejenigen, welche also handelten, freiwillig ihr schlechtes Thun aufgaben. Ueberhaupt muss der Apostel eine große Umwälzung in dem Denken der Bewohner zu Ephesus hervorgerufen haben, wenn die Verfertiger der Dianentempel sich dadurch beeinträchtigt sahen. Der alte Ruhm der Stadt war der Dianentempel, der hier einst als Weltwunder erglänzt hatte und dann nach dem Brande wiederhergestellt war. Demetrius, ein Goldschmidt, verfertigte nun silberne Tempel der Diana und erwarb damit viel Geld. Er berief deshalb alle seine Mitarbeiter und wollte die Lehre des Christenthums nicht dulden, weil ihm dadurch aller Verdienst entzogen würde. Und bald tobte der Aufruhr durch die Straßen, und es erscholl der Ruf: „groß ist die Diana der Epheser!“ Nur mit Mühe wurde die Empörung gestillt, Paulus aber verließ darnach die Stadt und reiste nach Macedonien. Um diese Zeit hat er wahrscheinlich seinen Brief an die Galater und den ersten Brief an die Corinther geschrieben. Er verweilte zu Philippi und soll von hier aus den zweiten Brief an die Corinther und auch an die Römer geschrieben haben. Er eilte aber über Kleinasien nach Jerusalem zur Feier des Pfingstfestes. An Ephesus fährt er vorüber, um nicht aufgehalten zu werden, und lässt die Aeltesten dieser Gemeinde nach Milet kommen, um mit ihnen zu sprechen. Es bewegt ihn aufs Tiefste die Ahnung, dass er sie wahrscheinlich nicht wiedersehen werde. In dem Gefühle, zum letzten Male zu ihnen zu reden, erinnert er sie an Alles, was er sie gelehrt hatte, und dass er nie an seinen Vortheil gedacht hätte, sondern ihnen zu dienen bereit

gewesen sei. Er ermahnt sie dann, fest zu stehen auf dem Grunde der Wahrheit und sich nicht durch falsche Lehrer erschüttern zu lassen, die nach ihm kommen würden. Darauf „kniete er nieder und betete mit ihnen Allen.“ Die Aeltesten aber weinten, weil sie das Wort betrübte, dass sie sein Antlitz nicht mehr sehen sollten. Paulus aber zog getrost weiter und kam nach Tyrus. Hier warnte man ihn, nach der Hauptstadt des jüdischen Landes zu gehen, weil er dort gefangen genommen werden würde. Ihn aber zog es hin; und auch, als ihm zu Cäsarea noch bestimmter vorhergesagt wird, dass seiner Bande warten, ist er nicht zurückzuhalten, sondern erklärt, dass er bereit sei, für seine Ueberzeugung zu sterben, worauf seine Freunde ihn gewähren lassen und sprechen: „Des Herrn Wille geschehe!“ In Jerusalem nahmen ihn seine Freunde auf. Als aber Juden aus Asien hörten, dass er da war, stifteten sie einen Aufruhr an und erklärten Paulum für den gefährlichsten Menschen, weil er den Tempel entweiht und einen Heiden hineingeführt hatte. Der Hauptmann Claudius Lysias rettet ihn vor der Wuth des Volkes und giebt ihm Erlaubniss vor dem Volke zu reden. Dieses hörte ihm anfangs still zu, als er von den Erfahrungen seines Lebens sprach. Da sie aber hörten, dass er den Heiden das Evangelium gebracht habe, wollten sie ihn tödten, und der Apostel konnte nur mit Mühe ihren Händen entzogen werden. Als Lysias erfuhr, dass Paulus ein römischer Bürger sei, wollte er ihn losgeben und hoffte, eine Vertheidigung vor dem hohen Rathe werde es ihm möglich machen. Paulus begann nun in der Versammlung des Rathes von der Auferstehung der Todten zu reden und erregte dadurch einen Zwiespalt, weil Einige zu den Pharisäern und Andere zu den Sadducäern gehörten. Es verschworen sich aber mehrere Juden ihn zu tödten, weshalb Lysias es für das zweckmäßigste hielt, den Gefangenen zu dem Landpfleger Felix nach Cäsarea zu senden. Mit bewaffneter Macht schickte er ihn dorthin. Aber es zog der Hohepriester Ananias mit den Aeltesten auch zu dem Landpfleger. Paulus vertheidigte sich, und Felix behielt ihn in Gewahrsam. Als nach zwei Jahren Festus an die Stelle des Felix kam, baten die

Juden ihn, er möchte Paulum nach Jerusalem schaffen, damit er sich hier verantworte. Paulus berief sich auf den Kaiser in Rom und blieb in Cäsarea, bis Festus ihn nach Rom schickte. Vorher aber kam der König Agrippas nach Cäsarea, um den neuen Landpfleger zu begrüßen, und hörte von dem sonderbaren Gefangenen, den Felix zurückgelassen hatte, und mit dem Festus nichts anzufangen wusste. Da wurde die Neugierde des Königs rege, und es kam Paulus vor ihn und erhielt die Erlaubniss, sich zu vertheidigen. Mit gewohnter Ruhe und Festigkeit sprach dieser von Dem, was er erlebt hatte, und wie nothwendig es sei, dass Alle Buße thäten. Er redete mit großer Begeisterung von dem Wirken Gottes, der alle Augen aufthue, die Sünden vergebe und Jesum von den Todten auferweckt habe. — Festus sah den Mann, der so tief ergriffen war, und brach in die Worte aus: „du rasest, die große Kunst macht dich rasend.“ Als Paulus aber den König Agrippas an die Verheißungen der Propheten erinnerte, bewegte er ihn so mächtig, dass er sagte: „Es fehlt nicht viel, du überredest mich, dass ich ein Christ würde.“ Was der König halb scherzend bemerkt hatte, das nahm der Apostel im Ernste und meinte, er wünsche, dass nicht viel und nicht wenig dazu gehöre, dass er und alle Menschen die Wahrheit des Christenthums erkennen möchten. Agrippas erklärte ihn für unschuldig und meinte, man hätte ihn losgeben können. Dass er selbst den bessern Regungen, die ihn zur Wahrheit hinzogen, folgen sollte, kam ihm freilich nicht in den Sinn. Er gehörte zu den „Vornehmen dieser Welt,“ welche gewöhnlich kein Herz für das Gute haben, die es zwar verstehen, schön finden, gern darüber sprechen hören, die es aber für zudringlich halten, wenn man ihnen zumuthet, selbst in den Dienst der Wahrheit zu treten. — Merkwürdig war die Reise des Paulus nach Rom. Er berührte dabei Creta, litt bei Malta Schiffbruch, kam nach Sicilien und endlich nach Rom. In allen Gefahren zeigte sich der Apostel ruhig, vertraute Gott und richtete auch das Schiffsvolk auf. In der Weltstadt lebte er zwei Jahre und durfte sich auch unter Aufsicht frei bewegen, weshalb es ihm möglich war, den Christen daselbst viel Gutes zu er-

weisen. Es wird dann weiter erzählt, dass er auch nach Spanien gekommen und 68 in Rom hingerichtet sein soll; doch sind diese Nachrichten wenig sicher und wurden auch schon in den ersten Jahrhunderten für Sagen gehalten.

Was ist das für eine Thatkraft, die sich in dem Leben des Paulus offenbart! Das ist nicht jene Geschäftigkeit, welche hier und dort Etwas anfängt und oberflächlich recht viel anregt. Nein, sein Thun ist ein tiefes, ruhiges, gleiches Wirken, das unablässig Ein Ziel verfolgt und zu allen Zeiten und in jedem Verhältniss sich unter den Augen Gottes fühlt, er ist immer in sich derselbe, welcher der Wahrheit dient und wirklich frommes Leben erweckt. Eins schwebt ihm vor, er mag im Gefängnisse leiden oder vor dem Könige stehen, er will den Menschen helfen mit der von Gott empfangenen Kraft. — Bei seiner Arbeit denkt er nicht am Entferntesten an seine Person, er weiß nichts von Eigennutz oder Ehrgeiz. Für sich hat er nicht nur keinen irdischen Lohn, sondern auch keinen Dank begehrt, ja, es kommt nie der leiseste Gedanke in seine Seele, was ihm dafür wird, ob er auch Ehre und Beifall ernbten werde. Er hätte, das ist der stärkste Ausdruck seiner Uneigennützigkeit, gewünscht, von Christo verbannt zu sein, wenn er dadurch hätte Andern helfen können. — Aber es ist bei ihm auch nicht ein Aufdrängen seiner Ueberzeugung, er will nicht dem Namen nach viele zum Christenthume bekehren, ihm ist es um die Sache allein zu thun. Verstehen sollen die Menschen die Wahrheit, mit allen ihren Gedanken sie erfassen und in ihren Sinn eindringen, damit sie die Richtung ihres Lebens werde und ihnen eine neue Welt eröffne. Darum weiß er stets an das Vorhandene anzuknüpfen, aus den niedrigen Anschauungen herauszuführen und zu höheren Vorstellungen zu bringen. Weil er das Christenthum als ein neues Leben erfasst, so will er es nicht mit einer Glaubensformel mittheilen, sondern versteht es in der mannigfaltigsten Weise auszudrücken. Er steht so frei in seiner Anschauung, dass er gern die Wahrheit Jeden nach seiner Weise gestalten lässt. — Seine ganze Seele legt er in seine Wirksamkeit hinein, sein ganzes geistiges

Leben geht darin auf. Sich hinzugeben mit Leib und Gemüth, Alles der heiligen Sache der Wahrheit zu opfern, ist sein fester Entschluss, der nicht nur in der Stunde der Begeisterung ihn durchdringt, sondern der bis zu seinem Ende ihn belebt. — Was in ihm sich regt, das sieht er aber nicht als sein Eigenthum an, das ist ihm Gottes. Er fühlt sich selbst arm und schwach und empfindet, dass er ein Sünder ist, aber es durchdringt ihn das höhere Leben. Er hat dieses in dem Erlöser erkannt, und so ruft er freudig: „so lebe ich nun, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir!"

Wie erhaben steht Paulus über Denen, welche nach ihm eine ähnliche Wirksamkeit angefangen haben und auch für die Ausbreitung des Christenthums leben! Wenn unsere Missionäre von ihrer Thätigkeit berichten, so zieht sich oft durch ihre Erzählungen eine große Oberflächlichkeit und Eitelkeit hindurch. Sie rühmen sich der großen Anzahl Derer, die getauft sind, und ihre Berichte strotzen oft voll hochmüthiger Lobpreisungen. Wenn sie auch den Namen des Herrn an die Spitze stellen, so folgt doch die Ruhmredigkeit oft genug hinterdrein; und von einem tiefern Eingehen auf die Eigenthümlichkeit der fremden Völker und von dem Streben, mit dem Christenthum Bildung zu verbreiten, ist häufig wenig zu bemerken. Daher haben sie oft den Bekehrten nur „neue Götter" und zuweilen sogar „neue Laster" gebracht. Diejenigen, welche wahres Christenthum verbreiten wollen, müssten freilich auch ganz anders vorgebildet sein, als die Mehrzahl unserer Heidenbekehrer es ist. Wenn sie so tief in die Wahrheit eingedrungen wären, wie ein Paulus, dann könnten sie auch ein wahrer Segen werden. Sie müssten nicht nur den Worten, sondern der That nach sich verleugnen und in „Christo" neue Menschen geworden sein.

XII.

Die Schriften des Paulus.

Das verborgenste Denken des Menschen können wir in seinen Schriften kennen lernen. Was in seinem äußern Thun nicht zur Erscheinung kommt, das erfahren wir aus den Werken, in welchen sich sein geistiges Sein ausspricht und uns die Welt der Gedanken und Bestrebungen aufgeschlossen wird. Und wenn in geschichtlichen und poetischen Darstellungen die Persönlichkeit des Verfassers zurücktreten muss, so sind Briefe ganz besonders dazu geeignet, das innerste Leben des Schreibers abzuspiegeln; und sie erhalten nur dadurch ihren Werth, dass der Mensch, welcher sie schreibt, so bedeutend ist, dass wir aus der Bekanntschaft mit seinen Grundsätzen etwas gewinnen können. Auch ist die ungezwungene Form der Mittheilung, welche der Brief erlaubt, recht dazu gemacht, die natürlichen Gedankenverbindungen zu verfolgen, denen sich der Verfasser hingiebt; er darf seine Gesinnung geradezu aussprechen und unumwunden damit hervortreten, es ist ihm gestattet, was er auf seinem Herzen hat, ohne Weiteres zu sagen, er darf nicht erst eine künstliche Verbindung suchen, es besteht schon von selbst ein Zusammenhang, in seiner Person ist das Einzelne lebendig mit einander verknüpft. Müssen wir uns demnach freuen, dass wir von Paulus Briefe besitzen, so dürfen wir dabei doch nicht übersehen, dass diese auch für das Verständniss wiederum Schwierigkeiten darbieten: sie sind nicht frei von Wiederholungen und scheinbaren Widersprüchen, weil sie sich an die besondern Ver-

hältnisse anschließen und im Leben Manches als Widerspruch erscheint, was bei tieferm Nachdenken sich als übereinstimmend erweist.

Für alle Briefe des Paulus müssen wir aber von vornherein die oberflächliche Kritik zurückweisen, welche mit einem vorgefassten Urtheil Alles bekritteln möchte, was ihren beschränkten Erfahrungen nicht zusagt. Es ist von solchem Standpunkte aus nicht schwer, jeden Brief als unächt zurückzuweisen und zu bezweifeln, ob er von Paulus herrührt oder von später lebenden Geistlichen erfunden wurde. Man kann sehr leicht die Zeit und den Ort der Abfassung zum Gegenstande eines endlosen theologischen Streites machen und darüber gelehrte Werke in Masse schreiben. Auch gehört sehr wenig Witz dazu, einzelne Stellen als spätere Einschiebsel zu bezeichnen, worin man sicher in einigen Fällen auch Recht hat. Aber solche Beurtheilungen beziehen sich doch nur immer auf den Buchstaben; und die Hauptsache wird uns die Erfassung des Gedankens sein. Wir müssen es verstehen, uns desselben zu bemächtigen, auch wenn er in rauher Schale eingewickelt ist und die Häufung der Ausdrücke ihn verdeckt. Nicht mit den Worten und Bildern, sondern mit dem Geiste der paulinischen Schriften wollen wir uns bekannt zu machen suchen.

Dann können wir die verschiedenen Briefe des Paulus in dreifacher Weise unterscheiden. Wir finden zunächst solche, welche die religiösen Ueberzeugungen des Apostels aussprechen. Zu diesen gehören die Briefe an die Römer, die Galater und die Thessalonicher. Dann haben wir eigentlich praktische Briefe, welche die Lebenswahrheiten oder die sittlichen Grundsätze in Verbindung mit den gemachten Erfahrungen wiedergeben. Solche sind die Briefe an die Corinther, an den Timotheus und an den Titus. Und die übrigen Briefe könnte man freundschaftliche Mittheilungen nennen, weil in ihnen der Verfasser mit besonderer Innigkeit von Dem redet, was dem Christen als das Wichtigste erscheint. Diese sind an die Epheser, Philipper, Kolosser und an Philemon gerichtet.

Der bedeutendste Brief ist unstreitig der Römerbrief. Die-

sen hat Paulus von Corinth aus geschrieben; wie er darin anführt, ist er dem Tertius dictirt, und Phöbe hat ihn überbracht. Es liegt keine besondere Veranlassung zu dem Briefe vor, die Verhältnisse der römischen Gemeinde werden auch nicht weiter beschrieben, es scheint daher in demselben nur die Absicht des Apostels gewesen zu sein, die Grundanschauungen des Christenthums recht deutlich hervorzuheben und in ihrer innern Wahrheit siegreich durchzuführen.

Es beschäftigt ihn zunächst die Idee der Freiheit, in ihrem Gegensatze zur Nothwendigkeit. Damit hebt er den Gedanken hervor, welcher zu allen Zeiten Diejenigen beschäftigt hat, welche überhaupt zu denken fähig waren. Wenig ahnten von der sittlichen Freiheit die alten Völker, daher auch die griechischen Philosophen im Ganzen mehr den Naturzusammenhang hervorheben, obgleich sie einzelne Andeutungen über Willensfreiheit auch geben. Erst die spätern Denker bringen in diesen Gegensatz ein und erkennen, wie von seiner Beurtheilung die richtige Auffassung des ganzen menschlichen Thuns abhängt. Ist der Mensch frei, so ist er verantwortlich für seine Thaten und kann wegen derselben bestraft werden, nur unter dieser Voraussetzung kann man an eine Erziehung und einen Fortschritt denken. Hängt er dagegen von der Nothwendigkeit ab, so ist es ein Unrecht, Jemanden für das zu strafen, was er hat thun müssen, er konnte nicht anders, er musste die Verbrechen begehen. Je mehr der Geist in der neuern Zeit zum Selbstbewusstsein erwachte, um so mehr hat er sich bemüht, diesen Gegensatz richtig zu lösen. Damit beschäftigt sich Kant, ihm treten mit andern Auffassungen Schelling und Hegel entgegen; und Alle, die in die Tiefe des menschlichen Geistes eindringen, müssen sich über diese Fragen entscheiden. Es ist aber bisher nicht gelungen, in befriedigender Weise sich darüber auszusprechen. Und wie sehr auch jeder einzelne Denker von sich überzeugt war, in dieser Streitfrage den Stein der Weisen gefunden zu haben, so können uns doch die künstlichen Auseinandersetzungen der Philosophie nicht genügen, wir werden durch dieselben in die Runde, aber nicht in die Tiefe der Wahrheit geführt. Paulus

hat sich mit seinen Gedanken dieser Aufgabe bemächtigt, er spricht sie markig und allgemein verständlich aus und zeigt, wie sie uns in der Geschichte entgegentritt. Er lässt sich dann gar nicht darauf ein, sie mit einzelnen Stichwörtern lösen zu wollen, sondern giebt uns die Antwort darauf, welche einzig gegeben werden kann. Seine Auseinandersetzung führt er in folgender Weise: Er hebt zuerst hervor, dass durch die Verblendung der Juden die Christen dazu getrieben wurden, zu den Heiden zu gehen, dass also eine schlechte Handlung Segen gebracht hat. Mussten nun die Juden also handeln? Wenn Gott auf diese Weise den Heiden die Wahrheit mittheilen wollte, so scheint es, als waren die Juden dazu gezwungen. Ebenso würden wir sagen: durch den Tod Jesu sollte seinen Jüngern großer Segen gebracht werden, so dass wir nicht wissen, wie diese zur festen Ueberzeugung gekommen wären, wenn Jesus nicht am Kreuze gestorben wäre. Also scheint es, als mussten die Feinde Jesu sein Todesurtheil aussprechen, und sie hätten nicht anders können. Auch vermögen wir bei unsern persönlichen Erfahrungen oft nachzuweisen, dass aus einer schlechten That etwas Gutes hervorgegangen ist. Paulus fragt dann: sollen wir denn Böses thun, damit Gutes daraus hervorgehe? Und kann denn wohl der Mensch etwas dazu thun, dass er so und nicht anders geworden ist, als er ist? Hat Gott ihn nicht gerade mit den Anlagen geschaffen, die er besitzt? muss er nicht so handeln, wie er handelt? Gott ist unser Aller Schöpfer; wohl, so hat er auch Macht, ein Geschöpf zu formen zu seinen Ehren und das andere zu Unehren. Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: warum machst du mich also? Sind wir nicht ganz in der Gewalt Gottes? Kann er es nicht mit uns machen, wie er will? Er „erbarmet sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will.“ Stärker konnte sich Paulus nicht ausdrücken. Denn er sagt hiemit, dass Gott Den im Bösen, in der Verstocktheit, erhält, welchen er will. — Es stützt sich bekanntlich auf diese Worte jene entsetzliche Lehre von den „Auserwählten,“ die Gott zur Seligkeit berufen hat, sie mögen thun, was sie wollen, und von den „Verlornen,“ die zum Verderben berufen sind und

durch keine Sinnesänderung ihm entgehen können. Hiernach erscheint also in Gott die furchtbarste Willkür und die schmählichste Ungerechtigkeit. Wie hilft sich aber Paulus, um nicht zu solchen widersinnigen Sätzen zu gelangen? Er verweist auf das Gewissen, welches mit unzweideutiger Bestimmtheit uns für unser Thun verantwortlich macht und sich nimmer bestechen lässt. Er löst also den Gegensatz praktisch und gesteht ein, dass wir den Zusammenhang in unserm eignen und im Leben der Völker theoretisch nicht verstehen. So führt ihn seine Anerkennung einer Schranke, die unserm Geiste gezogen ist, zur begeisterten Verehrung Dessen, der Alles durchschaut und Alles lenket. „O welch eine Tiefe beides, der Weisheit und Erkenntniss Gottes, ruft er aus, wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen?" — Demnach stehen wir frei da und sind verantwortlich; wir dürfen uns nicht entschuldigen, wenn wir dem Geiste in uns nicht folgten, sondern müssen uns jedes Mal dafür anklagen, weil wir uns selbst untreu waren. Aber wir sind auch abhängig von Dem, durch den wir allein leben; und wenn wir das Rechte thun, so folgen wir ihm.

Der Blick, den Paulus hiermit in das Verhältniss des Menschen zu Gott thut, lässt ihn dann auch sich selbst erkennen. Seine Selbsterkenntniss bleibt aber nicht auf der Oberfläche und begnügt sich mit geistreichen Wortspielen, er erfasst den eigentlichen Menschen, seinen sittlichen Kern. Die Doppelnatur des Sterblichen tritt ihm in seinem eignen Innern entgegen: er sieht in sich ein Gesetz des Geistes, das ihn zum Guten hinzieht; er will es thun, aber es tritt ihm ein anderes Gesetz in seinen Gliedern entgegen, welches dem Guten widerstreitet und ihn verleitet, gegen seine bessere Ueberzeugung zu handeln. Er wird gefangen genommen von dem Gesetz in den Gliedern und thut nicht, was er will. Im Schmerze über diese Unvollkommenheit ruft er sogar aus: „ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?" Das ist aber keine Verzweiflung, die sich darin ausspricht, sondern nur das tiefste Gefühl seiner Schwäche. Denn er

erkennt es zugleich jubelnd, dass er durch das Christenthum erlöst ist; und er dankt Gott, der ihm den Sieg gegeben hat. Der Geist, so sieht er ein, ringt sich aus diesem furchtbaren Kampfe los und giebt ihm ein höheres Leben.

Aber wie sich selbst, so versteht er auch das menschliche Geschlecht. Er lässt sich durch äußere Unterschiede nicht blenden und weiß nichts von Solchen, die rein wären und eine größere Ehre in Anspruch zu nehmen hätten. Sie Alle erscheinen ihm in gleicher Schwachheit; er sieht, dass sie Alle „Sünder" sind und des Ruhmes ermangeln, den sie vor Gott haben sollen." Ihre geistige Noth sieht er, der das wahre Leben gefunden hat, wie sie gebeugt sind unter ihrem Aberglauben und ihrer Eitelkeit. Und ein tiefes Mitgefühl geht durch seine Seele. Vom Vater auf den Sohn hat sich die Thorheit gewissermaßen vererbt und im Laufe der Zeiten nach allen Richtungen hin ausgedehnt. Alles seufzet nach Erlösung. Selbst die leblose Natur scheint ihm unter den verkehrten Einrichtungen der Menschen zu klagen, auch sie sehnt sich mit „ängstlichem Harren." Neu muss das Menschengeschlecht in sich werden. Auferstehen soll es, wie der Einzelne, von seiner tiefen Erniedrigung. O wie ist dem Apostel das Bedürfniss nach Erlösung so tief durch die Seele gegangen! Er sieht diese aber nicht in der äußern Wegnahme von Hindernissen. Nicht durch ein leibliches Opfer kann den Menschen geholfen werden. Das ist ihm eine beschränkte jüdische Vorstellung. Nicht durch eine einmal vollbrachte That ist die Versöhnung zwischen dem heiligen Gott und der sündhaften Menschheit herzustellen. Wer die Erlösung so äußerlich auffasst, der hat sie nicht verstanden. Nach der Auffassung unsres Apostels geschieht sie durch das neue Leben, welches die Menschheit durchströmen muss. Von Innen heraus nur kann geholfen werden. Ein neues Vertrauen zu dem Allmächtigen muss den Muth wieder anfachen, das frohe Bewusstsein seiner Liebe muss zum Streben nach Gerechtigkeit führen, die bessern Regungen des Herzens müssen die schwachen überwinden. Ein solches Leben des Geistes ist für Paulus der Glaube, von dessen Kraft er mit Freudigkeit Zeugniss giebt. Und hat er nicht

Recht, dass solch ein Glaube selig macht? ist es nicht wahr, dass nur darin Frieden zu finden ist? Kann doch solch eine Zuversicht allein zu Gott führen und auf seinem Wege erhalten. Man muss nur die widerwärtigen Entstellungen fern halten, welche die Theologen mit dem Worte „Glauben" vorgenommen haben und das Wort in dem Sinne nehmen, in welchem der Apostel es gebraucht; und es leuchtet uns die Wahrheit seiner Ueberzeugung ein. Der Geist Gottes muss in unserm Geschlechte anfangen zu wirken und in uns selbst lebendig werden, sonst haben wir keinen Theil an Gott und dürfen uns nicht sein nennen. Wie er sagt: „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder." — Wo nun dieses höhere Leben beginnt, da sieht Paulus aber auch ernstliche Kämpfe voraus, denn nur durch Leiden geht der Weg zum Leben. Er hat es an sich erfahren, welchen Anfeindungen der bessere Mensch preisgegeben ist, dass er Wenige findet, welche ihn verstehen, und dass Viele ihm sogar absichtlich Verfolgungen bereiten. Aber er kennt einen Muth, der vor nichts zurückschreckt, weil er weiß, dass durch die Schmerzen ein Gut gewonnen werden soll, welches durch nichts zu theuer erkauft ist: die Ruhe der Seele. Auch zweifelt er keinen Augenblick, dass nach dem mühevollen Erdenleben ein Glück folgt, welches unaussprechlich ist. So schreibt er: „dieser Zeit Leiden sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden." Und in treuer Liebe fühlt er sich gehoben über Alles, was sonst das menschliche Gemüth beschäftigt. Seine Seele ist auf Gott gerichtet, und er weiß, dass er von dem Allmächtigen geliebt wird. Die Liebe, welche er in Christo gefunden hat, überwiegt ihm Alles, sie durchdringt sein Gemüth, sie ist ihm das Theuerste und Höchste. „Weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist."

Auf diese tiefen, gedankenreichen Untersuchungen lässt der Apostel eine Reihe kräftiger Ermahnungen folgen, welche sich aus dem christlichen Glauben von selbst ergeben. Er fordert zur Geduld gegen Schwachgläubige auf. Die noch nicht zur Freiheit des Geistes hindurchgedrungen sind, soll man nicht zurück-

stoßen und ihre schwachen Gewissen nicht verwirren. Man soll sich ihnen anbequemen und ihnen die Wahrheit in ihrer Weise deutlich zu machen suchen. Jeder hat vielmehr auf sich zu achten, dass er nicht durch seine eignen Fehler und durch das böse Beispiel verleitet werde. Stets sollen wir wissen, dass eine feindliche Macht uns herunterzuziehen strebt, der wir nur durch große Festigkeit entgegenwirken können. „Lass dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem." — Auch fordert er von uns eine versöhnliche Gesinnung. Wohl hält er es für nöthig, dass wir unsre Ueberzeugung bewahren und entschieden aussprechen, aber von unsrer Seite soll doch nichts geschehen, was die Gemeinschaft mit Andern aufheben könnte. Müssen wir verkehrten Ansichten und schlechten Handlungen entgegentreten, so sollen wir doch die Personen nicht verachten. Stoßen sie uns zurück, so haben wir nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten; sind sie unsere Feinde, so dürfen wir nicht auch ihre Feinde werden. „Ist es möglich, so viel an euch ist, so habet mit allen Menschen Frieden." — Wie er selbst innig mit seinen Nebenmenschen fühlt, so wünscht er auch, dass Alle Theilnahme für Menschenglück und Menschenelend haben möchten, und legt ihnen ihre Pflicht so einfach an das Herz, wenn er schreibt: „Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden." — Und eine andere vortreffliche Lebensregel giebt er unter seinen Ermahnungen, die uns ebenfalls recht deutlich macht, wie er wünscht, dass wir stets das Herz auf der rechten Stelle haben möchten. Er sagt nämlich: „seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet!"

Der Galaterbrief hat nach einer neuern Ansicht die Ehre erfahren, für den wichtigsten gehalten worden zu sein, der uns das ursprüngliche Christenthum vor Augen stellen soll. Doch ist diese Meinung offenbar aus einem Vorurtheil hervorgegangen. Der Brief ist ebenso wenig uud ebenso viel beglaubigt, als die übrigen; und wenn man allein im Galaterbrief das eigenthümich Christliche zu finden meint, so hat man sich schon vor der Prüfung eine Ansicht vom Christenthum nach einem bestimmten

kirchlichen Dogma zurecht gemacht. Es beschäftigt sich Paulus in diesem Briefe mit dem Gegensatze zwischen Gesetz und Freiheit. Er stellt die richtige Auffassung von einem Gesetzesmenschen und einem Andern, der sittlich frei ist, neben einander. Der Erste kennt das Evangelium, d. h. die innere Kraft des Geistes, noch nicht und beobachtet daher mit knechtischem Sinn die Vorschriften der Obrigkeit und des Sittengesetzes. Der Andere wird von dem Geiste der Wahrheit und Liebe geleitet, darf nicht mehr nach Vorschriften fragen, sondern kann unbedingt dem Zuge seines Herzens folgen. Schön fordert Paulus in diesem Briefe einen Jeden auf, dem Geiste zu gehorchen und sich nicht von seinen irdischen Trieben beherrschen zu lassen. Er schreibt: „Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten! Was der Mensch säet, das wird er auch ernbten." Auch fügt er die Bitte hinzu, dass seine Freunde nicht in ihrem Streben nachlassen möchten: „Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden. Denn zu seiner Zeit werden wir ernbten ohne Aufhören."

In den beiden Briefen an die Thessalonicher nimmt Paulus Gelegenheit sich über die zu erwartende Wiederkehr Jesu auszusprechen. Die Gemeindeglieder zu Thessalonich scheinen in Zweifel über die Seligkeit der schon früher Gestorbenen gerathen zu sein, und der Apostel hat die Absicht, sie darüber zu beruhigen, indem er bildlich, wie er es sich damals dachte, ausführt, dass auch die Todten selig werden sollen, welche die Erscheinung Jesu nicht erlebt haben. Im zweiten Briefe sucht er besonders dem Irrthum vorzubeugen, dass Christus schon in der nächsten Zeit erscheinen werde; und er führt durch, wie er sich die Wiederkunft denkt. Es begegnen uns in diesen Briefen Vorstellungen, die eine gewisse Befangenheit in den damaligen Ansichten der Christen zeigen, und die unmittelbaren Lebensregeln sind uns daher in diesen beiden Schriften das liebste. Schön klingt es uns entgegen: „der Herr ist treu" und: „seid allezeit fröhlich!" Ferner: „den Geist dämpfet nicht!" „Prüfet aber Alles, und das Gute behaltet!" —

Unter den vorzugsweise praktischen Schriften des Paulus

stehen die Corintherbriefe obenan. Aus dem ersten derselben erkennen wir leicht die Veranlassung, welche zur Abfassung desselben geführt hat. Es war eine Trennung unter den Christen entstanden, indem Einige anfingen, sich nach denjenigen zu nennen, welche sie getauft hatten. So meinten Einzelne, sie müssten Petrum ehren, indem sie sich nach ihm „Kephisch“ nannten. Andere sprachen wieder davon, dass sie die besondere Auffassung des Paulus hätten, die weniger eng den jüdischen Standpunkt festhielt. Auch nannten sich Einige nach einem andern Verkündiger des Evangeliums „Apollisch.“ Wieder traten dann auch Solche auf, die sich vorzugsweise nach Christo nennen wollten. Die Mannichfaltigkeit in der Auffassung der Wahrheit scheint dem durchgebildeten Paulus nicht gefährlich; aber den Streit hält er mit Recht für höchst verderblich. Darum stellt er den verkünstelten Auffassungen das einfache Evangelium entgegen, das „Wort vom Kreuze,“ wie er es nennt, womit er also schlicht hervorhebt, dass das Christenthum wesentlich leiden und durch Leiden siegen lehrt. Und den Verwirrungen und Zänkereien gegenüber spricht er die erhabene Aufforderung aus, in der Liebe zu bleiben. Diese ist ihm das Wichtigste. Er kennt wohl den Werth anderer Gaben. Er will die Kraft, mit Zungen zu reden, nicht geringschätzen, er weiß, wie viel Beredsamkeit frommen mag. Noch höher als solche Gaben stellt er den Glauben, der aus der Seele quillt und den Menschen mächtig emporzieht, und die Hoffnung, die ihm den Muth im Leiden einflößt und ihn zur Arbeit stärkt. Aber doch ist ihm die Liebe von noch größerm Werthe. „Nun aber bleiben diese Drei: Glaube, Liebe, Hoffnung: aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.“ — Und begeistert ruft er: „Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Aber auch über alle Thaten der Aufopferung stellt er sie. Und wenn er alle seine Habe den Armen gäbe und ließe seinen Leib brennen; und das geschähe ohne Liebe, so wäre es nichts. — Und was wahre, heilige Liebe ist, das stellt er auch in kräftigen Zügen neben einander. „Die Liebe verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie

hoffet Alles, sie duldet Alles." — Die Liebe soll nach seiner Meinung Alle vereinigen, dass sie Eins werden in Christo, sie sollen sich Alle als Glieder Eines Leibes betrachten. — Wie von der Liebe, so spricht er auch gegen die Corinther von der Auferstehung. Er tadelt den Vorwitz Derer, die untersuchen wollen, mit welcherlei Leibe wir auferstehen werden, indem er sehr wahr darauf hinweist, dass Niemand darüber etwas wissen könne. Für Unrecht hält er es, sich von jener Welt mit irdischen Farben Bilder auszumalen, diese für Wahrheit auszugeben und mit Andern darüber zu streiten. Mit welcher richtigen Einsicht sagt er davon: „Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich." — Im zweiten Corintherbriefe finden wir dann kräftige Aufforderungen, wie der Mensch sie im irdischen Dasein braucht. Es heißt darin, die Christen sollen den Muth in ihrer Trübsal nicht verlieren; denn diese ist doch nur „zeitlich und leicht" und schaffet eine „ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit." Dann sollen sie bedenken, dass sie auf Erden ein Haus haben, das zerbrochen wird, aber auch im Himmel ein Haus, das nicht mit Händen gebaut ist. An den Timotheus schreibt Paulus in der Absicht ihn zu einem tüchtigen Verkündiger der Wahrheit zu machen, der nicht nur mit Worten, sondern mehr noch durch sein Thun das Christenthum verbreiten soll. Er macht ihn von Vorn herein auf die Hauptsumme des Gebots aufmerksam, die „Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben." Er ermahnt ihn dann, recht auf sich selbst und auf die Lehre Acht zu haben, und bittet ihn mit richtigem Gefühl, sich der „thörichten und unnützen Fragen" zu entschlagen, weil sie nur Zank gebären. Auch wünscht er ihm, er möchte „einen guten Kampf" kämpfen und in „Dem bleiben," was er erkannt hat. — Aehnliche Ermahnungen enthält der kurze Brief an den Titus.

Von den übrigen Briefen, welche im Allgemeinen freundschaftliche Mittheilungen enthalten, steht der Brief an die Epheser obenan. Er ist wahrscheinlich ein Rundschreiben gewesen, welches zuerst an die Gemeinde zu Ephesus gelangte, dann aber auch für andere Gemeinden bestimmt war, in denen es ebenfalls

vorgelesen und wohl auch abgeschrieben worden ist. Außerordentlich treffend sind darin die Aussprüche über das häusliche Leben. Der Apostel fasst die Ehe in ihrer tiefsten Bedeutung. Er kann kein höheres Bild den Männern vorhalten, als wenn er ihnen sagt, sie sollten ihre Frauen so lieben, wie Christus die Gemeinde geliebt hat, für die er sich hingab. So heilig erscheint ihm dieses Verhältniss, dass er darin die höchste Liebe ausgesprochen finden will, die es giebt. In kurzer aber richtiger Weise versteht er auch den Grundsatz aller christlichen Erziehung auszusprechen. Die Kinder sollen nicht erbittert und eingeschüchtert, aber doch fest geführt werden in Zucht und Frömmigkeit. Schlicht schreibt er: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Ermahnung zum Herrn!" Ebenso richtig lehrt er von dem Verhältniss der Kinder zu den Eltern, wobei er sehr genau die Grenze bezeichnet, welche dem Gehorsam gezogen ist. Gott haben die Kinder in Allem zu folgen, aber ihren Eltern sollen sie gehorsam sein „in dem Herrn," also soweit, als es ihre Pflicht gegen Gott gestattet. Die Ehrerbietung dagegen hat das Kind nie gegen die Eltern zu vergessen, es hat Vater uud Mutter zu ehren. — Aber nach des Apostels Begriffen gehören auch die Untergebenen zum Hause, die Knechte. Darum ruft er den Herren zu, sie sollen nicht vergessen, dass sie einen Herrn im Himmel haben, dem sie Rechenschaft ablegen müssen, und vor dem kein Ansehen der Person gilt. Wiederum weiß er den Knechten ihr schwieriges Verhältniss richtig vorzustellen, indem er ihnen sagt, sie dieneten Gott, wenn sie ihren leiblichen Herren treu wären. — Nach diesen besondern Auseinandersetzungen ermahnt der Apostel in diesem Briefe in schönen kräftigen Worten Alle, sie möchten „in dem Herrn" stark sein, seinen Harnisch anlegen, das Schwert des Geistes nehmen und im Gebete die Kraft suchen, die sie bedurften. — Im Philipperbriefe lesen wir eine besondere ernste Aufforderung, Christo nachzufolgen. Es heißt darin: „ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war!" Und mit freudiger Erregung ruft er es Allen zu, sie möchten nicht verzagt sein, sondern sich einer un-

gestörten inneren Freude überlassen; nur hätten sie stets dafür zu sorgen, dass diese Freude rein bliebe. „Freuet euch in dem Herrn!" ruft er. Dann sagt er, sie möchten sich um nichts Sorge machen und Gott danken für Alles, was er an ihnen thäte. Und sein Friede möge ihre Herzen und Sinne bewahren. — Der Colosserbrief hat in seinem Inhalte Aehnlichkeit mit dem Epheserbriefe. In ihm steht auch Einiges über das Familienleben. Auch enthält er unter Anderm die schöne Aufforderung, nie das Ewige aus den Augen zu verlieren. Es heißt darin: „trachtet nach dem, das droben ist." — Eine herzliche Empfehlung eines Neubekehrten enthält der kurze Brief an Philemon.

Welche Fülle von großen und erhabenen Gedanken tritt uns in den Briefen des Apostels Paulus entgegen! Auch schon diese flüchtigen Andeutungen zeigen uns in seinen Schriften einen Geist, der das Heiligste in sich gepflegt hat, und in dem alles Große entwickelt ist, was je von Menschen gedacht und empfunden wurde.

XIII.

Das Gemeindeleben zur Zeit der Apostel.

Geistig hervorragende Persönlichkeiten pflegen häufig einen niederdrückenden Einfluss auf ihre Umgebung zu üben und diese zu keiner freien Entwickelung kommen zu lassen. Sie als mächtig emporragende Stämme unterdrücken den Pflanzenwuchs ringsum, so dass kein bescheidenes Blümlein aufkommen kann. Nur wahrhaft große Menschen wissen von dieser Herrschsucht nichts, sondern sehen ihre Lebensaufgabe darin, sich unterzuordnen und Alles in ihrer Nähe zum eignen, freien Dasein zu fördern. So groß stehen die vier Apostel da. Sie ragen gewaltig unter den übrigen Christen hervor, und das Denken und Streben ihrer Gemeinden geht ganz von ihnen aus. Sie haben in denselben den Geist geweckt, sie riefen das schlummernde Gewissen wach und pflegten die ersten Keime des bessern Lebens mit hingebender Geduld. Sie wurden in ihrer Arbeit nicht müde, so oft sie auch keine Früchte sahen, und so schnöde ihre Mühe ihnen auch von den Christen selbst vergolten wurde. Wenn überhaupt ein Mensch etwas Gutes als sein Werk ansehen darf, so waren sie dazu berechtigt, das christliche Leben des ersten Jahrhunderts als ihr Werk zu betrachten. Und dennoch hat sich bei ihnen nicht die geringste Neigung gezeigt, eine Herrschaft über Gemeindeangelegenheiten auszuüben. Man wandte sich mit verschiedenen Fragen an sie und bat sich ihren Rath aus. Sie gaben darauf nach ihrem Gewissen Antwort, setzten aber in jedem Falle noch besonders hinzu, wann

sie ihre persönliche Meinung, und wann sie die ewige, feststehende Wahrheit aussprachen. Nach ihrer Auffassung sollte der Geist alle Gemeindeglieder durchdringen und in jedem sich besonders gestalten. Je selbstständiger sich der Einzelne regte, um so größere Freude hatten die Apostel daran. Recht viele, verschiedene Gaben sollten in den Gemeinden entwickelt werden, damit das Christenthum sich um so schöner gestalte. So beruht das Gemeindeleben zur apostolischen Zeit auf der richtigen Grundlage, aus der allein eine gesunde Gemeinschaft emporwachsen kann. Es fordert eine Betheiligung aller Glieder. Nur wann in einem Gemeindewesen Jeder sich als einen Theil des Ganzen fühlt und sich an Dem betheiligt, was man erreichen will, kann von wirklicher Gemeinschaft die Rede sein. Wenn Einige alle Macht an sich reißen, willkürlich Gesetze geben, ihre Meinung Andern aufdrängen wollen und nun sich selbst als etwas Höheres hinstellen, so stirbt der größere Theil der Gemeinschaft ab. Oder wenn die Mehrzahl der Gemeindeglieder keinen Sinn für die gemeinsame Sache hat, sich selbst nicht gern damit befassen mag und es zufrieden ist, dass Diejenigen alle Angelegenheiten ordnen, welche dazu gewählt oder eingesetzt sind; so steht eine solche Gemeinde wie ein Körper da, der nicht mehr in allen seinen Gliedern Leben hat, in dessen Armen und Füßen schon der Tod herrscht, während das Haupt noch ein kümmerliches Scheinleben fristet. Nur die Gemeinschaft kann bestehen, an der sich Alle betheiligen, die dazu gehören. Und wie schön ist das in den apostolischen Gemeinden der Fall gewesen! Jeder Christ fühlt die Liebe, welche Alle durchdrang, und hatte auch in sich den Geist, der in alle Wahrheit leitet. Er kannte und wollte nichts Anderes, als den Sieg Dessen, was ihm als das Heiligste erschien. Er war bereit Alles dafür hinzugeben. Mit seinen leiblichen und geistigen Gaben wollte er dem Ganzen dienen. Es waren „viele Gaben, aber Ein Geist."

Wenn ein Gemeindeleben gesund heranwachsen soll, so gehört dazu aber auch eine naturgemäße, freie Entwickelung. Es darf nicht von Vorn herein eine Schranke gezogen sein, über

welche man nicht hinwegschreiten dürfte. Es muss nicht ein künstliches Gebäude über dem ursprünglichen Leben aufgethürmt sein, welches Sonnenschein nnd Regen abhält; frei und voll muss vielmehr unter dem göttlichen Geiste das Leben sich entfalten können, und nur dem in ihm selbst liegenden Gesetze darf es unterworfen sein. Man muss die Furcht nicht kennen, dass es sich könnte „zu frei" entwickeln, und wohl einsehen, dass schon dafür gesorgt ist, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. — In solcher völligen Unabhängigkeit hat sich das apostolische Gemeindeleben entwickelt. Man hatte keine Gesetze, durch welche dasselbe eingeschränkt werden konnte; man zog keine Glaubensbekenntnisse vor, um das himmelan strebende Leben zu hemmen. Der Geist des Meisters bildete von Innen heraus alle Zustände; und was aus ihm stammte, musste gut sein.

Was hiermit zusammenhängt und ebenso nothwendig für das Gedeihen des Gemeindelebens ist, das möchte ich die Lebensfähigkeit desselben nennen. Wenn Menschen sich verbinden und ihre Vereinigung dauern soll, so muss sie ein hohes Ziel hinstellen und sich in die verschiedenen Zeitformen schicken können. Sie muss keine starren, unveränderlichen Gebräuche hinstellen, sondern es verstehen, ihre Einrichtungen nach der Zeit und ihren Verhältnissen umzuändern. Nur unter solchen Voraussetzungen hat sie Lebensfähigkeit. Die Gemeinden zur apostolischen Zeit haben so ohne stehende Formen sich behauptet. Sie wollten nur das reine christliche Leben fördern und haben es daher Jedem gestattet, nach seinem Gewissen seine Gebräuche einzurichten. Wir haben die schönen Vorschriften des Apostels Paulus hierüber, welcher selbst „Allen" „Alles," den „Juden ein Jude," den „Heiden ein Heide" geworden ist, und der keine Einrichtungen kennt, die festgehalten werden müssten, dem vielmehr Alles auf den Geist ankam.

Auf dieser richtigen Grundlage erbaut sich denn auch das Gemeindeleben selbst in einfach würdiger Weise. Es entsteht eine Art kirchlicher Verfassung. Von der Verehrung und Liebe ihrer Gemeindeglieder werden die zwölf Apostel an die Spitze der verschiedenen Gemeinden gestellt. Man bringt ihnen frei-

willig die innigste Ehrfurcht dar, weil man ihrem Fleiße die Bildung der Gemeinden verdankt; und man fühlt, daſſ sie tiefer in die Wahrheit eingedrungen sind, als die Uebrigen. — Es stehen aber auch Andere ihnen gleichberechtigt zur Seite, die ebenfalls umhergegangen sind und das Evangelium gepredigt haben. Die Gemeindeglieder wählen Evangelisten, welche besonders ein lebendiges Band der Vereinigung bilden, in den verschiedenen Gemeinden auftreten und lehren. Vielen unter den Christen war die Gabe der Prophetie zu Theil geworden. Darunter haben wir die begeisterte Rede zu verstehen, welche die Verhältnisse der Gegenwart erkennt und darum auch die weitere Entwickelung der Dinge vorhersieht, und die besonders mit gläubiger Zuversicht den Sieg der Wahrheit verkündigt. Diese Propheten waren eigentlich die damaligen Lehrer; und es war Jedem gestattet, öffentlich als Lehrer aufzutreten. Er bedurfte dazu keiner wissenschaftlichen Vorbildung, auch nicht einmal einer Wahl der Gemeinde. Denn Alle fühlten noch den Ernst, welchen das Christenthum forderte, und konnten daher keinen Miſſbrauch von dieser Lehrfreiheit befürchten. Auch waren sie so wachsam, daſſ sie jeden Versuch eines solchen Miſſbrauchs sofort niedergedrückt hätten. — Doch hielt man es nicht für schicklich, daſſ Frauen öffentlich auftraten, da ihnen zur Belehrung ihrer Kinder im Hause genügende Gelegenheit gegeben wurde. — Während also mit Ausnahme der Frauen Jeder das Recht hatte, öffentlich zu lehren, sah man sich genöthigt, mit der Verwaltung der äußern Angelegenheiten bestimmte Personen zu beauftragen. Es war nothwendig für ein Gemeindehaus zu sorgen, die Zeit des Gottesdienstes zu bestimmen und die äußern Vorbereitungen zur Feier desselben zu treffen. Auch hatte man für die Armen und Kranken Sorge zu tragen. Denn diese erforderten ganz besonders die Aufmerksamkeit der christlichen Liebe. Wie hätte man Einen leiden sehen sollen, wenn man ihm helfen konnte! Jeder Arme sollte unterstützt werden, wie es gerade für ihn am zweckmäßigsten war. Man ist aber weit entfernt davon gewesen, durch weichliches Mitleid die Armuth zu pflegen und die Trägen dadurch in ihrer Arbeitsscheu

zu bestärken. Die Christen jener Zeit waren meistens viel praktischer, als unsere Zeitgenossen. Sie verbanden die Lehren des Evangeliums mit dem wirklichen Leben und haben innerlich und dauernd zu helfen gesucht. In der Krankenpflege bethätigte sich ihre Liebe ebenfalls auf die schönste Weise. Die Kranken zu besuchen, sie aufzuheitern, sie zu trösten und vor Allem auch leiblich zu pflegen, gehörte nach ihrer Ueberzeugung durchaus zum Christenthum. — Um eine Beaufsichtigung über diese äußeren Angelegenheiten zu üben, wählten die Gemeinden sich nach dem Vorbilde der jüdischen Gemeinschaften ihre Diakonen, und zwar ursprünglich sieben. Sie erhielten auch den Namen Aelteste, weil sie gewöhnlich die ältern Glieder der Gemeinde waren, obgleich man sich an ein bestimmtes Lebensjahr nie gebunden hat. Mit dem griechischen Namen hießen sie dann: Presbyter. Später wurde es auch Sitte, sie die „Aufseher" zu nennen, was denn zu dem Namen „Bischof" geführt hat. Ein Unterschied zwischen Bischöfen und Presbytern oder Diakonen ist in diesem Jahrhundert nicht zu finden, sondern stammt aus späterer Zeit. Alle diese Vorsteher wurden von der ganzen Gemeinde gewählt. Einzelne mögen dabei zuweilen von besonders geachteten Gemeindegliedern empfohlen und vorgeschlagen sein; es ist aber Niemandem in den Sinn gekommen, das Wahlrecht der Gemeinde auch nur im Geringsten in Zweifel zu ziehen. Nach der Wahl sind sie dann durch einen andern Aeltesten mit Gebet in ihr Amt eingeführt; und sie wurden gesegnet, indem man ihnen die Hand auflegte. Gewiss hat man es gerne gesehen, wenn einer der Apostel diese feierliche Einsetzung persönlich übernahm. — Die Vorstände jener Christengemeinden haben wohl auch in bürgerlicher Beziehung einen Einfluss auf ihre Gemeinden geübt. Ihre christlichen Ansichten sollten das ganze wirkliche Leben durchdringen. Sie verlangten daher, dass kein Christ die Hilfe der Obrigkeit in Anspruch nehme. Wie sollte das auch geschehen, wenn der Grundsatz herrschte, dass man sich „übervortheilen" lassen solle? Wo ein christlicher Sinn regiert, kann man sich nicht verklagen und in Processen verfolgen; man wird das Recht aufrecht halten, aber es immer

durch die Macht der Wahrheit und Liebe durchzuführen wissen. Die Aeltesten sind daher oft Schiedsrichter gewesen, welche die Gemeindeglieder versöhnten, welche in Streit mit einander gerathen waren. Und gern musste man seine Angelegenheiten vor die eigenen Vorsteher bringen und nicht vor heidnische Richter. — Zur Unterstützung der Männer, welche im Vorstande waren, sah man sich auch genöthigt, Frauen hinzuzufügen, damit auch der weibliche Theil der Gemeinde mit gleicher Liebe versorgt würde. Nur Frauen waren im Stande, den Genossen ihres Geschlechts in Krankheitsfällen die nöthigen Dienste zu leisten. Sie waren von Natur darauf angewiesen und wohl überhaupt für jede, auch für die Krankenpflege der Männer, besonders geeignet. In manchen Fällen mochten sie auch auf die zweckmäßigste Art für die Armen sorgen, die Bedürfnisse derselben besser erkennen und die richtigsten Mittel zur Abhilfe anzuwenden verstehen. Wie das ganze menschliche Leben auf eine Gemeinschaft der Geschlechter angewiesen ist, so konnte das Gemeindeleben der Christen derselben auch nicht entbehren, wenn es in die Tiefe des Hauses und Herzens eindringen sollte. Es war daher die Erwählung von Diakonissen eine Nothwendigkeit. Vorschriften über die Wahl derselben hat es nicht gegeben, jedenfalls stimmte diese aber mit dem Geiste der Gemeinschaft überein: man erwählte ältere Frauen dazu, die einen guten Ruf besaßen, sich in Familien nützlich gemacht hatten, und zu denen man daher Vertrauen haben durfte. — Von der größten Wichtigkeit für die neu entstandenen Gemeinden war es aber, dass hinsichtlich der Aufnahme und Ausschließung von Gemeindegliedern die richtigen Grundsätze zur Anwendung kamen. Wenn Jemand sich zur Aufnahme meldete, so musste man sehr sorgfältig prüfen, ob derselbe auch in die Gemeinschaft passte, damit nicht durch Zanksucht oder Unsittlichkeit der Geist des neuen Bundes beeinflusst werde. Die Befürchtung, welche in unsern Zeiten nahe liegt, dass Jemand Christ werden möchte, um äußere Vortheile zu erlangen, war damals nicht vorhanden, weil das christliche Bekenntniss nur Schande und Gefahr brachte. Aber aus Missverständnissen konnten doch Menschen sich zur Aufnahme

melden, welche nicht unter die Christen gehörten. Darum wurde Jeder darauf aufmerksam gemacht, was die Gemeinden eigentlich beabsichtigten. Man hat nicht eine neue religiöse Gemeinschaft neben die schon vorhandenen stellen wollen, sondern Alle, welche in der sittlichen Verkommenheit jenes Jahrhunderts den Glauben an ein neues Leben sich bewahrten und dieses anfangen wollten, sollten sich verbinden. Deshalb ist Niemandem bei seinem Eintritte in die Gemeinde ein Bekenntniss seines Glaubens, sondern ein **Gelübde** abgenommen, in der Wahrheit und Tugend leben zu wollen. Man hat keine bestimmten Begriffe von dem Erlöser verlangt, es genügte das ernste, ehrliche Versprechen, nach seiner Lehre sich richten zu wollen. Eine Ausschließung ist ebenfalls zuweilen in den apostolischen Gemeinden vorgekommen. Diese war aber kein Bann, den ein Einzelner in angemaßter Oberhoheit ausübte. Es ist auch Niemand wegen irrthümlicher Ansichten ausgeschlossen, weil er nicht die erforderliche „Rechtgläubigkeit" gehabt hätte. Die Ausschließung sollte nur die grobe und beharrliche Unsittlichkeit treffen. Sie war demnach eine Strafe, welche mit zu der Erziehung gehörte, die man unter einander übte, und über welche der Vorstand eine Aufsicht führte. Wenn ein Gemeindeglied an einem andern einen Fehler bemerkte, so durfte es um der Liebe willen nicht schweigen; es erschien den Christen als ein Unrecht, etwas Böses unter sich zu sehen und es nicht zu tadeln. Aber das Sprechen von Andrer Fehler geschah nicht mit Schadenfreude oder aus Bosheit, es war nicht ein „Verleumden" und „Beklatschen," sondern ein tiefes Trauern, dass Einer in der Gemeinschaft schwach gewesen war. Und damit war die Absicht verbunden, Dem auf die beste Weise wieder aufzuhelfen, der sich vergessen hatte. Deshalb haben wir auch die schöne Vorschrift darüber, wie mit einem solchen Sünder zu verfahren ist: Still soll man zu ihm gehen, mit ihm allein sprechen, ihn zur Einsicht zu bringen suchen und mit rechter Sorgfalt auf eine thatsächliche Aenderung bringen. Gelingt das nicht, so möge man sich mit einem Andern besprechen und mit ihm gemeinschaftlich handeln. Sollte auch dieser Versuch nicht gelingen,

so wäre die ganze Gemeinde zur Unterstützung herbeizurufen. Und erst, wenn auch diese nichts vermag, so ist man berechtigt, der Wahrheit gemäß zu erklären, dass Derjenige, welcher in gemeiner Unsittlichkeit lebt, nicht zu den Christen gehören kann. Dann ist ihm der Genuss des Abendmahls zu entziehen; doch muss auch diese Ausschließung aufhören, sobald sie ihren Zweck, d. h. die Besserung, erreicht hat. — Wer in Folge solcher ernsten Maßregeln seine Fehler abgelegt hatte, wurde dann mit doppelter Liebe behandelt, damit ihm das Leben in der christlichen Gemeinschaft recht werth würde und er fühlte, dass man ihm nur aus Liebe den Ernst gezeigt hatte.

Den eigentlichen Vereinigungspunkt in jeder Gemeinde bildet aber der gemeinschaftliche Gottesdienst. An diesem nahm Jeder Theil, der sich nur irgend dorthin verfügen konnte, wo er gehalten wurde. Es war ihnen Allen das innigste Bedürfniss, mit einander sich zu Dem zu erheben, der ihnen allein Trost und Kraft zu geben vermochte. Sie konnten sich nicht begnügen, für sich im Hause zu beten. Hier haben sie viel zu Gott gerufen, „in ihrem Kämmerlein" konnten sie ihr Herz ausschütten und erleichtern; aber sie suchten auch an einander einen Halt, wollten von einander lernen, bescheiden auch die Ansichten ihrer Brüder vernehmen und in Einem Geiste und aus Einem Herzen beten. Die Form ihres Gemeindegottesdienstes musste deshalb so einfach wie möglich sein, damit die Erhebung des Geistes und Herzens sich frei entwickeln konnte. Man kam in einem einfachen Saale zusammen, in dem kein Schmuck die Sinne zerstreute, ein gemeinsames Gebet sprach die Stimmung der Versammelten aus, es folgte Gesang, zu dem man die Psalmen benutzte. Darauf ist gewöhnlich ein Abschnitt aus dem alten Testamente vorgelesen, es sind dann auch Briefe der Apostel mitgetheilt. Wer sich aufgefordert fühlte, sprach seine Gedanken und Empfindungen noch besonders aus. Wie musste solch eine Versammlung oft mächtig ergreifen, wenn der Eine im Auge des Andern die Stimmung las, die seine eigne Seele bewegte! Wie mussten Alle den Geist ihres Meisters lebendig unter sich fühlen, wenn sie seiner Worte gedachten und

Einzelne von ihm redeten, die ihn noch mit ihren eigenen Augen gesehen hatten! Besonders feierlich ist unter ihnen aber das Abendmahl gehalten worden. Wie sie anfänglich täglich zu gemeinsamer Andacht zusammenkamen, so haben sie auch jeden Tag das Mahl gefeiert, welches sie an die letzten Stunden Jesu erinnern sollte. Sie wollten Alles in Verbindung mit ihm setzen. Daher glaubten sie, dass sie keine Speise zu sich nehmen dürften, ohne seiner zu gedenken; und es beschloss daher das Liebesmahl jede Mahlzeit. Da sich aber mit der Zeit auch bei ihnen die aufrichtige Stimmung der Andacht nicht immer einstellen wollte, so wurde es nöthig, die Liebesmähler zu beschränken; und es mussten schon von den Aposteln Warnungen ergehen, solche heilige Feier nicht zu missbrauchen. — Sehr ergreifend war auch unter ihnen die Handlung, welche mit dem Eintritt in die Gemeinde verbunden war, die Taufe. Sie nahmen den Gebrauch derselben von Johannes an, da Jesus sich ihm selbst unterzogen hatte. Für nothwendig haben sie ihn nicht gehalten, wie es überhaupt nach ihrer Meinung keinen nothwendigen Gebrauch in religiösen Dingen gab. Aber die Taufe war ihnen ein schönes und einfaches Symbol, welches die Reinigung des Herzens und den Beginn eines neuen Lebens bezeichnen sollte. Man hat dabei die Täuflinge, wie Johannes zu thun pflegte, untergetaucht. Die Worte, welche dazu gesprochen wurden, sind uns im Evangelium des Matthäus aufbewahrt, sie tauften „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ — Als man später nicht mehr täglich zusammenkam, um sich zu erbauen, pflegten die meisten Gemeinden nach jüdischer Art den Sonnabend als Ruhetag zu feiern; erst griechische Gemeinden trafen hierin eine Aenderung und begingen den Sonntag mit besonderer Festlichkeit, weil Christus an ihm auferstanden sei. Viele indessen sind der Meinung gewesen, man dürfe keinem Tage einen Vorzug geben, sie seien alle Gottes und müssten ihm geweiht sein.

Um das Gemeindeleben kennen zu lernen, muss man aber besonders den Lebenswandel der Gemeindeglieder betrachten. Ist dieser verkehrt, so kann der Gemeindegottesdienst auch nicht

von der rechten Art sein. In den apostolischen Gemeinden finden wir nun im Grunde ein ernstes, heiliges Streben nach Vollendung. Es ist den Christen Ernst mit ihrer Erkenntniss, sie wollen sich damit nicht nur schmücken oder gar rühmen, sie wollen das Leben darnach einrichten, ihre Ueberzeugung soll eine Wahrheit werden. Wenn sie sich also nach Christo nennen, so wollen sie ihm auch folgen und ehrlich erfüllen, was er ihnen aufgetragen hat. Sie schrecken dabei vor keiner Gefahr zurück und meinen, es müsse ihnen gelingen, weil das aus Gott ist, was sie wollen. — Aber bei diesem sittlichen Ernste finden sich doch zur Zeit der Apostel große Mängel und Schwächen, ja offenbare Laster unter den Christen. Wir hören von einem gefährlichen Hochmuthe, welcher sich selbst für gerecht hält. Viele Zänkereien, Parteistreitigkeiten, unnütze Untersuchungen kamen auch damals vor, und die Eintracht verschwand oft. Wie konnte es auch anders sein? Die Christen brachten ihre übeln Gewohnheiten mit; und wenn sie auch den guten Willen besaßen, darüber Herr zu werden, so gelang dieses doch nicht Allen; und die Gemeinden hatten viele Mühe, Sünden und Laster unter sich nicht aufkommen zu lassen.

Vergleicht man das reiche Gemeindeleben der apostolischen Zeit mit dem, was man in der Gegenwart davon findet, so muss uns unsere Zeit recht dürftig vorkommen. Erfreulich ist es zwar, wenn gegenwärtig in manchem deutschen Lande ein großer Nachdruck auf die Verfassung der Kirche gelegt wird; denn sobald diese sich genügend gestaltet, werden auch die in den Gemeinden schlummernden Kräfte entfesselt werden. Aber noch sind die Versuche, zu einem Gemeindeleben zu gelangen, zu vereinzelt, und die herrschenden Uebelstände werden nicht genügend erkannt. Denn wie ist es mit der Verfassung der Kirche überhaupt bestellt? In der einen sehen wir eine vollständig ausgebildete Priesterherrschaft, nach dem Vorbilde des Judenthums, nur mit viel größern Ansprüchen und mit bedeutenderer Macht. In andern hat sich der Staat die Regierung der Kirche angeeignet, und in vielen ist von einem Gemeindeleben kaum mehr die Rede. Man hat vielleicht

noch einige Reste von Theilnahme der Gemeindeglieder hier und dort gewahrt und fängt auch wohl künstlich an, dieselbe wieder zu wecken. Die innere Mission, wie man diese Einrichtung der neuern Zeit zu nennen pflegt, hat die anerkennenswerthe Absicht, sich der Armen, der Kranken und Gefallenen anzunehmen; aber wie verkehrt fängt sie das oftmals an! Man erzieht leider nicht selten Heuchler, indem man seine Unterstützungen nur Denen geben will, welche „kirchlich" sind, und handelt nicht allein aus christlicher Liebe, sondern hat nebenbei noch andere Absichten, nämlich eine bestimmte „kirchliche" Auffassung des Christenthums fördern zu wollen. — Und besonders für Krankenpflege ist viel in unsern Tagen geschehen, wovon die Diakonissen Zeugniss ablegen. Wir wollen das Gute, was sich in dem Streben derselben zeigt, nicht verkennen: es widmen sich gewiss Viele dem Berufe des Diakonissenamtes mit edelster Selbstverleugnung, nnd die äußere Art der Pflege wollen wir als vortrefflich anerkennen. Aber Dem, der tiefer schaut, ist doch die Einrichtung von Diakonissenanstalten eigentlich ein betrübendes Zeichen der Zeit. Sie sind ein Beweis, dass das christliche Leben aus den Gemeinden immer mehr entflieht, darum nur sind solche Anstalten nothwendig geworden. Müsste es nicht die Pflicht jeder Gemeinde sein, für ihre Armen und Kranken zu sorgen? — wozu dann noch besondere Anstalten? — — Und richten wir unsern Blick auf den Mittelpunkt des Gemeindelebens, auf die gemeinsame Andacht; gewährt diese in unserer Zeit rechte Befriedigung? Erwärmt, erhebt, begeistert sie? O wie viel Todtes, Leeres, Formelles auch beim Gottesdienst! — Sind wir in unsern Kirchen wie Ein Herz und Eine Seele vereinigt? Unser Gemeindeleben ist erstarrt, sonst müsste es sich ganz anders entwickeln. Besser wird es aber nicht durch einzelne wohlgemeinte Einrichtungen, sondern nur, wenn die Grundlage der christlichen Gemeinschaften wieder die rechte geworden sein wird.

XIV.

Die Verfolgungen der apostolischen Gemeinden.

Was einen Werth besitzt, das wird sich im Feuer bewähren. Die erdigen Bestandtheile des Erzes zerfallen in der Gluth, aber das gediegene Metall wird durch dieselbe nur fester. Alles, was keine Prüfungen bestehen kann, ist unächt und nicht werth, dass man es noch weiter pflegt; die innere Kraft tritt erst in den Leiden hervor. Wir dürfen daher Niemanden bedauern, der durch trübe Erfahrungen reifen soll, wenn er nur die Kraft besitzt, seine Schmerzen in Geduld zu tragen. Angriffe sind dem Guten zu seiner Entwickelung ebenso nöthig, als Gewitter und Regenschauer den Saaten. Der Kampf von Außen und Innen muss dazu kommen, um die geistigen Kräfte zu wecken und zu stählen; und die Reibungen sind nothwendig, damit die Wahrheit erkannt werde. Wo etwas Tüchtiges in der Welt aufgetreten ist, da hat es deshalb auch nie an Verfolgungen gefehlt. Der Irrthum fühlte sich in seinen Grundvesten angegriffen, wo die Wahrheit erschien, und kämpfte mit aller Erbitterung um die Herrschaft über die Gemüther. Je reiner das Leben des Geistes sich zeigte, und je stärker es war, um so erbitterter waren auch die Angriffe gegen das, was es verwirklichen wollte. — Es darf uns daher nicht wundern, dass das Christenthum bei seiner Erscheinung auf Erden von den verschiedensten Verfolgungen zu leiden hatte.

Am Anfange hatte man die Lehre Jesu wenig beachtet; und als Christus das Opfer des Hasses geworden war, glaubten die

Mächtigen des jüdischen Volkes sich um seine Jünger wenig kümmern zu dürfen. Denn nachdem das Haupt gefallen war, schienen die Glieder der kleinen Gemeinschaft rathlos verloren zu sein. Aber nicht lange konnte man in dieser Geringschätzung auf das Christenthum hinabsehen. Es breitete sich unglaublich schnell über die ganze bekannte Welt aus. Sehr günstig war es dabei für die Apostel und ihre Freunde, dass die römische Herrschaft sich damals soweit ausgedehnt hatte. Rom war der Mittelpunkt eines Reiches, das sich vom atlantischen Ocean bis über den Euphrat und Tigris erstreckte. Ein Wille gebot in Spanien, Gallien, Italien, in Griechenland und allen seinen Nebenländern; römische Beamte herrschten in Kleinasien, Syrien, Arabien; das ganze nördliche Afrika gehörte zu demselben Reiche, Theile von Persien gehorchten den römischen Legionen, und in Britannien waren die kaiserlichen Adler aufgepflanzt. Solche große Macht war in Europa noch nie Einem Volke zu Theil geworden. Und die Länder Roms waren nicht äußerlich nur an einander gebunden, sondern trotz aller inneren Verschiedenheit auch zu Einem Reiche vereinigt. Die Gesetze Roms galten überall, die Sprache der Gebieter musste allenthalben erlernt werden, die römischen Heere hielten an allen Enden die Ordnung aufrecht, aus den entferntesten Gegenden wanderten die Abgaben nach der Hauptstadt der Welt, und auch kleinere Städte bemühten sich mit Rom in Verbindung zu treten. Vorzugsweise vereinigte der Handel die Unterthanen des ungeheuren Gebietes. Ungestört konnte der Osten und Westen seine Waare austauschen, keine Zölle traten hindernd entgegen. — Diese Vereinigung in dem Weltreiche war der Ausbreitung des Christenthums sehr förderlich. Bald wusste man in allen größern Städten von der neuen Lehre, welche in Palästina aufgetreten war. Es lag in der Natur der Sache, dass gerade die Bewohner der Städte zuerst das Evangelium annahmen; sie hörten durch ihre kaufmännischen Verbindungen früher davon, als die Landleute, und waren auch durch ihre größere Bildung eher geneigt, darüber nachzudenken, als diese. Von den Städten verbreitete sich dann die neue Lehre auf das platte Land, und dieses schloss sich oft auch

äußerlich an den Ort an, von welchem es das empfangen hatte, was ihm als das Theuerste erschien. Nicht lange dauerte es, und es hatten sich Christengemeinden in Syrien und Kleinasien gebildet. Nach Persien soll Petrus gekommen sein und auch hier Gemeinden gegründet haben. Von Bartholomäus wird erzählt, dass er in Arabien wirkte, und Griechenland, Illyrien und Italien zählten noch zur Zeit der Apostel eine nicht unbedeutende Anzahl von Christen. — So hatte sich die christliche Wahrheit im Stillen ausgebreitet und stand bereits kräftig da, als die Verfolgungen über die Gemeinden kamen.

Wir finden nun zunächst Angriffe, welche von der Synagoge zu Jerusalem ausgehen. Diese sah sich in ihrer Stellung bedroht, wenn ein Evangelium Wurzel fasste, welches von einer bevorzugten Stellung des Priesterthums nichts wusste und auf Gelehrsamkeit keinen Werth legte. Doch fühlte sich der Hoherath so sicher in seiner angemaßten Stellung, dass er es unter seiner Würde hielt, mit Ungelehrten sich in einen ernstlichen Streit einzulassen. Durch Verachtung des „unwissenden christlichen Volkes" hoffte er am leichtesten die ganze Sache einschlafen zu lassen. Man machte also anfänglich sehr wenig Umstände mit dem Christenthum und hielt es für unmöglich, dass es aufkommen konnte. Wenn man die Christen verächtlich „Nazaräer" nannte, so meinte man ihre Unbedeutendheit genügend bezeichnet zu haben und glaubte zuversichtlich, dass der ganze Streit nach einigen Jahren in sich selbst erloschen sein würde. Weil man das Christenthum nicht kannte, so verfuhr man nach der klugen Weise Derer, die sich in eine stolze Zuversichtlichkeit hüllen und nicht mehr von einer Sache reden wollen, als sie nach ihrer Meinung werth ist. Als der Hoherath später die innere Macht des Christenthums bemerkte, konnte er sich auch nicht zu durchgreifenden Maßregeln entschließen. Er hatte die Ansicht, die Apostel sollten „bedroht" und zum Schweigen verurtheilt werden; als sie aber erklärten, sie dürften nicht schweigen, wagte man nichts gegen sie zu unternehmen, sondern ließ sie gewähren. Die Synagoge schwankte selbst in ihren Ansichten und fühlte sich nicht recht sicher, wenn schon sie nicht den Muth

hatte, den eigentlichen Grund ihrer Unsicherheit aufzusuchen. Die Kühnheit einzelner Christen rief dann zwar vorübergehend einen Zorn bei den Vätern des Jüdischen Volkes hervor, und es wurden von Zeit zu Zeit heftige Verfolgungen über die „Nazaräer" verhängt, aber man führte sie nicht consequent durch. Wenn auch Stephanus und mancher Andere die Wuth der Hohenpriester empfand, so fehlte den Verfolgungen doch der Nachdruck, welcher nothwendig gewesen wäre, um den Gemeinden empfindliche Wunden zu schlagen. Auch Herodes Agrippas ließ sich verleiten, um die Gunst des Volkes zu erwerben, eine Verfolgung der Christen vorzunehmen. Da ihn aber kein Grundsatz dabei leitete, er auch vom Christenthum nur den Namen kannte, so vermochte seine Handlungsweise der Gemeinschaft keinen Abbruch zu thun, wenn es ihm auch gelang, Einzelne in's Unglück zu stürzen. Mehr Schaden fügten Essäer und Pharisäer den Christen zu, weil sie um ihre Grundsätze und ihre Stellung kämpften.

Verderblicher als diese Verfolgungen schienen den Christen solche zu werden, welche sich in ihrer *eigenen Mitte* erhoben und dahin gingen, das reine Evangelium zu verunstalten. Diese Bestrebungen, welche aus der menschlichen Schwachheit entstehen, sind immer die gefährlichsten, da sie den Nerv der Wahrheit treffen und sich *nicht offen* als Feinde gegenüberstellen, sondern „Freunde" sein wollen. — Auch schon zur apostolischen Zeit versuchten Einzelne ihre unreifen Anschauungen mit christlichen Gedanken in Verbindung zu setzen und so eine Menge abentheuerlicher Verzerrungen zur Erscheinung zu bringen. So trat in Samaria *Dositheus* auf, welcher sich auf die prophetischen Stellen des alten Testamentes berief und vorgab, er sei der verheißene Prophet der Zukunft. Seine Lehre forderte die strengste Enthaltsamkeit, ihm schienen die mosaischen Vorschriften deshalb ungenügend. Er wollte ein *rein geistiges* Leben führen und nahm daher so wenig Speise zu sich als möglich. Man fand ihn in einer Höhle verhungert. — *Simon Magus*, von dem die Apostelgeschichte erzählt, scheint auch das Haupt einer samaritanischen Secte gewesen zu sein und ziemlich viele Anhänger um sich

versammelt zu haben. Er soll ein „Zauberer" gewesen sein, also wohl ein Mensch, der die magischen Kräfte der Natur zu erforschen und sich dienstbar zu machen suchte. Das Christenthum war ihm als eine geheimnissvolle Naturkraft merkwürdig, und er sah in Jesu nicht den tief durchgebildeten Menschen, der von dem Geiste der Wahrheit geleitet wurde, sondern eine Art Zauberer, der Wunder thun konnte, und dem die Kräfte der Natur unterthan waren. Bei den Aposteln ist ihm, dem eiteln, thörichten Menschen, nur das äußerlich Ungewöhnliche merkwürdig gewesen; er sah, dass diejenigen, welchen sie die Hände auflegten, mit höherer Kraft ausgerüstet wurden. Und er führte diese Wirkung nicht auf die Macht des Geistes, sondern auf zauberhafte Wirkungen zurück, die in den Händen lägen. Seine unsittliche Lebensanschauung, die sich bis zur Gemeinheit verliert, zeigt sich dann am deutlichsten in der Ansicht, dass man mit Geld eine Kraft erkaufen könnte. Er ist der Vorgänger jener niedrigen Seelen, die das Christenthum rein äußerlich auffassen und sich um des Gewinnes willen zu demselben bekehren. — Auch Menander schließt sich den ersten Sectyrern an, der auch als „Gottmensch" auftrat und einzelne schwache Anklänge an das Christenthum in seine Lehre mischte. Von ihm und seinen Freunden hörte man wohl in oberflächlicher Anschauung die Idee aussprechen, dass Gott sich den Samaritern als Vater, den Juden als Sohn und den Heiden als Geist offenbart habe. — Was die Erfüllung der Prophezeihungen betraf, so mussten sich die Ansichten in Palästina ebenfalls sehr mannichfaltig gestalten. Es lebte die Hoffnung auf eine Wiederkehr Jesu in allen Gemüthern, die vom Christenthum berührt waren. Aber nur Wenige fassten dieselbe geistig auf und vermochten die Wahrheit von den überspannten Ausführungen derselben zu unterscheiden. Die Neigung war sehr groß, sich das Wiederkommen Jesu sinnlich zu denken und es in der nächsten Zukunft bestimmt zu erwarten. Daher bildete sich bald die Lehre der sogenannten Chiliasten aus, welche von einem tausendjährigen Reiche des Erlösers träumten, bei dem es bald hieß, dass es tausend Jahre nach der Erschaffung der Welt anfangen sollte, bald, dass es tau-

send Jahre selbst dauern werde. — Sobald man sich auch mit der äußern Auffassung der Person Jesu zu beschäftigen anfing und sich ein Dogma darüber bilden wollte, musste man auf sonderbare Gedanken kommen. Es schien Vielen unwürdig, sich den Leib Jesu so irdisch zu denken, wie unsern eignen Körper. Auch meinten Einige, dass der Körper der eigentliche Sitz der Sünde sei, und dass deshalb Keiner, der einen wirklichen Leib habe, ohne Sünde sein könne. Man vermochte nun keinen andern Ausweg zu finden, als dass man sagte, Christus habe einen „Scheinkörper" gehabt, um sich uns verständlich zu machen, aber nur scheinbar habe dieser Leib ihn umgeben, er sei kein eigentlicher Körper gewesen. Man suchte diese Ansicht auf einzelne Berichte zu stützen, die uns von Christo nach seiner Auferstehung mitgetheilt sind, nach denen er sagte, die Jünger möchten ihn nicht anrühren. Man pflegte Diejenigen, welche diese Ansicht aufstellten, Doketisten zu nennen.

Es ist unzweifelhaft, dass diese Secten dem Christenthum Schaden zugefügt haben, indem sie das Urtheil verwirrten und bei Vielen eine Abneigung gegen die Wahrheit hervorrufen mussten, welche die Zusätze und Entstellungen nicht von dem reinen Christenthum zu unterscheiden vermochten.

Es hat aber auch zur Zeit der Apostel nicht an offenbaren Verfolgungen von dem römischen Staate gefehlt. Die Römer waren in religiöser Beziehung eigentlich gleichgiltig und haben nie directe Versuche gemacht, die unterworfenen Völker zu ihrem Religionssystem zu bekehren. Sie ließen, wie sie sich einst stolz ausdrückten, den Besiegten „ihre erzürnten Götter." Aber sie wollten eine politische Einheit in ihrem Reiche herstellen und hielten es darum auch für nothwendig, dass Alle den in Rom anerkannten Göttern Ehrfurcht spendeten, die öffentlichen Opfer nicht nur nicht verhöhnten, sondern auch an die wahrsagende Stimme, welche damit verbunden sein sollte, glaubten. Durch solchen gemeinsamen Glauben suchten sie die Gesetzgebung zu unterstützen, ja, sie behaupteten wohl, wer nicht den Göttern gehorche, werde auch nicht den Geboten des Staates Folge leisten. Auch schien

es ihnen nothwendig, um ihre Heere unwiderstehlich zu machen, dass Alle, die darin kämpften, für dieselben Götter zu streiten glauben sollten. Es hängen auf diese Weise die Christenverfolgungen mit den Staatsgrundsätzen zusammen. Jede Staatsreligion ist in ihrer Weise unduldsam. Und je kräftiger der Staat geleitet wurde, um so heftiger sind auch die Angriffe gegen das Christenthum gewesen. Die schlechtesten Kaiser, welche von wenig Energie beseelt waren, sind in der Regel, wenn nicht besondere Ursachen dazu kommen, duldsam, während ihrer Regierung siecht die ganze menschliche Gesellschaft, und es wird Alles geduldet. Unternehmen solche schwache Regenten auch eine Verfolgung, so ist diese für den Augenblick schrecklich und zeigt uns die grausamsten Bilder der Verwilderung, aber sie wird nicht grundsätzlich fortgesetzt und ist nicht gegen das Leben des Christenthums selbst gerichtet. Aber die besten Kaiser sind aus Ueberzeugung gegen die Christen unduldsam. Sie wollen den Staat zusammenhalten, ihn in allen seinen Gliedern von Einem Willen belebt sehen und fangen daher an, die widerstrebenden Grundsätze der Christen, welche über den Gehorsam gegen den Staat den Gehorsam gegen Gott stellen, mit aller Gewalt zu unterdrücken und wollen nicht eher ruhen, als bis sie ihr Ziel erreichten.

Alle Verfolgungen der römischen Kaiser beriefen sich auf ein altes Gesetz, welches Cicero so ausspricht: Keiner soll seine besondern Götter haben, und Keiner soll neue Götter einführen. Wenn die Christen die Verehrung vor den römischen Götzen verweigerten und einen besondern Gott anbeteten, so musste der römische Staat, welcher sich auf wissenschaftliche Untersuchungen nicht einließ, sehr leicht ein verdammendes Urtheil über sie sprechen. Was er dann von Christo hörte, erschien ihm nicht anders, als dass er ein „neuer Gott" sei, den man einführen wolle. Leicht ließ sich auch von diesem Gesichtspunkte aus eine Verdammung und Bestrafung der Christen durchsetzen. — Aber man machte denselben auch den Vorwurf, dass sie politische Zwecke verfolgten. Unerhört erschien jenen Gewalthabern der Gedanke, dass ein Bürger nicht

unbedingt der Obrigkeit sich unterwerfe. Friedliche Leute schienen die Christen, aber sie wagten doch über die Gesetze der Kaiser nachzudenken, sie wollten dieselben nicht befolgen, wenn sie nicht mit ihrem Gewissen stimmten. Das waren, wie man meinte, gefährliche politische Neuerungen, die zur Auflösung der ganzen Staatsmaschine führen mussten. Das sah man als eine Art Verschwörung an, welche in den geheimen Zusammenkünften der Christen gepflegt wurde; das war eine Revolution, die den Untergang alles Bestehenden herbeiführen musste. Wo sollte man diese Leute unterbringen? „Heiden" und „Juden" kannte man. Deren Grundsätze schienen nicht verderblich, diese hatten auch eine geschichtliche Vergangenheit, die sie ehrwürdig machte. Aber „Christen" waren Neulinge, unreife, überspannte Menschen, die an allen Enden schwärmten, von mächtigen Umgestaltungen in der Zukunft, wie sie selbst sagten, von einer Zerstörung der römischen Herrschaft durch Gottes Gericht träumten. Diese konnten gefährliche Verwickelungen herbeiführen und jedenfalls die Kraft des Staates abschwächen. Deshalb wurden „Diejenigen," welche weder „Juden" noch „Heiden" sein wollten, verfolgt. Gegen die Höherstehenden schritt man dadurch ein, dass sie „verbannt" wurden. Indem sie auf solche Weise ihr Vaterland und häufig ihr Vermögen verloren, glaubte man sie „unschädlich" gemacht zu haben, und eine weitere Rache forderte der Staat nicht. Die Niedrigen mussten schwerer leiden. Da Entziehung des Vermögens für sie keine Strafe gewesen wäre, sind sie meistens zum Tode verurtheilt.

Nach den besondern Eigenthümlichkeiten der einzelnen Kaiser und den obwaltenden Zeitverhältnissen gestalteten sich die Verfolgungen der Christen auch in besonderer Weise. Tiberius hatte in seinem unsittlichen Leben die Kraft verloren, ein eigenes Urtheil über eine Religion aufzustellen, ihm war sinnlose Schwelgerei Alles. Es war bei ihm daher keine Ueberzeugung, wenn er, wie Tertullian erzählt, darauf angetragen hat, Christum für einen Gott zu erklären und ihn auch unter die Zahl der römischen Gottheiten aufzunehmen. Sollte die Erzählung wahr sein, woran sehr zu zweifeln ist, so war es Despotenlaune, was ihn dazu trieb.

Unter Claudius sind Juden und Christen in gleicher Weise behandelt und aus Rom verbannt. Auch dieser entsittlichte Mensch konnte keine Ansicht haben, sondern nur nach der jedesmaligen Laune und nach den Wünschen der Weiber entscheiden, die ihn beherrschten. Die Juden hatten Unruhen angestiftet; und da die Christen auch aus Palästina stammten, so sind sie mit ihnen als Eine Secte von den Gerichten ausgewiesen. Die gräßliche Christenverfolgung unter Nero zeigt uns das Wüthen eines Wahnsinnigen. Kaum ist es möglich, sich einen andern Grund für die blutigen Thaten dieses Kaisers gegen die Christen zu denken, als die blasse Furcht, die ihn zum Unsinn trieb. Gewissensbisse in seinem Innern, Angst vor der Volksrache vermochten ihn, die Schuld von dem Brande Roms auf die Christen zu schieben. So konnte er sich vor seinen Feinden auf dem Throne behaupten und hatte zugleich eine Gelegenheit, seine grausame Lust an den Todesopfern zu weiden. Wie bekannt, ließ er sie hinrichten, kreuzigen, in die Felle von wilden Thieren einnähen und den Hunden vorwerfen, auch in brennbare Stoffe hüllen und anzünden, daß sie als Fackeln dienen mußten. Lange dauerte nach dieser Verfolgung der Schrecken unter den Christen fort, und sie pflegten Nero als den „Antichrist" anzusehen und sein Wiederkommen zu fürchten. Aber durch solche rohe Gewalt konnte der Nerv des Christenthums nicht getroffen werden. Als unter dem edlen Vespasian die Zerstörung des jüdischen Staates und die Eroberung Jerusalems stattfand, wurden die Christen mittelbar auch von den Leiden ihrer Stammesgenossen getroffen. Da sie aber die Empörung der Juden gegen Rom nicht billigten und sich in diesem ganzen Kriege der wildeste Parteigeist erhob, der die Bürger des eignen Volkes zerfleischte, so zogen die Christen aus Jerusalem fort und verhielten sich still zu Pella am Jordan. Der despotische Domitian erließ dann wieder eine Verfolgung gegen sie, in der sich nicht Grundsätze, sondern Schwäche offenbarte. Er leitete das Staatsruder mit schwacher Hand, beschimpfte die römischen Legionen durch Erkaufung eines Friedens und suchte Geldmittel durch Erpressungen und Verfolgungen zu bekommen. Unter ihm sind die Christen besonders

mit Confiscation ihres Vermögens bestraft. Er durfte das thun, weil der Volksgeist im Allgemeinen gegen das Christenthum war und häufig Unruhen gegen die Bekenner desselben herbeiführte. Nerva war ein entschiedener Feind aller Angeberei und forderte daher, dass alle Knechte und Freigelassenen, welche gegen ihre Herren aufgetreten waren, hingerichtet würden. Es sollte keine Anklage mehr von abhängigen Leuten gegen ihre Vorgesetzten angenommen werden. Deshalb hörten die Angebereien der Christen auf; es sollte bald kein Verbrechen mehr sein, zum Christenthum sich zu bekennen. — Aber nur kurze Zeit währte dieser Frieden. Nach der Regierung des Nerva folgte der mächtige und große Trajan, und ein gewaltiger Sturm brauste über die Christengemeinden daher, Trajan verfolgte sie aus Grundsatz. Er war durchdrungen von der Idee der alten römischen Größe, und das mächtige Reich herzustellen und es zum Siege über den ganzen Erdkreis zu führen, war das Streben seines kühnen Geistes. Stark konnte aber nach seiner Ueberzeugung nur das Volk sein, welches von Einer Staatsreligion zusammengehalten wurde. Um jede Schwächung zu vermeiden, sollte daher das Christenthum vernichtet werden. Es war damals der jüngere Plinius als Statthalter von Bithynien und Pontus in einer Gegend, in der sich sehr viele Christen befanden. Sein menschenfreundliches Gemüth hielt ihn von der Strenge fern; er bemühte sich das Christenthum kennen zu lernen und heraus zu bringen, ob dasselbe gegen die Staatsgesetze verstoße. Er konnte aber bei seiner rechtschaffenen und unbefangenen Art zu forschen nichts Gefährliches entdecken und suchte deshalb die Angeklagten zu schonen, soviel es nur möglich war. Sein Freund Tacitus sprach sich nicht so milde aus, sondern forderte, dass jede Religion, welche mit der Staatsreligion nicht stimmte, unterdrückt werden solle, da sie durchaus etwas „Neues und Schlechtes" sein müsse. — Plinius erhielt von Trajan auch wohl überlegte und leidenschaftslose Vorschriften. Er sollte nämlich einen sorgfältigen Unterschied unter den Angeklagten machen, nie unnütze Härte anwenden, durch Ueberredung wirken und namentlich Die, welche zur Staatsreligion zurückkehren wollten,

nicht weiter verfolgen. Es müsse nur darauf gedrungen werden, dass Alle, die Götter anriefen, den Büsten der Götter Weihrauch streuten und Christo fluchten. Vielfach ist das Gemüth des Statthalters mit diesen ernsten Forderungen in Zwiespalt gerathen, doch hielt Plinius bei aller persönlichen Güte auch aus Ueberzeugung die Vernichtung des Christenthums für nothwendig.

Sehen wir, wie die Christen den verschiedenen Verfolgungen gegenüber sich benahmen, so müssen wir der Wahrheit gemäß gestehen, dass durchaus nicht Alle standhaft waren. Es sind zur Zeit des Trajan Viele abgefallen und haben die erkannte Wahrheit verleugnet. Manche sind offenbar noch nicht recht in die Tiefe des Christenthums eingedrungen gewesen und haben von demselben nur neue Gebräuche und einige neue Lehren gekannt. Von diesen nimmt es nicht Wunder, wenn sie die Kraft nicht hatten, für ihre Ueberzeugung Opfer zu bringen. Andere beredeten sich, dass sie ja in sich Christen bleiben könnten, wenn sie auch äußerlich zur Anbetung der Götter sich zwingen ließen. Sie hielten diese Art der Heuchelei für erlaubt, weil sie ja aus „Noth" geschehe. Auch haben sich gewiss nicht Wenige damit vor ihrem Gewissen zu entschuldigen gesucht, dass sie erklärten, man müsse der Obrigkeit gehorchen; und wenn diese etwas Unrechtes verlange, so habe sie die Schuld der Sünde auf sich geladen, der Unterthan aber hätte nicht anders handeln können. An diesen und ähnlichen Ausreden hat es der Schwäche niemals gefehlt. — Doch gab es auch eine Anzahl treuer Christen, welche eine Unwahrheit mit ruhiger Ueberlegung nicht über ihre Lippen bringen mochten und fest bis zu ihrem letzten Augenblicke aussprachen, was sie für das Rechte hielten. Die apostolische Zeit hat ihre klaren, entschiedenen und besonnenen Märtyrer.

Alle Verfolgungen konnten dem Christenthum selbst nicht schaden, sondern trugen zu seiner Verbreitung bei. Denn jeder treue Bekenner war ein gewaltiger Prediger der Wahrheit. Die ihn hatten sterben sehen, mussten die Macht des Christenthums bewundern, solche Kraft im Leiden und Tode konnte kein Aberglauben geben. Und solche, welche verbannt wurden oder sich

durch die Flucht in andere Länder der Verfolgung entzogen, verbreiteten ihre Ueberzeugung mit Wort und That an den entferntesten Enden. — Dann trugen die Verfolgungen wesentlich auch dazu bei, die innere Reinheit der Gemeinden zu erhalten. Die Scheinchristen konnten das Leben der Gemeinschaft nicht trüben, die heuchlerischen und oberflächlichen Glieder, welche jeder Gemeinschaft großen Schaden bringen, wurde man los, sie fielen von selbst im Sturme ab, und von ihren Grundsätzen war für das Ganze nichts zu fürchten. — Auch mussten sich unter den Gefahren die schönsten Tugenden entwickeln. Es war den Christen die beste Gelegenheit gegeben, ihre Geduld zu zeigen, dass sie auch unter den bittersten Schmerzen und Verfolgungen nicht murrten, sondern still trugen. Da konnten sie sich als Jünger Jesu bewähren und ihm ihr Kreuz nachtragen. Und ihre Demuth musste sich zeigen, indem sie mit dem Geringsten für sich zufrieden waren, Hohn und Verachtung aller Art ertrugen und nur den Sieg der Wahrheit herbeiwünschten. Herrlich glänzten in der trüben Zeit der Verfolgungen ihre Tugenden. Ihre Feinde wollten ihnen Schaden zufügen und sie verderben. Weil sie aber mit ihrem Geiste und ihrem Herzen an Gott hingen, so verwandelte sich für sie in Segen, was ihnen ein Fluch sein sollte.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

Zweiter Theil.

Das zweite und dritte Jahrhundert.

Zweiter Theil.

Das zweite und dritte Jahrhundert.

XV.

Die Zusammenstellung der neutestamentlichen Schriften.

Die religiösen Streitigkeiten, welche in der Gegenwart mit so großem Eifer und so wenig Verstand geführt werden, beziehen sich zum großen Theil auf die Schriften, aus denen man die Wahrheiten des christlichen Glaubens abzuleiten pflegt. Die Gegner des Christenthums meinen, daſſ sie demselben den Boden unter den Füßen entzogen hätten, wenn sie die Schriften angreifen, auf denen es zu beruhen scheint; und sie vergessen, daſſ das Christenthum viel älter ist als die Bibel. Die Andern aber, welche in geistloser Weise sich zu Vertheidigern der Religion Jesu aufwerfen, geberden sich wie unsinnig, wenn man nach einem wirklichen Verständniſſ des Buches sucht, in dem die Wahrheit zu finden ist. Eine ehrliche geschichtliche Betrachtung verschafft uns am besten Klarheit über die Schriften, welche unsre Bibel enthält. Wir werden uns zu fragen haben, welche religiösen Bücher haben die Christen in jener Zeit überhaupt besessen, wie ist unter diesen eine Auswahl getroffen, und was sollte eine solche Sammlung für einen Werth haben.

Im ersten Jahrhunderte hat Niemand es für nöthig gehalten, Nachrichten über das Leben Jesu zu sammeln. Dasselbe war noch so bekannt und hatte einen solchen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, daſſ man es nicht für möglich hielt, es könne etwas davon vergessen werden. Seine Lehre war mit kurzen aber

leuchtenden Worten jedem Christen ins Herz geschrieben, er bedurfte daher nicht des todten Buchstabens, um sie kennen zu lernen. Und die christlichen Sitten wurden von selbst beobachtet, eine gesetzliche Vorschrift hatte man dazu nicht nöthig. Im zweiten und dritten Jahrhunderte aber fühlte man das Bedürfniß, die Erinnerungen an Jesum und die Apostel sorgfältig zu bewahren und sie den spätern Geschlechtern zu erhalten. So entstanden um diese Zeit Schriftstücke, welche sich auf das Leben Jesu bezogen oder Briefe von den Aposteln waren. Da sich aber Viele erlaubten, die Wahrheit durch die Unwahrheit zu vertheidigen und mit ihrer Phantasie die alten Erzählungen auszuschmücken, so wurde Vieles aufgezeichnet, was bei einigem Nachdenken sich als unwahr erwies. Wir finden in jenen Jahrhunderten Evangelien von der Kindheit, von den Leiden und der Auferstehung Jesu, welche in der buntesten Weise und oft recht unwürdig von Wundern erzählten, die schon von dem Kinde Jesu ausgegangen wären, wie dasselbe durch seinen Blick Kranke gesund gemacht habe und Jeder ewiges Leben eingesogen hätte, der es nur anblickte. Zu dem Leiden Jesu war es dann ebenso leicht, Zusätze zu erfinden und die teuflischen Gestalten auszumalen, mit denen er gerungen haben soll. Vor Allem aber konnte sich die Poesie über den merkwürdigen Wandel des Erlösers nach seiner Auferstehung ergehen. Hier lag etwas Geheimnissvolles zum Grunde und erweckte die mannichfachsten Vorstellungen, die oft ein recht gespensterartiges Aussehen bekommen mussten. — Außerdem fanden sich Akten der Apostel vor, die von den abenteuerlichsten Schicksalen berichteten, welche den Aposteln begegnet sein sollten. Besonders waren in denselben die Leiden mit den schreckhaftesten Farben dargestellt, welche die treuen Bekenner der Wahrheit erduldet hätten, auch fehlte es nicht an wunderbaren Rettungen in dem Augenblicke der höchsten Gefahr. Vorzugsweise glänzte in diesen Akten Petrus als der erste der Apostel, und es tritt damals schon etwas die spätere Neigung der Kirche hervor, diesen Apostel auf Kosten der übrigen zu verherrlichen. — Ferner kannte jene Zeit die sogenannten Clementinen, Streitreden des Petrus

mit Simon Magus, in welchen die kirchlichen Ansichten gegen ähnliche Meinungen der Juden siegreich vertheidigt werden. Vorangestellt ist denselben ein Schreiben des Clemens an Jakobus, der als Haupt der ganzen Christenheit angesehen ist. Von diesem Clemens selbst wird berichtet, dass er aus kaiserlichem Geschlecht abstammte und nach vielem Forschen dann endlich in der Kirche des Petrus Frieden fand. — Auch hatte man Nachbildungen der Prophezeihungen der Juden. Was diese außer ihrem alten Testamente von Weissagungen besaßen, das hatte zwar einen vorchristlichen Charakter und konnte deshalb nicht unmittelbar als christliche Prophetie ausgegeben werden. Man hat es aber umgearbeitet, Zusätze gemacht und einzelne Stellen verändert, nur damit es zur Verherrlichung der Christen diene. Ein solches Stück ist das Buch Henoch, welches unstreitig vor Christo entstand und von einer gewaltigen Phantasie zeugt; indem es schildert, wie die Seufzer der gefallenen Engel vergeblich zum Himmel getragen werden. In der christlichen Bearbeitung aus dem zweiten Jahrhundert ist es eine Weissagung auf das Gericht, welches der Menschensohn in seiner Herrlichkeit ausüben werde. Merkwürdig unter diesen Prophezeihungen ist auch die Auffahrt des Jesaias, in der viele verschiedene Elemente unter einander gemischt erscheinen. Aus dem siebenten Himmel nämlich steigt Christus hernieder, um in menschlicher Gestalt die Erlösung auf Erden zu vollbringen; Jesaias aber steigt empor und darf die Herrlichkeit des ewigen Vaters schauen, wodurch er die Kraft gewinnt, den schmerzlichsten Opfertod zu sterben. — Hierher gehören auch die Testamente der zwölf Patriarchen, welche Ermahnungen der Söhne Jakobs kurz vor ihrem Tode an das jüdische Volk enthalten, zugleich aber auch auf Christum hinweisen, der als Hoherpriester und König dargestellt wird. — Gern ergingen sich solche Weissagungen auch in Aussichten, welche den fremden Völkern Erlösung verhießen. Es soll einen alten persischen Propheten, Hystaspes, gegeben haben, dessen Prophezeihungen auf den Weltheiland man noch zu besitzen wähnte. — Viele Auswüchse eines prophetischen Geistes stellte man in jenen Jahrhunderten in den Gesichten zu-

sammen, welche einer eigenthümlichen allegorischen Figur, der Sibylle, in den Mund gelegt wurden. Diese erschien als eine gespenstische heidnische Frau, welche in Betrachtung der Natur vertieft war, ihre geheimnissvollen Kräfte erkannte und deshalb Dinge zu verrichten vermochte, welche den gewöhnlichen Menschen als Wunder erscheinen mussten. Um das Heidenthum aus sich selbst zum Christenthum hinüberzuleiten, wurden acht Bücher sibyllinischer Orakel geschrieben, welche heidnische, jüdische und christliche Dichtungen durch einander warfen und mit der Zeit unmittelbar nach dem Ausbruche des Vesuv beginnen und dann sogar bis ins fünfte Jahrhundert hinein sich erstrecken. — Außer diesen Werken besaßen die christlichen Gemeinden im zweiten und dritten Jahrhundert die sämmtlichen Schriften unsres jetzigen alten und neuen Testamentes. Man hatte also die Geschichtsbücher der Israeliten, ferner ihre poetischen Bücher als das Buch Hiob, den Psalter und die Schriften Salomos, auch schon die Propheten, sowie die sogenannten Apokryphen. Vom neuen Testamente besaß man die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefe und die Offenbarung des Johannes. — Das war die religiöse Literatur, welche in den verschiedenen christlichen Gemeinden vorhanden war.

Wie ist nun daraus eine Auswahl getroffen? Es gab keine einzelne Persönlichkeit, welche Glaubensregeln hätte aufstellen und ein allgemein giltiges Bekenntniss liefern können. Solch eine Gewalt räumte man Niemandem ein, so lange Jeder selbst beurtheilen wollte, was christlich sei. Möglich wäre es gewesen, dass die übrigen Christen sich dem Ansehen eines oder mehrerer Apostel unterworfen und auf ihren Rath als giltige Quelle angenommen hätten, was sie aufstellten. Aber eben so wenig wie Christus hatten seine Apostel die Absicht, den Geist in den Buchstaben zu fesseln und das Leben des Christenthums durch schriftliche Zeugnisse zu beschränken und einzuschnüren. Eine kirchliche Behörde hatte man aber auch nicht, welche unter den verschiedenen Schriften hätte unterscheiden und einige als ächtchristlich herausheben können. — Es wäre noch möglich gewesen,

dass zur Feststellung der urchristlichen Grundsätze ein Concil zusammengetreten wäre und mit strenger Wahrhaftigkeit untersucht hätte, welche Bücher die Lehren Jesu treu wiedergäben, und in welchen Fabeln und Zusätze enthalten seien. Es ist in dem zweiten und dritten Jahrhundert nicht mehr ungewöhnlich gewesen, die Christen zu größern Kirchenversammlungen zu berufen; und man hat ihnen nicht allein Fragen des wirklichen Lebens, sondern auch Glaubensmeinungen zur Beurtheilung vorgelegt. Auch forderte man, dass solche Angelegenheiten durch Stimmenmehrheit entschieden würden, dass also der Einzelne sich der Majorität unterwürfe. — Es ist aber in den kirchlichen Versammlungen nicht darüber entschieden, welche Bücher von den Christen als heilig anzusehen wären, und welche nicht. Diese Frage wurde mit Recht als unwesentlich behandelt, da sie in das Gebiet der Gottesgelehrtheit und nicht in das christliche Leben gehörte. Deshalb sind es nur einzelne wissenschaftlich Gebildete gewesen, die nach ihrer Ueberzeugung ein Urtheil über die den Christen heiligen Schriften abgaben. Es wird uns von Melito berichtet, der die Bücher des alten Testamentes mit Ausnahme der Apokryphen als eine Vorschrift hinstellt, nach der sich die Christen zu richten haben. Dieser Melito war Bischof von Sardes und lebte zur Zeit des Kaisers Marc Aurel. Er hatte sich gründlich in das alte Testament hineingelebt und die mächtigen Anschauungen der Propheten sich in so hohem Grade angeeignet, dass man ihn selbst als einen vom heiligen Geiste erfüllten Propheten anzusehen pflegte. Nach seiner Ueberzeugung genügte es, den Geist des alten Testamentes festzuhalten, und man müsse damit auch das volle Christenthum erlangen. Lange Zeit begnügte man sich daher auch mit dem Lesen in den Propheten und den Psalmen. Origenes wurde dann von seinem richtigen Gefühl geleitet, auch die Bücher der Makkabäer den übrigen Geschichtsdarstellungen des alten Testamentes gleich zu stellen. Und es ist ihm zu danken, dass er auf diese Schilderung des heldenmüthigen Geschlechts hinwies und dadurch den Christen noch mehr Gelegenheit gab, den hohen Sinn und die auf Gott gerichtete Thatkraft der Besten des israelitischen Volkes

kennen zu lernen. Der ernste Ton, in welchem diese Bücher geschrieben sind, stimmt vollkommen mit den Erzählungen in den Büchern des Moses überein. Doch im zweiten Jahrhundert regte sich bereits vielseitig der Wunsch, in besondern Schriften das Eigenthümliche des Christenthums darzulegen und einem Verschwimmen des Christlichen und Jüdischen vorzubeugen. Man fürchtete, die einzelnen schon vorhandenen schriftlichen Ueberlieferungen aus dem Leben Jesu und die Briefe der Apostel könnten verloren gehen. Deshalb unternahm es Marcion eine Sammlung ächt christlicher Schriften zu veranstalten. Er war in der Kirche Kleinasiens aufgewachsen und soll durch seinen eigenen Vater, den Bischof von Sinope, aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen sein, wie man muthmaßt, wegen einer Jugendleidenschaft. Sein Scharfsinn eignete sich aber das Christenthum mit großer Entschiedenheit an, und er sah in demselben nicht eine schönere Entwickelung des Judenthums, sondern vielmehr den schroffsten Gegensatz zu demselben. Nach seiner Ueberzeugung herrschte im israelitischen Volke die Vorstellung von einem äußern und innern bindenden Gesetze, bei dem von keiner freien Bewegung, also auch von keiner Seligkeit die Rede sein kann. Das Christenthum dagegen habe diese Knechtschaft aufgehoben und wolle, daß der Mensch unter dem freien Geiste stehe, der ihn von selbst zu Gott zieht, und der sich keinen Zwang gefallen läßt. Um das eigenthümlich Christliche recht festzuhalten, ja um seinen Gegensatz gegen das Jüdische aufs Bestimmteste auszusprechen, entschließt er sich ein Buch den Christen in die Hand zu geben, welches die rein christlichen Elemente enthalten soll. Nach der Ansicht des Marcion ist aber das Evangelium schon durch die verschiedenen evangelischen Darstellungen getrübt, und selbst die Apostel haben schon jüdische Anschauungen in dasselbe hineingetragen. Er giebt uns deshalb ein neues Testament, welches nur Ein Evangelium enthält. Er hielt sich in demselben an die Erzählung des Lukas und meinte auf diese Weise eine größere Bestimmtheit in die christlichen Vorstellungen über das Leben Jesu zu bringen. Die äußerlich sich widersprechenden Berichte von den Ereignissen und Thaten, die in den andern

Bearbeitungen von den Schicksalen des Erlösers vorkommen, waren hiermit beseitigt. Man behauptete auch, dass Marcion aus diesem Einen Evangelium Alles entfernt habe, was ihm mit seiner Ansicht von Jesu nicht übereinstimmte. Außer dem einen Evangelium stellte Marcion zehn Paulinische Briefe als ächt hin und wollte von den übrigen Schriften nichts gelten lassen.

Aber nicht Viele hielten sich an das neue Testament des Marcion. Es wurde von verschiedenen Bischöfen geltend gemacht, dass man dieselben Gründe für die andern evangelischen Erzählungen aufzustellen habe, und dass es nicht ehrlich wäre, nur den einen Bericht und nur die eine Auffassung allen Christen aufnöthigen zu wollen. Das war eine richtige Grundanschauung. Diejenigen, welche es nun unternahmen, neben das eine Evangelium des Marcion noch drei andere zu stellen, haben wohl eingesehen, dass diese vier Berichte über das Leben, die Wunder, die Leiden, die Auferstehung Jesu nicht übereinstimmen; sie waren aber so gewissenhaft, offen einzugestehen, dass sie nicht mehr wüssten, welche von den vier evangelischen Darstellungen ausschließlich richtig sei. Sie haben sich daher nicht getraut, wissenschaftlich diesen Streit zu entscheiden, und forderten im Kampfe mit Marcion, dass vier Evangelien, die Apostelgeschichte, dreizehn Paulinische Briefe, ein Brief des Petrus und ein Brief des Johannes als wahrhaft christlich angesehen werden sollten. Diese Ueberzeugung brach sich immer mehr Bahn. Ein Bischof nach dem andern sprach sich dafür aus, und im Laufe der Zeit erkannte die Mehrzahl der Christen die bezeichneten Schriften als Quelle der Erkenntniss der christlichen Wahrheit an. Die übrigen Bücher aber, welche wir außerdem in unserem neuen Testamente finden, also: den zweiten Brief des Petrus, die beiden spätern Briefe des Johannes, den Brief an die Hebräer, den Brief des Jakobus, des Judas und die Offenbarung des Johannes hat man in diesen Jahrhunderten nicht allgemein anerkannt. In der Kirche herrschten darüber verschiedene Ansichten.

Wenn es also nicht Einzelne waren, die das neue Testament zusammenstellten, so ist es eigentlich die christliche Gemein-

schaft gewesen, die es geschaffen hat, geführt von Denen, welche die Bedürfnisse des Volkes verstanden und gebildet genug waren, um für das Wesentliche zu sorgen. Wonach aber urtheilten diese Führer der Menge? Worauf legten sie Werth, wenn sie eine Schrift verwarfen und die andere gelten ließen? — Sie sind recht sorgfältig zu Werke gegangen und haben, soweit als ihnen möglich war, Erkundigungen eingezogen, ob die betreffende Schrift auch wirklich von dem herrührte, der als Verfasser genannt war. Bis zur vollständigen Gewissheit haben sie diese Untersuchungen aber nicht fortsetzen können; sie mussten sich am Ende auf Treue und Glauben verlassen. Dann haben sie sich zu überzeugen gesucht, ob der Verfasser seinem Charakter nach zuverlässig war. Eine absichtliche Unwahrheit haben sie nicht zu fürchten gehabt, aber eine übertriebene Darstellung, eine Verherrlichung auf Kosten der Wahrheit. Mit Sorgfalt sind sie auch darauf bedacht gewesen, ob vielleicht von fremder Hand Zusätze in die Bücher hineingekommen sein könnten, oder wohl gar Schreibfehler der Abschreiber den Sinn entstellt hätten. Diese äußere Kritik ist von den wissenschaftlich Gebildeten des ersten und zweiten Jahrhunderts mit Ernst und Strenge sogar geübt worden; und unsere heutigen Kritiker dürfen sich darüber nicht gar zu stolz erheben. Aber das ist gewiss, auf die innere Kritik haben jene Christen einen viel größern Werth gelegt. Den Inhalt der Bücher haben sie sorgsam gelesen, dabei störten sie nicht die ganz verschiedenen Ansichten und die bildlichen Ausdrücke. Sie wussten die sittliche Bedeutung herauszuerkennen. Und was nach dem in ihnen lebenden christlichen Bewusstsein als wahr erschien, das haben sie anerkannt und in ihre Bibel aufgenommen.

Und lassen wir auch nur nach ihrem ganz allgemeinen Inhalte die verschiedenen literarischen Erzeugnisse der beiden Jahrhunderte an uns vorübergehen, so müssen wir den richtigen Blick Derer anerkennen, welche die neutestamentlichen Schriften ausgewählt haben. Wie geschickt sind bloße Sagen und abenteuerliche Erzählungen fern gehalten! Alles, was einen kleinlichen Anstrich trägt, ist vermieden. Und gerade das, was für den innern

Menschen von Bedeutung ist, was er im Leben, in seinem Schmerze, in seinen Kämpfen bedarf, das ist in der mannichfaltigsten Weise zusammengestellt. Und welch ein richtiges Gefühl muss die Gebildeten jener Zeit geleitet haben, dass sie ein Buch als Quelle ihrer Lehre hinstellen, welches nichts von einem System weiß, sondern weit erhaben über die besondern Meinungen der Religion auf das Höhere überhaupt gerichtet ist! Es ist herrlich, dass wir ein neues Testament besitzen, welches die Religion nicht in ein Dogma schlagen lässt, sondern von einer jugendlichen Lebenskraft durchströmt ist, an der sich Jeder ohne Unterschied erfrischen und verjüngen kann.

Haben wir eingesehen, wie das neue Testament entstand, so ist uns auch klar, welche Bedeutung es in dem zweiten und dritten Jahrhunderte nur gehabt haben kann. Was man entstehen gesehen hat, und wozu man theilweise mithalf, das wird man nicht leicht überschätzen. Wer Götzenbilder mit eigener Hand verfertigte, der wird sich nicht vor ihnen niederwerfen und sie anbeten. Denn er weiß am besten, wie viel sie werth sind, und dass sie am Ende nur durch den Stoff, den er dazu nahm, oder durch die künstlerische Behandlung, die er ihnen angedeihen ließ, einen Werth erhalten. Wenn solch ein Künstler nun auch in seiner Eitelkeit und um seines Vortheils willen Andern seine Bilder als Wunder anpreisen sollte, so kann er selbst doch nicht glauben, was er sagt; höchstens vermag er seinen Betrug damit zu entschuldigen, dass er es für heilsam erklärt, wenn das Volk getäuscht wird. — Zu der Zeit, da das neue Testament zusammengestellt wurde, gab es Solche nicht, welche zu einer abgöttischen Verehrung der heiligen Schrift aufforderten; und man hätte auch wohl nicht Viele gefunden, die, nachdem sie sich von dem alten Götzendienst losgesagt hatten, jetzt einen neuen in etwas anderer Art anfangen wollten. Man verehrte daher die Bibel in verständiger Weise. Die darin enthaltene Wahrheit erkannte man freudig an und sprach mit Recht davon, dass die Männer, welche sie ausgesprochen hatten, jedenfalls wahrhaft fromm gewesen und von einem guten Geiste geleitet sein mussten.

Aber man hütete sich, das Walten dieses Geistes ausschließlich auf die Schriftsteller der Bibel zu beschränken, man erkannte es vielmehr überall an, wo sich etwas Gutes regte. Man mochte auch nicht den Geist als eine besondere heilige Person fassen, weil dieser Begriff mit dem geistigen Leben überhaupt nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Es konnte deshalb auch Niemandem in den Sinn kommen, jeden Buchstaben als vom Geiste dictirt anzusehen. Man dachte zu würdig und zu ernst, um solche kindisch spielerische Ideen aufkommen zu lassen. Man legte überhaupt auf die Ausdrucksweise, die Bilder, den äußerlichen geschichtlichen Zusammenhang einen untergeordneten Werth und wollte nur den Geist, der durch die verschiedenen Urkunden weht, in seiner Kraft und in seinem Leben anerkennen.

Es wurde die Bibel zu jener Zeit nicht besonders viel benutzt. Man las wohl Abschnitte aus derselben bei der gemeinsamen Erbauung vor, sah darin aber nicht das Wesentliche der Andacht. Entweder sollte das, was so vorgelesen war, nur eine schlichte Erinnerung an Jesum und die Apostel sein, und es wurde dann nichts darüber gesprochen. Oder man knüpfte an das Vorgelesene in freier Rede an und überließ sich dann, ohne sich an die Worte der Schrift zu binden, den eignen Empfindungen. Vieles musste in jenen Tagen in den Gemeinden geschehen, zu dem die biblischen Darstellungen einen natürlichen Vergleich boten. Unstreitig hat man die Ermahnungen der Apostel dann nützlich angewendet; und Alles, was man von dem Erlöser las, musste kräftig zur Erhebung beitragen. In den Häusern aber wurde die Bibel sehr selten gelesen. Hier war noch Alles unmittelbares Leben, das aus dem christlichen Gemüthe in freiester Weise emporwuchs. Die Andacht bedurfte noch nicht der Anregung von Außen her, um sich zu entzünden. Die meisten Christen wussten durch mündliche Ueberlieferung, was in ihren heiligen Schriften enthalten war, sie durften es nicht erst nachlesen. Und nicht nur betrachten wollten sie, wie das Leben sich im Lichte des Christenthums gestaltet, und wie das irdisch Unvollkommene sich in das Himmlische verklärt; das war ihnen viel zu wenig und zu matt.

Sie wollten beten und aus der Fülle ihrer Seele sich Gott nahen, ihm alle ihre Sehnsucht und Angst bekennen, vor ihm sich auf das Tiefste demüthigen und in ihm die Kraft gewinnen, das Leben zu ertragen und zu siegen. Natürlich war es in solcher Zeit, dass man eines Buches, und wäre es das beste, wenig bedurfte, um sich mit den Seinigen zu erbauen.

So oft aber die heilige Schrift bei der gemeinsamen Andacht benutzt wurde, hielt man eine Auslegung für nothwendig. Es wurde sehr richtig anerkannt, dass Vieles in den biblischen Büchern ohne gründliche Erklärung nicht verstanden werden kann; ja, man sah auch ein, dass manche Ausdrücke zu den schädlichsten Missverständnissen führen konnten. Deshalb stellte man eine Tradition neben die Bibel, d. h. eine mündliche Ueberlieferung, welche die christlichen Grundwahrheiten zusammenstellt. Diese sollte auf das hinweisen, was das Wesentliche im neuen Testamente war, auf die Lehre, welche die Seligkeit in sich schließt. Mit Hilfe solcher Auseinandersetzungen sollte dann in allen Fällen die Eine Wahrheit hervorgehoben werden, an der nach der Meinung der damaligen Zeit die Apostel festgehalten hätten. So wurde der Kern der Tradition das apostolische Bekenntniss, welches zur bessern Uebersicht die drei Grundartikel enthält: den Glauben an Gott, an Jesum Christum und an den heiligen Geist. — — Es ist nicht zu leugnen, dass mit solcher Auslegung der heiligen Schrift großer Unfug getrieben werden kann; und wir haben die traurigen Beweise davon im Mittelalter vor Augen. Wenn die Auslegung nicht eine freie Erkenntniss im Geiste eröffnen soll, sondern sich an überlieferte Bekenntnisse anschließt; wenn dazu der Satz aufgestellt wird, dass nur eine gewisse Klasse unter den Christen im Besitze der wahren Auslegung ist: — dann ist eine solche Tradition der Tod der Wahrheit und ein Mittel, die Geister zu knechten; und es muss als eine Wohlthat erscheinen, eine solche „Erklärung" beseitigt zu sehen. Was aber die Erklärungen der heiligen Schriften im zweiten und dritten Jahrhunderte betrifft, so haben diese nicht solch einen verderblichen Charakter, sondern mussten Segen bringen und waren im Allgemeinen noth-

wendig. Sie sollten durchaus nicht die freie Forschung hindern, sondern sie vielmehr fördern. Sie waren dazu, dass man sich vor gedankenlosem Lesen hüten sollte. Es stand Jedem frei, die Erzählungen der Bibel auf seine Weise aufzufassen; und er wurde deshalb nicht angefeindet, mochte er nun die verschiedenen Berichte von den Wundern als buchstäbliche Wahrheit auffassen oder in ihnen eine bildliche Einkleidung einer Lehre sehen. Es waren in der That die mannichfaltigsten Ansichten über die heiligen Schriften verbreitet: im Ganzen und in den einzelnen Theilen wurden diese in der reichhaltigsten Weise beurtheilt. Und da Jeder selbst denken und nicht Andern nachsprechen mochte, so hat man bei jeder einzelnen Erzählung oft die widersprechendsten Auslegungen erfahren. — Das schadete dem christlichen Leben nicht nur nichts, sondern musste es sogar bedeutend fördern. Die wahre aufrichtige Achtung vor der heiligen Schrift ist dadurch nicht vermindert, sondern man hat sie erst recht verehrt, weil man sie mit Nachdenken las und die Lebenskraft in ihr fand, mit der sie Allem eine schönere Entwicklung verleiht. Man hat aus ihr nicht unfruchtbare Glaubenssätze, nicht Streit und Hochmuth geschöpft, sondern Erhebung des Herzens und den Geist der Liebe, der alles Böse überwindet; man hat, was man las, geprüft und das Beste zu behalten gewusst.

XVI.

Die Stellung des neuen Testamentes zur Gegenwart.

Wir haben gesehen, welche Bedeutung man in dem zweiten und dritten Jahrhunderte den heiligen Schriften der Christen beilegte. Es drängt sich uns dabei von selbst die Frage auf, welche Stellung denselben in der Gegenwart gebührt.

Sehr verschieden sind die Beurtheilungen, welche das neue Testament in unsern Tagen erfahren hat. Einige sehen es als völlig veraltet an und meinen, man müsse es soviel als möglich zu vergessen suchen. Nach ihrer Ansicht ist es eine Sammlung sehr verworrener und unwahrer Berichte, die nur abergläubische Vorstellungen erwecken und befördern können. Es steht nach solcher Auffassung im Gegensatz zur Naturwissenschaft; und man hat nicht selten davon gelesen, dass diese in unserer Zeit einen Kampf mit dem Christenthum begonnen haben soll, in dem das letztere unstreitig unterliegen müsse. Besonders sollen die neuern Entdeckungen der Naturforscher die neutestamentlichen Darstellungen als unhaltbar nachgewiesen haben. Weil man die geheimnissvollen Kräfte der Natur sorgfältiger zu beobachten angefangen hat, als in frühern Zeiten; so hoffen nicht Wenige, dass man ein Buch, wie unser neues Testament, bald abgethan und zu ewiger Vergessenheit verurtheilt haben werde. — Sie glauben auch, dass es sich nur noch durch die Macht der Gewohnheit in seinem Ansehen zu behaupten vermag. — Diese Ansicht kann uns wissenschaftlich keineswegs genügen. Sie verräth ihre Schwäche schon dadurch, dass ein sehr starkes Selbstgefühl hindurchschim-

mert, was mit ernstem Streben nach Wahrheit unvereinbar ist. Auch ist klar, dass die ächte Naturwissenschaft stets bereit ist, eine verborgene Macht anzuerkennen und ein sittliches Gesetz zu achten, dass sie also mit den Grundlagen des neuen Testamentes in keinen Widerspruch gerathen kann. Es ist eine sehr oberflächliche und wohlfeile Bildung, leichtfertig über Schriften zu urtheilen, welche schon geschichtlich eine gewaltige, ja, die größte Bewegung hervorgerufen haben, die je im menschlichen Geschlechte stattfand.

Noch weniger aber kann uns die Meinung derjenigen befriedigen, welche in ihrer Hyperorthodoxie behaupten, jeder Buchstabe der heiligen Schrift sei vom heiligen Geiste dictirt. Diese machen also die Schriftsteller zu todten Werkzeugen, die bewusstlos, also doch wohl im Traume, schreiben und selbst nicht verstehen, was sie mittheilen. Solch eine Ansicht von der sogenannten „buchstäblichen Inspiration" entbehrt so sehr jeder Begründung, dass sie uns eigentlich ganz unzugänglich ist. Denn was sollte man darnach mit seinem neuen Testamente machen? Man darf ja nichts prüfen, nichts vergleichen, weil darin schon ein Zweifel an der buchstäblichen Richtigkeit liegen würde. Und was man dann mit einer „Uebersetzung" anfangen soll, ist auch nicht einzusehen. Man wird bei dem Festhalten an dieser Meinung zu der abgeschmackten und unehrerbietigen Frage geführt, in welcher Sprache denn der heilige Geist geredet habe. Es ist kaum zu glauben, dass unter den Christen solche Gedankenlosigkeit möglich war; und nur der pfäffische Hochmuth der Priester konnte zum eignen Vortheil auf dergleichen Theorien kommen. Eine Schande bleibt es für unsere Universitäten, dass es an ihnen selbst Lehrer gegeben hat, die es gewagt haben, wissenschaftlich Gebildeten solche Auffassungen vorzutragen. Wir dürfen aber wohl behaupten, dass die Lehre von der buchstäblichen Inspiration gerichtet ist, und es nur noch als Absonderlichkeit bespöttelt wird, wenn einzelne Fanatiker dafür eine Lanze brechen wollen.

Eine andere Stellung nehmen aber Diejenigen zum neuen Testamente ein, welche nicht in den Buchstaben desselben,

aber in den darin enthaltenen Glaubenssätzen eine Vorschrift für die christliche Kirche erblicken. Diese wollen die heilige Schrift zu einem bindenden Glaubensbekenntniss machen. Sie fordern, dass man Alles für wahr, d. h. für buchstäblich wirklich halten soll, was uns in dem neuen Testamente mitgetheilt wird. Man soll, so heißt es, an die Erscheinungen der Engel und an Alles, was damit zusammenhängt, glauben; man soll an die Wunder glauben, welche Jesus selbst thut, auch welche mit ihm geschehen sind, man soll an alle Bilder, die wir in der Offenbarung des Johannes finden, glauben. Was aber mit diesem Worte gemeint ist, und was wir denn nun von den Engeln, den Wundern und den Bildern der Offenbarung glauben sollen, das wird nicht gesagt. Diese, die sich selbst gern „bibelgläubig" nennen, befinden sich gewöhnlich in einer argen Täuschung. Sie verlangen, Alles, was im neuen Testamente steht, soll geglaubt werden; sie sind aber so leichtfertig, den Widerspruch in den verschiedenen Darstellungen nicht bemerken zu wollen. Denn wie sollte man einem Menschen mit Ueberlegung zumuthen, zwei Erzählungen für wahr zu halten, die einander ausschließen, und von denen nur eine die richtige sein kann? Wer nun aber auch von den Berichten über äußere Begebenheiten absehen und nur die religiösen und sittlichen Wahrheiten des Christenthums aus dem neuen Testamente zusammensuchen und sie zu Einem Bekenntnisse vereinigen will, der beginnt doch auch eine Arbeit, die zu keinem Ziele führt. Denn es sind im neuen Testamente die verschiedensten religiösen Anschauungen zu finden, die nimmermehr zusammen Ein System bilden können. Erklärt man also, dass die neutestamentlichen Schriften eine Glaubensvorschrift für uns sein sollen, so verfährt man unehrlich und hat doch nur Einiges nach seinem Urtheil sich herausgenommen und willkürlich verbunden. Wenn man daher als einen Beweis für seine Meinung anführt, sie stehe in der Bibel, so ist das, wie schon Lessing treffend nachgewiesen hat, kein Beweis. Durch ein Berufen auf die Bibel hat man schon die ungereimtesten Dinge zu beweisen versucht; und die ruchlosesten Men-

schen haben dadurch ihre Frevel zu beschönigen geglaubt, wovon unter Andern die Geschichte der Wiedertäufer die abschreckendsten Beispiele aufstellt. Das sollte uns denn doch die Augen öffnen, dass die h. Schrift durchaus nicht eine Vorschrift für die Christen sein darf, an die sie sich in ihren Worten und Thaten zu binden haben.

Aber wie sollen wir denn das neue Testament beurtheilen? Wir sollen es nicht verwerfen, auch nicht anerkennen? Wie ist das denn möglich? — Nur Geduld! — Wir sollen es nehmen als das, was es ist, und es dann auch in der rechten Weise ehren. Vor Allem müssen wir die Thatsache anerkennen, dass das neue Testament nicht so alt ist, als das Christenthum selbst. Dieses hat am herrlichsten geblüht, als man noch nicht daran dachte, irgend etwas von den christlichen Grundsätzen niederzuschreiben. Das Evangelium Jesu kann also ohne die heilige Schrift bestehen; und es würde auch nicht untergehen, wenn alle neuen Testamente vernichtet würden; der Geist des Christenthums würde doch fortfahren, die Christen in alle Wahrheit zu leiten. Demnach ist uns das neue Testament keine Vorschrift, sondern vielmehr ein Zeugniss des christlichen Glaubens und Lebens. Diese Ueberzeugung lässt uns allein die heilige Schrift verstehen. Das neue Testament giebt uns ein herrliches, großes Bild von dem reichen, mannichfaltigen Leben der Christen. Es zeigt uns, wie die Person Jesu so verschieden aufgefasst wurde, und wie Jeder, der in der Fülle des Geistes lebte, in seiner Eigenthümlichkeit die ewige Wahrheit erfasste und auf sich und seine Verhältnisse anwandte. Da ist keine Ansicht ausgeschlossen, die nur etwas von einem höhern Sinne in sich trägt. Von den kühnsten, mit reichster Phantasie ausgestatteten religiösen Auffassungen bis zu dem nüchternsten Satze von Dem, was der Mensch als Lebensregel sich anzueignen hat, sind die mannichfaltigsten Abstufungen in den frommen Gedanken und Empfindungen des neuen Testamentes zu finden. Dieses erhält so aufgefasst eine viel größere Bedeutung für uns, als wenn man es mit den Ansprüchen liest, in ihm ein allgemein giltiges Bekenntniss zu

finden. — Sehen wir die heilige Schrift als ein Buch des Lebens an, für das Leben und aus dem Leben geschrieben, so unterwerfen wir uns derselben nicht mit blindem Glauben und verehren sie nicht abergläubisch; aber sie wird uns sehr theuer sein, weil sie uns Berichte von dem ursprünglichen Christenthum giebt und uns die Kraft des Geistes offenbart, welche damals noch die Gemeinschaft durchdrang. Und was wir in dem neuen Testamente finden, das wird von uns Nachdenken fordern, uns dann aber auch mächtig anregen, erheben, stärken und zur selbstständigen Gestaltung des Christlichen in unserer Zeit und in unsern Verhältnissen antreiben.

Nach den verschiedenen Beurtheilungen muss auch der Gebrauch, den man von dem neuen Testamente macht, verschieden sein. Wer es als veraltet ansieht, wird es bei Seite stellen und es gar nicht benutzen. Der Buchstabengläubige dagegen muss es äußerlich hochschätzen, wird ihm den höchsten Platz in seiner Bibliothek einräumen, es auf das kostbarste einbinden lassen und es vielleicht reichlich mit silbernen Beschlägen zieren. Er wird es auch wohl bei besondern Gelegenheiten zur Hand nehmen, die Buchstaben anstaunen; er macht es wohl gar wie jener, der die Worte darin gezählt hat oder nachgerechnet, wie oft das Wort „Gott" darin vorkommt, oder wie häufig der Buchstabe „a" darin gebraucht ist. Es hat ja leider nicht Wenige gegeben, welche sich solche und ähnliche Spielereien erlaubt haben. Wenn die Bibel aber auch nicht in dieser Weise entweiht würde, so muss doch ein Mensch, der am Buchstaben hängt, jedenfalls mit einem Lesen des neuen Testamentes zufrieden sein, bei welchem er nicht denkt; denn sobald er dieses wagt, ist der Nimbus der wörtlichen Inspiration verschwunden, und er kann diese Ansicht nicht mehr behalten. Jedes gedankenlose Lesen in der Bibel können wir aber nur als einen argen Missbrauch bezeichnen. Denn es ist im neuen Testamente selbst an Den, der eine heilige Schrift liest, die Frage gerichtet: „verstehest du auch, was du liesest?" — Wie geht es nun Denen, welche im neuen Testamente eine bindende Vorschrift ihres Glaubens erblicken? Sie denken wohl, aber

mit Vorurtheilen. Denn sie wollen in der heiligen Schrift etwas finden, was sie sich vorher zurecht gemacht haben. Sie forschen nicht unabhängig und nicht mit der heiligen Demuth, welche noch nichts zu besitzen glaubt und nun erst bescheiden die Körnlein der Wahrheit sich heraussucht, die sie zu entdecken vermag. Nur eine richtige Beurtheilung des neuen Testamentes, welche darin Lebenswahrheiten sucht, wird eines verständigen Gebrauches dieses Buches fähig sein.

Wenn man mit solchem bescheidenen und unbefangenen Sinn an die neutestamentlichen Schriften geht, werden dieselben in der Kirche, in der Schule und im Hause zu lesen sein.

Es ist gewiss ein guter Gebrauch, wenn bei der gemeinsamen Andacht eine Bibelstelle zum Grunde gelegt wird. Dadurch führt man die Zuhörer sogleich auf ein bekanntes Gebiet und trägt zur Sammlung ihrer Gedanken bei. Nicht nur die Gebildeten, sondern auch die schlichten Männer und Frauen des Volks werden leichter verstehen und behalten, wenn sie Worte hören, die sie schon ganz oder zum Theil kennen. Will man, wie es in einzelnen Gemeinschaften versucht wird, einen Ausspruch unsrer Dichter zum Grunde legen oder das Thema ohne Weiteres hinstellen, so wird das Verständniss oft erschwert und der Eindruck der ganzen Rede abgeschwächt. Recht passend mag es aber unter Umständen erscheinen, Aussprüche unsrer Klassiker in der Durchführung der Predigt anzuwenden. Es bieten sich auch gerade in der heiligen Schrift für Den, der sie mit Nachdenken liest, so viele verschiedene Stellen dar, dass er für alle Verhältnisse in dem neuen Testamente einen treffenden Ausspruch finden wird, von den höchsten und allgemeinsten Dingen herunter bis zu den geringsten Pflichten des Hauses. Und wenn dann die zur Erbauung gehaltene Rede in den Geist der betreffenden Bibelstelle eindringt und dieselbe mit Schilderungen, wie sie für die Gegenwart sich eignen, ausführt, so muss das für den gemeinsamen Gottesdienst sehr segensreich sein. Es kommt dabei freilich Alles darauf an, dass in den sittlichen Gehalt des Bibelwortes eingedrungen ist. Predigten, welche gedankenlos eine Bibelstelle

an die andere reihen, so dass die Empfindungen gleichsam herumgehetzt werden, haben unstreitig keinen Anspruch auf Erbauung oder Besserung; und eine solche Anwendung des neuen Testamentes auf der Kanzel könnten wir nicht befürworten. — Ebensowenig ist es zu rechtfertigen, wenn man in einer gewissen, sogenannten „geistreichen" Manier die kühnen biblischen Bilder aufrollt und dadurch eine angenehme Unterhaltung herbeiführt. Wer erbauen will, darf keine Nebenabsichten verfolgen, sondern hat einen kräftigen, ansprechenden Gedanken aus seinem Text zu nehmen und an diesem sich und seine Zuhörer aufzurichten, dass sie zur Wahrheit sich erheben und ihr sittliches Gefühl belebt wird. Es versteht sich bei dem Gebrauch der Bibel zur gemeinsamen Andacht von selbst, dass keine Vorschrift die Stellen der heiligen Schrift bestimmen darf, über welche gesprochen werden soll. Diese muss der Redner in freier Weise auswählen, sie in der Tiefe seines Herzens herumtragen, bis sie in ihm Leben gewonnen haben; und dann erst darf er darüber zu Andern sprechen.

Richtig angewendet wird das neue Testament auch beim Unterrichte der Jugend nur Segen bringen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es überhaupt zweckmäßig ist, in den Schulen auch Religionsunterricht zu ertheilen, oder, wofür sich viel sagen ließe, ob es nicht besser wäre, den Unterricht in der Religion ganz den religiösen Gemeinschaften und den Familien zu überlassen. Wir haben nur zu fragen: ist beim christlichen Religionsunterricht das neue Testament zu gebrauchen? und müssen leider zugeben, dass dieses heilige Buch oft recht verkehrt benutzt wird. Es herrscht unter einigen Religionslehrern die Meinung, dass die Kinder Bibelsprüche ohne Verständniss nur mit dem Gedächtnisse lernen sollen, da sie denn später auch den Sinn derselben fassen werden. Es soll hiernach der Vorrath von Sprüchen, den man den Kindern für das Leben mitgiebt, gleichsam ein Kapital sein, dessen Werth sie erst später einsehen können. Aber haben unverstandene Bibelstellen jemals einen Werth? Sind sie nicht eher eine drückende Last, welche Jeder so schnell wie möglich über Bord zu werfen sucht? Ein gedankenloses Auswendig-

lernen ist überhaupt stets vom größten Uebel und kann der Seele des Kindes nur großen Schaden bringen. Anstatt so das neue Testament zu missbrauchen und die Jugend zur religiösen Heuchelei heranzubilden, wäre es besser, sie in Unbekanntschaft mit den Urkunden des Christenthums aufwachsen zu lassen; dann würde vielleicht noch in reiferem Alter ein richtiger Gebrauch derselben möglich sein. — Es giebt aber im neuen Testamente sehr viele herrliche Sprüche, die jedem Kinde so deutlich gemacht werden können, als es überhaupt für den Menschen möglich ist. Diese Stellen wird der Religionslehrer mit voller Freiheit auszuwählen und dann ihren einfach schönen Sinn hervorzuheben haben. Er muss zugleich die Wahrheit solcher Aussprüche im Leben nachweisen, die Jugend auf sich selbst und ihre eigenen Erfahrungen hinweisen, damit eigentlich von „Lernen" gar nicht mehr die Rede ist, sondern das wohl Verstandene und Beherzigte im Gemüthe für die ganze Lebensdauer bleibt. — Dagegen ist es recht frevelhaft und eine Versündigung gegen die Jugend, wenn die Bibel bei ihrem Religionsunterrichte dazu benutzt werden soll, den Geist der Kinder in ein Glaubensbekenntniss einzuzwängen und sie für eine bestimmte kirchliche Auffassung zu erziehen. Aller Religionsunterricht soll vielmehr die Herzen Derer, die ihn empfangen, zu dem höchsten Wesen emporziehen und den Geist zum eignen freien Denken bringen. — Und dazu wäre das neue Testament ein vortreffliches Hilfsmittel.

Wie ist aber die heilige Schrift im Hause zu gebrauchen? Was haben wir überhaupt von dem häuslichen Bibellesen zu halten? Oft ist dieses recht sündhaft. Wenn ein oder mehrere Kapitel hinter einander abgelesen werden, man mit dem Anfange des Buches beginnt und ohne Auswahl fortwährt, um nur sagen zu können, dass man das neue und vielleicht auch noch das alte Testament gelesen habe; so kann dieses nicht ohne Sünde geschehen, es findet dabei immer ein Missbrauch des Namens Gottes statt. Will man die heilige Schrift mit den Gliedern seines Hauses lesen und Segen davon haben, so muss man eine Auswahl in dem Stoffe treffen, Unverständliches und Gleichgiltiges, wozu unter

Anderm die Geschlechts- und Namenregister gehören, weglassen. Es darf dann auch nie mehr gelesen werden, als man geistig aufzunehmen vermag. Wer nicht eindringen und wenigstens Einiges aus den Schriftworten verstehen und anwenden will, der sollte sich gar nicht an das Lesen des neuen Testamentes machen, denn es kann ihm nichts nützen. Aber mit Verständniss und mit heiligem Ernste Bibelsprüche im Hause lesen und sich in seinem Tagewerke und seiner Gesinnung darnach richten, das ist unstreitig ein schöner segensreicher Gebrauch der heiligen Schrift.

Man hat in neuerer Zeit auch noch die Frage aufgeworfen, in welcher Uebersetzung die heilige Schrift zu lesen wäre, da nur die wissenschaftlich Gebildeten sie in der Ursprache zu lesen vermögen. Auf eine gute Uebersetzung kommt viel an. Und Luther hat nicht immer den Sinn ganz richtig wiedergegeben; er hat manchmal einen unverständlichen Ausdruck gewählt, sowie auch seine Sprache, so vortrefflich sie im Ganzen erscheint, doch nicht ganz frei von dem Einflusse des sechszehnten Jahrhunderts geblieben ist. Dankbar ist es daher aufzunehmen, dass auch Neuere, wie De Wette u. A. sich der Mühe unterzogen haben, die Bibel zu übersetzen. Dadurch kann das Verständniss nur gefördert werden, und die einseitige Auffassung muss mehr schwinden. Aber dennoch wäre es nicht rathsam, wie es Bunsen vorgeschwebt haben soll, die Lutherische Uebersetzung aufzugeben und eine andere einführen zu wollen. Diese ist so in das Volk eingedrungen, dass sie sich einmal schwerlich verdrängen ließe, dann aber würde durch solch einen Versuch auch eine sehr nutzlose und unheilbringende Verwirrung herbeigeführt. Weil das Wort und der Ausdruck überhaupt unwesentlich ist, so lasse man die einmal gebräuchliche Uebersetzung und sorge nur dafür, dass Jeder die Wahrheit herausfinden lernt.

Auch ist von einer gewissen Seite her darauf aufmerksam gemacht, dass eine Auslegung der ganzen Bibel und besonders des neuen Testamentes nothwendig würde, um die „Rechtgläubigen" der gottlosen Auffassung der Kinder der Welt nicht auszusetzen. — Will man unter einer solchen Erklärung Bemerkungen ver-

stehen, welche einzelne Ausdrücke, geographische und historische Mittheilungen erläutern sollen; so möchten diese ohne Schaden und vielleicht von einigem Nutzen sein. Aber eine Tradition, welche vorschreiben soll, wie der Christ die biblischen Sätze des Glaubens aufnehmen und nach einem Systeme ordnen soll, die also geeignet ist, das freie Forschen zu hemmen, müssen wir als sehr gefährlich und durchaus unprotestantisch bezeichnen. Damit würde der Wahrheit Gewalt angethan, und darin läge der Weg zur vollständigen Unterdrückung des christlichen Lebens. Denn Hauptsache wird es uns bleiben, dass wir das neue Testament mit voller Freiheit des Geistes auffassen.

Bei einem richtigen Gebrauche, der sich vollständig mit der geistigen Bildung unsrer Zeit verträgt, wird auch das neue Testament großen Segen bringen. Leider hat es auch in unsern Tagen bei unverständiger Behandlung viele Gemüther verwirrt und sie in Irrthümer gestürzt, dass sie an sich selbst und dem Leben verzweifelten. Es hat sogar vor nicht gar langer Zeit einzelne Menschen zu Thaten des Wahnsinnes getrieben, dass sie Andere tödten konnten, weil sie dieselben „der Welt" verfallen glaubten und sie durch Ermordung vor dem ewigen Verderben zu retten hofften. So haben Menschen die ersten Gebote Gottes, die ihnen ins Herz geschrieben waren, nicht erfüllt, weil sie sich einbildeten, dass das nicht streng genug „christlich" wäre. Wenn wir solchen Unsegen in Folge unvernünftigen Bibellesens auch selbst in der Gegenwart bemerken, so müssen wir aber doch erkennen, dass das neue Testament unsrer Zeit gerade großen Segen bringen könnte. Es ist richtig verstanden das beste Buch zur Erziehung des Volkes. Denn wir haben keins, welches freisinnigere Grundsätze enthielte. Es stellt den Gehorsam gegen Gott über Alles, es weiß von keiner Bevormundung etwas, kennt keine Priester. Anbetung im Geiste und in der Wahrheit fordert es in jeder Beziehung. Wenn man den Geist des neuen Testamentes in sich herrschen lässt, so kann man kein Sclave der Sinnlichkeit und kein Knecht der Menschen sein, sondern muss ein sittlich-freier Mensch, ein wahres Kind Gottes

werden. Man erziehe nur sich selbst, seine Kinder und das ganze Geschlecht nach dem neuen Testamente und präge den Sinn desselben in die Tiefe der Herzen; und man wird ein neues Leben erwecken, ein herrlich, freies Streben nach allem Guten. Die Ketten des Aberglaubens werden fallen, der thierische Sinn wird verschwinden, die Feigheit wird nicht mehr zu finden sein. Es steckt in dem neuen Testamente die Kraft, welche schon einmal das ersterbende Geschlecht belebte, die schon auf den Trümmern des römischen Staates ein schöneres Streben gründete und die größten Wunder hervorrief, die unsere Geschichte kennt. Entfessele man nur die in Dogmen gebundene Kraft; und sie bewährt sich auch in unserer zerfahrenen Zeit und bildet wieder Männer, die Grundsätze haben und für dieselben ihr Leben einsetzen.

Wie ist aber auch gerade das neue Testament im Stande, eine Vereinigung der getrennten Gemeinschaften anzubahnen! Eben weil es kein Glaubensbekenntniss aufstellt, kann es von Allen anerkannt werden, die noch einen unverdorbenen Sinn für Wahrheit haben. Weil es, unbefangen aufgefasst, alle nur denkbaren christlichen Vorstellungen enthält oder doch wenigstens andeutet, so vermag Jeder, er mag dieser oder jener Kirche angehören, in ihm seine eigenen Gedanken wiederzufinden. Es darf uns dabei nicht irre machen, dass auch die Aussprüche des neuen Testamentes Veranlassung zu Trennungen gegeben haben. Das geschieht nur solange, als man es nicht versteht.

Was dann die Worte der heiligen Schrift auch Jedem Einzelnen für reichen Trost, für innere Kräftigung, für Erhebung und Frieden bringen können, das lässt sich mit Worten überhaupt nicht wiedergeben, es will erfahren sein. Wem der Geist der Frömmigkeit und Liebe aus seinem neuen Testamente entgegenweht, der wird es recht zu schätzen wissen, er wird in sich Segen davon haben und dadurch zu Dem gezogen werden, der Alles in Allem ist. Er erfährt die Wahrheit der schönen biblischen Worte:

„suchet, so werdet ihr finden!“

XVII.

Die wissenschaftlichen Angriffe gegen das Christenthum.

Die heidnische Wissenschaft sah anfänglich mit Verachtung auf die neue Lehre, welche die Christen verkündigten, und würdigte sie keiner Widerlegung. Was von unwissenschaftlichen Menschen ausging, schien ihrer Beachtung nicht werth. Sie glaubte schon von Vorn herein, dass das jüdische Volk keines strengen Nachdenkens fähig sei, und am unfähigsten mussten ihr in diesem Volke wieder Diejenigen vorkommen, welche nicht einmal orientalische Schriftgelehrsamkeit aufzuweisen hatten. Was hatte nach ihrer Meinung das Gebäude der Wissenschaft, welches Jahrhunderte zu seinem Ausbau erforderte, von einer religiösen Secte zu fürchten, die alle gelehrte Bildung verwarf und ein „neues Herz“ und einen „neuen Geist“ verlangte? Als thörichte Schwärmer, als überspannte Gefühlsmenschen konnte man die Christen nur bemitleiden. — Als aber die verachtete Secte gewaltig zunahm und eine ungeheure Bewegung in der ganzen Welt hervorrief, da mussten die Philosophen des Alterthums wohl aufmerksam auf dieselbe werden und begreifen, dass entweder die heidnische Wissenschaft oder die christliche Religion untergehen müsse. Beide konnten nicht neben einander bestehen. Es begann daher zwischen ihnen im zweiten und dritten Jahrhunderte ein Kampf auf Leben und Tod. Die heidnische Wissenschaft sammelte alle ihre Kräfte, musterte die Mittel, über welche sie verfügen konnte, und trat

dann auch wohl gerüstet mit aller Energie dem Christenthum entgegen, um es zu vernichten.

Indem das gebildete Heidenthum sich sammelte, versuchte es aus sich selbst Etwas hinzustellen, welches alle christlichen Ideen in den Schatten stellte und durch sorgfältige Ausführung anzog. Es wollte gewissermaßen einen großen schönen Dom erbauen, neben dem man die kleinen christlichen Capellen übersehen sollte, es bemühte sich seinen ganzen Reichthum zur Schau zu stellen, damit die Armuth des Christenthums um so deutlicher ins Auge fallen sollte. Aber bei diesem Suchen nach eignen Mitteln zeigte es sich, dass der Schatz leer war und in der heidnischen Anschauung nichts mehr gefunden werden konnte, was eine allgemeine Anziehungskraft auszuüben vermochte. Was sollte man nun thun? Offen die eigne Bedürftigkeit eingestehen, das ließ der Stolz der Gelehrten nicht zu. Man sah sich deshalb bei den Gegnern nach Hilfsmitteln um und zog christliche Anschauungen in die alten heidnischen Ideen hinein. So war es ein erborgtes Feuer, welches unter den Heiden neues Leben hervorrief und noch einen letzten Schein auf die untergehende heidnische Wissenschaft warf. Was zu dieser Zeit bei den gebildeten Heiden noch von Werth war, das bestand in Dem, was sie mit und ohne Bewusstsein von dem Evangelium Jesu entlehnt hatten. Sehr merkwürdig ist es, wie die Wahrheit damals Alles berührte und umgestaltete, mit dem sie zusammen kam. Es konnte sich Niemand dem Einfluss des christlichen Denkens verschließen.

Durch das ganze geistige Leben der Heidenwelt ging eine innere Unbefriedigtheit, welche den Hinweis der Christen auf das Jenseits begierig aufnahm, so dass überall von dem Ueberirdischen gesprochen wurde. Man ahnte, dass es eine Welt gebe, die nicht mit den Sinnen wahrgenommen wird, ein wunderbares geistiges Walten über dem Körperlichen. Eine wahre Sehnsucht nach diesem höhern Leben spricht sich fast bei allen Schriftstellern dieser Zeit unverholen aus. Und wenn sie sich nicht klar zu deuten vermögen, was es ist, wonach sie sich sehnen, so malen sie sich bald das Leben nach dem Tode, bald die eigenthümliche Verbin-

dung des Geistigen mit dem Leiblichen in dieser Welt phantastisch aus. Sie ziehen das Geistige in die Sinnenwelt herein, machen sich Vorstellungen von Menschen, die eine zauberhafte Gewalt über das Irdische besitzen, Geister citiren und Wunder aller Art verrichten können. Ihre Götter suchen sie nach diesen Ideen ebenfalls anders aufzufassen, als es gewöhnlich geschah. Sie wagten es nicht an das Dasein dieser wunderbaren Gestalten, welche die Einbildungskraft der Griechen geschaffen hatte, buchstäblich zu glauben. Daher legten sie denselbeu einen Gedanken unter und konnten ohne Mühe einzelne Göttergestalten auf diese Weise retten. Es konnte Jupiter die personificirte Kraft, Minerva die Weisheit werden; und es gelang auch noch bei Andern, eine Bedeutung aufzufinden. Ihre Götterlehre sollte also allegorisch gefasst werden, die Götter Offenbarungen eines Gedankens sein. — Bei den einzelnen Schriftstellern gestaltete sich dann auch wieder das vom Christenthum Aufgenommene in eigenthümlicher Weise.

Es war Epiktet, ein Stoiker, welcher ungefähr um das Jahr 100 lebte, der sich die starren Grundsätze seiner Schule in hohem Grade angeeignet hatte. Er sah also das Höchste im Entbehren und Kämpfen und pries Diejenigen, welche ein schweres Leben mit frohem Muthe ertragen hatten. Nach dem Stoicismus durfte man kein Gefühl aufkommen lassen, sondern musste mit eiserner Ruhe dem Wechsel des Schicksals zuschauen. Als diesem Manne aber in dem Erlöser ein Ideal bekannt wurde, welches manche stoische Tugend gezeigt hatte, da zog es ihn zu dem Christenthum hin. Er blieb aber dennoch ein Heide, seine Ansichten über die höchste Tugend wurden jedoch wesentlich gereinigt. Er setzte bald das Höchste nicht im gefühllosen Ertragen von Schmerzen, sondern vielmehr im mitfühlenden Leiden, das zu einem Dulden wird.

Plutarch, der um 120 lebte, ist von hoher Begeisterung für die großen Gestalten des Heidenthums erfüllt und weiß die alte Zeit von einer Seite vorzuführen, die sie uns stets ehrwürdig macht. Wenn er nun aber über die Einwirkung der Götter auf die Menschen redet und so auch eine haltbare Vorstellung von den

Orakeln zu geben sucht, so geräth er in Unklarheit. Es liegt seinen Anschauungen der Widerspruch zum Grunde, der zwischen dem Glauben an Einen und an mehrere Götter stattfindet, und aus dem sich Plutarch nicht herauszureißen vermag.

Der afrikanische Redner Apulejus um 170 giebt uns dann ein deutliches Bild von der Verworrenheit, welche durch eine Vermischung heidnischer und christlicher Elemente entsteht. Seine Natur ist von Sinnlichkeit beherrscht, und er sucht diese nicht etwa zu bändigen, sondern sie mit religiösen Ahnungen zu versetzen, damit sie von ihrer Rohheit verlieren solle. So entsteht in ihm eine Schwärmerei, die Irdisches und Himmlisches wild durcheinander wirft. Er überschüttet den Aberglauben mit dem beißendsten Spotte und stellt doch nur abergläubische Träumereien ihm gegenüber. Es stellt sich uns in ihm das Ringen einer Seele dar, die keinen religiösen Halt und keinen sittlichen Grundsatz kennt.

Als ein rechter „Reformator des Heidenthums" stand Apollonius von Tyana da, der ungefähr um 196 gelebt hat. Er zog umher, um dem Christenthum gegenüber die heidnischen Religionen zu stützen, sie zum neuen Aufschwunge zu bringen, sie von eingeschlichenen Mängeln zu reinigen und ihnen die Weltherrschaft zu erringen. Er ist als Prophet betrachtet und soll die Zukunft vorhergesagt haben, hat auch wahrscheinlich durch eine Art magnetischen Hellsehens Aufsehen erregt. Seine Verehrer haben ihn über alles Maß erhoben und ihn für einen „Christus des Heidenthums" gehalten.

Viel bedeutender aber als diese einzelnen Versuche das Heidenthum wissenschaftlich gegen das Christenthum zu halten, ist der Neuplatonismus, in dem das Beste der alten Wissenschaft erscheint und durch ein Aneignen christlicher Gedanken einen entscheidenden Kampf beginnt. Es ist Ammonius Sakkas, der am Anfange des dritten Jahrhunderts zu Alexandria die Schule der Neuplatoniker gründete. Und die „Enneaden" von Plotinus geben uns die genauesten Nachrichten von ihren Grundsätzen. Wie es schon der Name sagt, wollen die Neuplatoniker sich an Plato anschließen, der ihnen mit Recht die heidnische Wissenschaft

in ihrer schönsten Ausbildung zu entfalten scheint. Es geht daher durch die Bestrebungen dieser Männer ein idealer Zug hindurch, der auf einen höhern Ursprung hinweist und auf ein überirdisches Ziel. Sie betrachten die Stifter und Häupter ihrer Schule nicht nur mit gewöhnlicher Verehrung, wie man sie tüchtigen Menschen schuldig zu sein glaubt. Sie machen sich von ihnen eine höhere Vorstellung, sehen sie als besonders begabte Menschen an, die tiefer in den Zusammenhang des Lebens zu schauen vermochten, als Andere, an denen eine besondere Heiligkeit zu finden wäre. Sie waren ihnen „Seher und Heilige." — Mit einer großen Idee, welche wohl geeignet war, Menschenherzen anzuziehen, traten die Platoniker hervor. Sie wollten nicht Streit anfangen, sondern Versöhnung fördern. Sie verlangten nicht Anerkennung neuer Lehrsätze, sondern eine Vereinigung aller Philosophien und Religionen. Das war ein erhabenes Panier, das alle Bessern anlocken musste. Endlich sollte man das Gute überall anerkennen, und keine Religion sollte mehr über die andern herrschen, sie sollten sich vielmehr alle neben einander dulden und dann zu einer höhern Einheit vereinigen. Auch das Evangelium der Christen soll hierbei seine Stellung finden, nur nicht ausschließlich, sondern mit andern Religionen zusammen. — Diese Forderung der Neuplatoniker streift an christliche Wahrheiten. Das Evangelium Jesu will auch eine Vereinigung Aller und legt auf die besondern religiösen Lehrsätze keinen Werth. Aber es unterscheidet sich doch dadurch von dem Neuplatonismus auch in Bezug auf diesen Punkt, dass es die Verbindung durch die gleiche Liebe zu Gott herbeiführen und nicht äußerlich Irrthum und Wahrheit durch einander mischen will. — Es finden sich aber im Neuplatonismus noch mehr Anklänge an christliche Vorstellungen. Es wird die Gottheit über allem Irdischen erhaben gedacht, als das Eine, welches Niemandes bedürfe, da es aus seiner Fülle vielmehr Alles hervorgehen lässt. Und aus dieser höchsten Einheit geht der göttliche Verstand aus, der die Welt regiert und ihre Angelegenheiten lenkt. Unter diesem aber ist die Weltseele, welche das Sichtbare selbst mit Leben

durchdringt. Von dem Bösen lehren aber die Neuplatoniker, dass es nicht ein besonderes Wesen sei, das der Gottheit gegenüberstehe, weil sie sonst die Lehre von dem Einen Gott nicht festzuhalten glaubten. Sie gaben ihm keinen Körper, sondern sahen es vielmehr als einen Mangel an. Wo der Glanz des göttlichen Wesens nicht durchdringt und die Strahlen des höhern Lebens erloschen sind, da ist das Böse. — Es kann uns diese Erklärung nicht genügen, denn sie stellt das höchste Wesen nicht als allgegenwärtig dar, aber sie ist doch ein nicht mißlungener Versuch, sich über das Sündhafte eine Vorstellung zu machen. — Auch was uns von dem menschlichen Wesen bei den Neuplatonikern gesagt wird, zeigt von Nachdenken und kann uns, richtig gefasst, als wahr erscheinen. Es heißt nämlich, dass die Seele einer doppelten Welt angehöre, sowohl der geistigen als auch der irdischen, wodurch denn ihr höheres Streben und ihre unedlern Neigungen erklärt sind. Auch ist die Seele des Weisen, so hören wir ferner, schon auf Erden mit Gott vereint, dieser lebt in ihr, und sie in ihm; und nach dem Tode erfolgt eine vollständige Vereinigung. — Die heidnischen Mythen, welche die Platoniker nicht fallen lassen wollten, sind nach ihrer Meinung sämmtlich Allegorien; und sie wissen sie manchmal geschickt auszulegen.

Es lag in dem Neuplatonismus soviel Wahrheit, dass derselbe einen hartnäckigen Kampf mit den christlichen Ideen heraufbeschwören konnte. Er wurde gut vertreten und gewann gerade dadurch an Boden, dass er nicht mit offenen Angriffen gegen das Christenthum hervortrat, sondern durch tiefere Wissenschaftlichkeit die Religion Jesu zu verdunkeln suchte. Im dritten Jahrhunderte zählte er unter den Gebildeten viele Anhänger und rang scheinbar siegreich um die Weltherrschaft.

Und was ist aus dieser Philosophenschule geworden? Wo ist sie geblieben? und wie ist das Christenthum aus dem Kampfe mit ihr hervorgegangen? Wunderbar, der Neuplatonismus ist verschwunden, und das Evangelium Jesu besteht fort. Diesen großen Sieg trug das Christenthum nicht durch Unterstützung der Gewaltigen, sondern durch seine innere Kraft davon.

Es setzte den Neuplatonikern das religiöse Gefühl entgegen, welches unmittelbar in jedem Menschenherzen lebt und in Wahrheit erhebt. Und es war durchdrungen von sittlichem Ernste, der an eine Besserung der Welt glaubt und alles Halbe und Todte überwindet. Zugleich blieb das Christenthum auch nicht bei der Erkenntniss stehen, sondern zeigte sich in praktischer Thätigkeit. Währenddie Philosophen der Griechen durch ihre Theorieen den Menschen zu helfen versuchten, nahm sich das Christenthum mit der That der Armen und Elenden an und drang in das Volk mit seiner klaren Ueberzeugung ein.

Es ist aber das wissenschaftliche Heidenthum nicht bei einer Sammlung seiner Hilfsmittel stehen geblieben. Es ist auch zu direkten Angriffen gegen die christliche Religion übergegangen. Lucian trat gegen Alles auf, was über das sichtbare Leben hinausführte, und versuchte in seiner Weise alles religiöse Leben zu zerstören. Was auf eine Abhängigkeit der Menschen von einer höhern Macht hinwies, war ihm unverständlich, und er suchte es lächerlich zu machen. Mit beißendem Spotte wendet er sich gegen die heidnischen Sagen, wo er leichtes Spiel hat, die Hohlheit derselben satyrisch zu beleuchten. Auf diese Weise arbeitet er zum Theil für das Christenthum, indem nicht Wenige, welche durch seine Schriften die Lächerlichkeit der Göttersagen durchschauen lernten, sich nach einer bessern Erkenntniss sehnten und sie in dem Evangelium Jesu fanden. Wer sich aber in den eigentlichen Sinn seines Spottes hineinlebte, musste zur Gleichgiltigkeit gegen alles Religiöse geführt werden. Ihm sind die Christen nichts als religiöse Schwärmer. — Celsus, von dessen Angriffen wir durch Origenes erfahren, wirft den Christen ihren Ursprung vor, dass ihre Religion von unwissenden Menschen gestiftet sei, die nicht ächte Bürger des großen Weltreiches waren. Auch hebt er die Schattenseiten der bestehenden Kirchen hervor, denen er Alles Schuld giebt, was einzelne überspannte Köpfe unter den Christen aussprachen und forderten. Was Juden und Heiden gegen die neue Religion vorzubringen vermochten, hat er mit Sorgfalt und Klarheit zusammengestellt. — Porphyrius, der Neuplatoniker, ha

mehr ein kritisches Verfahren eingehalten, Stellen des alten Testamentes angegriffen, auf den Widerspruch zwischen Paulus und Petrus hingewiesen und gemeint, Jesu Schicksal sei gewesen, von Schwärmern nicht verstanden zu werden. — Da alle Schriften, welche die christliche Religion angriffen, auf Befehl christlicher Kaiser vernichtet worden sind, so ist der Streit im Einzelnen nicht nach den Quellen zu verfolgen; doch haben sich im Ganzen alle Vorwürfe, welche man in jenen Jahrhunderten dem Christenthum machte, auf Folgendes bezogen:

Man behauptete, das Christenthum zerstöre das Nationale, da es keine Volksreligion sein wolle. Es würden, so hieß es, durch dasselbe alle Volkseigenthümlichkeiten verwischt, die Menschen sollten alle auf gleiche Weise fühlen und denken. Es sollten gleiche Sitten herrschen, die nationale Anhänglichkeit an das Vaterland müsse dabei aufhören und einer allgemeinen Menschenliebe Platz machen. Das könne durchaus nicht gut sein und müsse zu einer Schwächung des Patriotismus führen. Damit hing der andere Vorwurf zusammen, dass durch die Religion Jesu das geschichtliche Bewusstsein zurückgedrängt werden würde. Als etwas Neues erscheine diese Religion und wage alles Hergebrachte anzutasten. Sie wolle nichts gelten lassen, was bestanden hätte, und tadle damit in herausfordernder Weise die Weisen des Alterthums. Verwegenheit sei es aber, an der Klugheit der Alten zweifeln, und Vermessenheit, mit einigen einfachen Wahrheiten den Reichthum der alten Vorstellungen ersetzen zu wollen. Auch hob man gegen die Religion Jesu hervor, dass das wenige Wahre, welches sie enthielte, nichts Eigenes sei. Die Gottesidee derselben wollte man vollständig schon im Judenthum finden, ihre Lehre von der Verehrung des höchsten Wesens und ihr ganzes Sittengesetz sollte theilweise in der platonischen Philosophie, theilweise in den Schriften der Propheten schon enthalten sein. — Mit besonderer Schärfe griff man dann die Schriften der Christen an, welche sie als Quelle ihres Glaubens anerkannten. Man konnte in dieser Beziehung Vieles hervorheben, was als eine Unsicherheit für den Kritiker gelten musste. — Doch ging man mit noch schärfern Waf-

fen der Person Jesu und den Christen selbst zu Leibe. Vom heidnischen Standpunkte aus erschien der Ursprung Jesu nicht ohne Makel. Man führte dann weiter an, dass er in Aegypten unterrichtet wurde, dann sich mit armen Fischern und Zöllnern umgeben hätte, weil keine bessern Leute sich hätten an ihn anschließen wollen. Sein Tod sollte nach solcher Auffassung nichts Erhebendes haben; er sei, so hieß es, mit „unwürdigem Geschrei“ verschieden. An seine „Auferstehung“ sei aber gar nicht zu glauben, weil sie nur von den Jüngern selbst erzählt wäre. — Was die Christen anbetraf, so warf man ihnen vor, dass sie ihre geistige Armuth damit eingestanden hätten, dass sie einen blinden Glauben forderten, also zugäben, dass sie nichts von Gründen anzuführen wüssten. Auch hieß es, sie suchten unsittliche Leute anzulocken, zögen sogar Verbrecher an und regten die ärmern Volksklassen und sogar die Sclaven gegen die Höherstehenden und ihre Herren auf. Auf das lichtscheue Wesen, welches viele Christen an sich trugen, und das sich in ihren Gebräuchen zum Theil zeigte, wies man ebenfalls tadelnd hin. Was sich der Oeffentlichkeit zu entziehen suche, könne nicht das Rechte sein. Besonders aber hatten die Christen durch ihre Uneinigkeit ihren Gegnern eine Waffe in die Hand gegeben, welche mit Unerbittlichkeit gegen sie geschwungen wurde. Man konnte nicht mehr, wie von den ersten Christen, sagen: „seht, wie sie sich lieben!“ sondern vermochte leicht mit Spott zu bemerken: sie wissen selbst nicht, was sie wollen; denn Jeder hat seine eigne Ansicht von Gott und seinen Pflichten, und Keiner mag sich dem Andern unterordnen!

Sieht man auf den innern Grund aller dieser Angriffe, so ist nicht zu verkennen, dass sich in Manchem eine böswillige Entstellung zeigt. Es lag im Vortheil der Angreifer, das Heidenthum zu erhalten und die neue Religion nicht aufkommen zu lassen. Daher suchte man nicht unparteiisch nach dem Grunde des Evangeliums, sondern bemühte sich, die scheinbaren Mängel desselben aufzusuchen und mit böser Absicht diese als das Christenthum selbst hinzustellen. Es ist bei allen wissenschaftlichen Streitigkeiten nur zu gewöhnlich, die eigne Meinung eigensinnig

festzuhalten und nicht einen erkannten Irrthum einzugestehen. Aber unbewusst war es auch ein *Festhalten* am Alten, was die Feinde der christlichen Religion leitete. Wie sollten sie sich auch schnell in eine neue Anschauungsweise des Lebens finden, da sie in alten Theorieen ergraut waren? Es fehlte ihnen meistens an dem offnen Blick und an der großartigen Auffassung der Verhältnisse, welche das Christenthum zu seinem Verständniss fordert. Sie konnten es auch bei dem besten Willen nicht fassen, was sie hörten und sahen, ihre Seele war *unfähig*, sich die tiefen Wahrheiten der Religion Jesu anzueignen. Dazu gehörte erst eine vorbereitende *Erziehung* und *Lebenserfahrungen*. Man muss bei den meisten Angriffen sagen: die Feinde wussten nicht, was sie thaten. Sie *kannten* das Christenthum *nicht*, gegen welches sie kämpften. Sie verwechselten die menschlichen Schwächen, welche viele Christen zeigten, mit der erhabenen Wahrheit, welche Jesus lehrte; sie stritten gegen Missbräuche und verkannten den Gebrauch, welchen diese entstellten. So war es natürlich, dass sie die christliche Religion für *geschlagen* hielten, während sie eigentlich nichts gegen sie vorgebracht hatten.

Während so die *Wissenschaft* sich im zweiten und dritten Jahrhunderte *feindlich* dem Christenthum gegenüberstellt, hat sich in späterer Zeit das Verhältniss geändert. Wir sehen in der weitern Entwickelung des *Mittelalters* die christliche Kirche sich immer weiter ausbreiten und das ganze bürgerliche sowohl wie wissenschaftliche Leben in ihren Kreis hereinziehen. Sie eignet sich in ihren Dienern die heidnische Wissenschaft an und macht diese sich dienstbar. Besonders wird *Aristoteles* studirt, theilweise *mit*, theilweise *ohne* Verständniss; man eignet sich allgemein seine formelle Gewandtheit an, lernt Begriffe construiren, wieder in ihre Bestandtheile zersetzen und so Alles gehörig eintheilen. Es entsteht die mittelalterliche Wissenschaft, die *Scholastik*. Diese lässt sich, wie zu Allem, so auch dazu verwenden, die christlichen Wahrheiten zu beleuchten, zu stützen und mit einer geschickten Redensart „kirchengerecht“ zu machen. Mit Stolz blickte man auf diese neue, sogenannte „christliche Wissenschaft“, vor der alle heidnischen

Einwendungen verstummen mussten. Und die scholastischen Beweise reichten aus, so lange sie nöthigenfalls durch Bannflüche unterstützt wurden. Aber mit der Reformation erwachte ein neuer Geist der Forschung. Das lockere Band, welches die heidnische Philosophie und die christliche Kirche vereinigte, konnte dem tiefern Nachdenken nicht Stand halten; es wurde zerrissen, und Wissenschaft und Kirche traten in einen Gegensatz. Vergebens suchte sich aufs Neue eine kirchliche Wissenschaft zu bilden, welche die Wahrheiten der Religion Jesu zu begründen suchte; sie ist bis jetzt damit nicht zu Stande gekommen. Dagegen hat sich eine wissenschaftliche Richtung ausgebildet, die eine feindliche Stellung zu dem Christenthum einnehmen will. Merkwürdigerweise sind ihre Vorwürfe gegen die christliche Religion im Ganzen dieselben, welche schon im zweiten und dritten Jahrhunderte erhoben wurden. Auch sie greift die christlichen Quellen in der heiligen Schrift, die Person Jesu, die Glaubenssätze der Christen an und weiß im Wesentlichen nichts Neues vorzubringen, obwohl sie sich im Denken und in der Sprache einer großen Sorgfalt befleißigt. Meistens geschehen diese Angriffe der Gegenwart aus Unkenntniss und treffen nicht das Christenthum, sondern die Kirche; sie werden daher auch ebenso wie in frühern Zeiten in sich zusammenbrechen und nur dazu dienen, die christliche Religion von äußerlichen Mängeln zu reinigen und ihre Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen.

XVIII.

Die Vertheidigung des Christenthums.

Großartig sind die Kämpfe, welche auf den Schlachtfeldern ausgestritten werden, wo unabsehbare Heeresmassen gegen einander rücken und ihre Kräfte erproben. Es ist zwar auch hier nicht die rohe Gewalt, welche in Erstaunen setzt, sondern der menschliche Geist, der Alles nach Einem Ziele lenkt; denn ruhig gebietet das Genie des Feldherrn, es schwebt über dem augenblicklichen Erfolg und berechnet das Zusammenwirken der entfesselten Kräfte, und nicht körperliche Gewalt hält die Kämpfenden zusammen und giebt ihnen den Sieg, sondern die Idee, für welche sie zu opfern sich bereit sind. Aber viel großartiger sind doch die Kämpfe des Geistes, in denen unmittelbar die Gedanken mit einander um den Sieg ringen und nur geistige Waffen geschwungen werden dürfen. Auf solchen Streit passen die Worte Luthers, dass die Geister „auf einander platzen". Von beiden Seiten werden dann die Rüstkammern durchsucht, um die schärfsten Waffen herbeizuschaffen; der ganze Vorrath der geschichtlichen Kenntnisse muss herhalten, und alle Thatsachen werden herbeigezogen, welche nur irgend einen Vortheil versprechen. Was je auf Erden gedacht ist, das wird neu beleuchtet, in Verbindung mit Anderem gesetzt, um zu beweisen, dass die ausgesprochene Ansicht auf Wahrheit beruht. Mit Scharfsinn sucht man dem Gegner den Boden unter den Füßen zu entziehen, seine Trugschlüsse aufzudecken, seine Mängel bloß zu legen. Und um so gewaltiger sind

diese Geisteskämpfe, je mehr es sich in ihnen um allgemeine Wahrheiten, um die Religion, handelt.

Solch ein großer Kampf ist im zweiten und dritten Jahrhunderte heraufbeschworen, als die heidnische Wissenschaft ihre Vorwürfe gegen das Christenthum erhob. Was sollten die Christen darauf thun? — Es ist unstreitig bei vielen solchen Kämpfen das richtigste, zu schweigen und ruhig abzuwarten, bis die Gegner durch Erfahrung von ihren Irrthümern zurück kommen. Sobald es sich nur um persönliche Meinungen oder gar nur um die eigene Ehre handelt, würde solch Schweigen sogar unbedingt Pflicht sein. Auch dürfte man Denen gegenüber kein Wort verlieren, welche nicht einmal die Absicht haben, die Wahrheit zu suchen. Die ihres Nutzens wegen den Aberglauben erhalten und in ihrer gemeinen Gesinnung unfähig geworden sind, Recht und Unrecht zu unterscheiden, diese dürften uns wohl niemals veranlassen, die ewige Wahrheit auszusprechen. Die leidenschaftlichen Gegner des Christenthums standen aber sämmtlich auf diesem Standpunkte, und um ihretwillen durften die damaligen Christen sich daher auf keine Vertheidigung einlassen. Aber es gab viele Unentschiedene, welche etwas vom Christenthum kannten, aber es durch die Entstellungen seiner Gegner leicht verkennen konnten, die schon eine Neigung für das Bessere in sich spürten, aber nun mit aller Gewalt wieder zum Heidenthum hinübergezogen werden sollten. Auch in den christlichen Gemeinden waren Viele, welche ihre Religion nur halb verstanden und in sich noch manche Zweifel an ihrer Wahrheit aufsteigen sahen. Diese durften nicht wehrlos den Feinden gegenüber gelassen werden. Es war die Pflicht ihrer Brüder, daß sie dieselben durch ihre Vertheidigung des Christenthums in den Stand setzten, Jedermann Rechenschaft von ihrer Ueberzeugung geben zu können.

Aber auf welche Weise sollte das Christenthum seine Vertheidigung führen? Das konnte verschieden geschehen und ist verschieden geschehen. Man hat einmal auf die Erfahrung hingewiesen, welche zeigte, daß Diejenigen, welche sich zum Christenthum bekannten, einen rechtschaffenen Lebenswandel führten,

stille, gesittete Leute waren. Man bemühte sich dann auch das Gefühl für die Christen in Anspruch zu nehmen, indem theils das Mitleid mit ihren Leiden bei den Verfolgungen wachgerufen, theils eine Theilnahme für ihre reinen Grundsätze angeregt wurde. Auch fehlte es nicht an der Waffe des Spottes, womit das Heidenthum in seiner Leerheit lächerlich gemacht wurde. Am nachhaltigsten aber musste die Vertheidigung wirken, welche ächt wissenschaftlich geführt worden ist und die Wahrheit aus sich selbst herleitete.

Von einer Vertheidigung des Christenthums hören wir zuerst um das Jahr 130, als dem Kaiser Hadrian eine Schrift von dem Philosophen Aristides zum Schutze der Christen übergeben wurde. Aristides scheint sich in die Vorstellungen der heidnischen Wissenschaft hineingelebt und in der Religion Jesu die höchste Philosophie gesehen zu haben. Auch wird um dieselbe Zeit von einem Bischofe Quadratus berichtet, der für die Christen ebenfalls ein Wort einzulegen wagte. Er scheint sich vorzugsweise darauf berufen zu haben, dass man ja die Beweise von der Wirksamkeit Jesu mit Augen habe sehen können. Er hat nämlich erzählt, dass er noch solche gekannt hätte, die von Jesu geheilt wären. Wenn dieser Bericht uns auch merkwürdig erscheint, so können wir doch darin keinen sonderlichen Beweis für die Wahrheit der christlichen Lehre erblicken.

Unter den Vertheidigern jener Zeit wird dann Flavius Justinus genannt, der aus Sichem stammte und nach fleißigem Suchen zum Christenthum übergetreten war. Bei ihm ist es ein unbefriedigtes religiöses Gefühl, was ihn aus den philosophischen Kreisen treibt. Er hat in Plato Anregung gefunden und sich seine Ansichten zu eigen gemacht. Die Christen waren ihm gleichgiltig gewesen, und er hatte den Beschuldigungen Glauben geschenkt, dass sie in Sünden und Lastern lebten. Da sah er aber die Seelenruhe, mit welcher sie den Tod erduldeten, und war überzeugt, dass nur das Gute solche Kraft zu geben vermöchte. Er forschte unbefangen und wurde Christ. Auch jetzt behielt er die Tracht der griechischen Philosophen, den „Philosophenmantel", bei

und zeigte damit, daſſ er ſein früheres wiſſenſchaftliches Streben nicht aufgegeben habe. Auch wurde es ihm in dieſer Tracht leicht, ſich andern Philoſophen zu nähern, mit ihnen und ihren Freunden Geſpräche anzuknüpfen und ſie dabei mit überzeugenden Gründen zum Chriſtenthum zu führen. So vertheidigt er daſſelbe mündlich. Aber auch zu ſchriftlicher Vertheidigung wurde ihm eine Gelegenheit geboten, als er die Verfolgung unter Marc Aurel erlebte. Bittend wandte er ſich an dieſen Kaiſer und machte ihn darauf aufmerkſam, daſſ die Erfahrung zu der Ueberzeugung von der Güte des Evangeliums Jeſu führen müſſe. Wir haben von ihm zwei Vertheidigungsſchriften gegen die Heiden und eine Schrift, welche ſeine Anſicht über das Judenthum enthält. In dieſem ſieht er nämlich einige Strahlen der Wahrheit, die ſich dann mit ſeinen philoſophiſchen Ideen ziemlich ſtark verwirren. Er iſt wahrſcheinlich 168 zu Rom hingerichtet. Seine Vertheidigung iſt durch tüchtige Geſinnung ehrenwerth, wenn ſie auch nicht gründlich ſchlägt.

Eine ſchöne Rechtfertigung des Chriſtenthums iſt ferner in einem Briefe zu finden, der ſich aus jener Zeit erhalten hat und von Einigen dem obengenannten Juſtinus zugeſchrieben wird. Er iſt an „Diognet" gerichtet und ſtellt das Leben der Chriſten in ſeiner Einfalt als die beſte Empfehlung für dieſelben hin. Es wird dabei ein Vergleich mit der Geſinnung gezogen, welche eine Folge heidniſcher und jüdiſcher Anſchauungsweiſe ſein muſſ. Das Chriſtenthum tritt in dieſem Briefe mit der Reinheit, Sanftmuth, Geduld, Hingebung, kurz, mit allen Tugenden, die es ſeinen Bekennern geben ſoll, lieblich hervor. Dieſe Art der Vertheidigung iſt daher gewiſſ nicht ohne nachhaltigen Erfolg geblieben, wenn es auch unmöglich iſt, Namen von Bekehrten anzuführen.

Der Schüler des Juſtinus, Tatianus aus Aſſyrien, war ein leidenſchaftlicher Menſch, der mit heißem Wiſſensdrange Alles nach Wahrheit durchforſchte. Er erhielt eine griechiſche Bildung, reiſte viel durch das römiſche Reich und hatte Gelegenheit die mannigfaltigſten Erſcheinungen der heidniſchen Religionen kennen zu lernen. Nirgends fand er Befriedigung. Unmöglich war es ihm

die sich wiedersprechenden Anschauungen festzuhalten. Er suchte daher eine Ausflucht, wie es damals bei den Gebildetern häufig geschah, in einer allegorischen Auffassung der Sagen. Wenn er sich so für sein Gewissen auch augenblickliche Ruhe verschafft hatte, so erschien es ihm aber wieder als Heuchelei, wenn er sich äußerlich zu der heidnischen Volksreligion bekannte, während er doch innerlich nicht an das Dasein der Götter glaubte. In solcher Zerrissenheit wollte er bei den Mysterien Rath suchen. Er trat in dieselben ein und hoffte in ihnen Geheimlehren zu finden, welche seiner Seele Erquickung gewährten. Aber leer erschienen ihm die Phrasen, mit denen man hier das Leben zu verstehen meinte. Er bekam nun das alte Testament in die Hand. Und der ernste Ton desselben, die sittliche Haltung, die ihm darin entgegen trat, auch die einfache Ansicht von Einem Gott zog ihn mächtig an. Er las auch das neue Testament, soviel er davon bekommen konnte, und trat in die christliche Kirche ein. Darauf bemühte er sich die neu erkannte Wahrheit lebendig darzustellen und das Heidenthum zu widerlegen, indem er eine „Rede an die Heiden“ schrieb. Doch herrscht in dieser nicht die besonnene Ruhe des Weisen, sondern seiner ursprünglichen Natur gemäß ein leidenschaftlicher Ton, der den Gegnern zuweilen offenbar Unrecht thut.

Athenagoras hat auch die Christen zu vertheidigen gesucht, indem er zur Zeit des Marc Aurel nach dem Muster des Justinus eine Bittschrift für dieselben verfasste. Er hält sich aber in derselben in engen Grenzen, will sich auf weitere Untersuchungen nicht einlassen, sondern macht in milder Weise darauf aufmerksam, dass die Beschuldigungen, welche man gegen die Christen erhob, sich nicht beweisen ließen, und dass man viel mehr bei ruhiger Prüfung manches Gute an ihnen entdecken würde.

Minucius Felix, ein afrikanischer Redner, schreibt in der Weise des Cicero und hat das Verdienst, dass er mit Klarheit die Streitfragen neben einander stellt und so das richtige Urtheil erleichtert.

Tertullian dagegen, der feurige Mann, erkennt schon deutlich den Sieg der Wahrheit. Er sieht das Heidenthum gerichtet

und weiß nichts mehr von Furcht vor demselben. Mit der ganzen Schärfe seines Witzes verhöhnt er die heidnischen Götter und spottet darüber, dass Menschen an diese „geschuppten, gehörnten und gefiederten" Ausgeburten ihrer Phantasie glauben und sich damit die Welt ausschmücken konnten.

Das volle Gefühl des Sieges ist dann in den Vertheidigungsschriften des Origenes zu finden. Dieser geht wissenschaftlich zu Werke. Er führt jeden Satz seines Gegners Celsus gewissenhaft an und scheut dann keine Mühe, ihn gründlich zu widerlegen. Er ist weit davon entfernt, die Meinung des Andern verkleinern oder auch nur im Geringsten entstellen zu wollen. Er geht vielmehr in ihren Sinn ein, bemüht sich, sie ganz so zu fassen, wie der Gegner es will; und stellt dann die entgegengesetzte Ueberzeugung des Christenthums hin, welche nicht mit pomphaften Worten oder kühnen Bildern, sondern in ihrer schlichten Einfachheit überzeugt.

Von demselben Geiste durchdrungen ist die Vertheidigung des Lactantius, der aus Italien stammte. Er ist 330 gestorben und sah schon den vollständigen Sieg der Religion, für welche er lebte. Mit hinreißender Beredsamkeit hebt er die Vorzüge des Christenthums hervor. Seine Sprache ist voll hoher Kunst. Er schildert, wie das Evangelium Jesu ein neues und höheres sittliches Leben hervorgerufen hat und die Anschauungen der Menschen dadurch veredelt wären. Freilich zieht sich durch seine Ansichten auch noch ein Schatten hindurch, den er nicht loszuwerden vermochte, die Voraussetzung nämlich, dass neben Christus eine Macht des Bösen stände.

Der wesentliche Inhalt aller größeren Vertheidigungsschriften bezieht sich nun zunächst auf eine Widerlegung der Vorwürfe, welche man den Christen machte. Wenn man ihnen vorwarf, dass sie Atheisten wären, weil sie nicht an die heidnischen Götter glaubten, so hoben sie hervor, dass sie ein viel tieferes Bewusstsein von der Gottheit in sich trügen, da sie dieselbe an keinen Ort und keine Zeit gebunden hielten und sie nicht nur in beschränkten sinnlichen Gestalten, sondern in Allem erblickten, was

da sei. Sie würden an ihre Gottheit nicht nur im Tempel und vor den Götzenbildern erinnert, sie hätten dieselbe immer gegenwärtig und brächten eigentlich stets Opfer. Und wären diese nicht sichtbar und bestünden sie nicht in einzelnen Spenden, so sei es der ganze Mensch mit allem seinem Besitzthum, mit allen seinen Kräften, der sich nach der Lehre Jesu Gott zum Opfer darbrächte. — Warf man den Christen aber Laster vor und meinte, dass sie die Unsittlichkeit begünstigten, so mussten sie zwar zugestehen, dass auch in ihrer Mitte große Vergehungen vorgekommen wären, dass aber das Gesetz, welches sie verehrten, die vollständigste Reinheit des Herzens verlange. Mit Recht durften sie hervorheben, dass Vorschriften über das äußere Verhalten unter ihnen nicht gemacht würden, weil ihre Sittlichkeit sich mit dem abgemessenen Rechtthun und der Beobachtung von Formen nicht begnüge, sondern eine Heiligkeit des Herzens und der Gesinnung fordere, aus welcher alles äußerliche Gute von selbst hervorgehe. Man durfte in Hinsicht des Sittengesetzes nur auf die Lehre Jesu selbst aufmerksam machen, welche alle bestehenden sittlichen Forderungen anerkennt, aber sie tiefer auffassen und begründen will. — Den Vorwurf, dass sie Hochverräther wären, vermochten die Christen leicht dadurch zu widerlegen, dass sie nie sich den Gesetzen der Kaiser mit Gewalt widersetzten, sondern lieber alle Drangsale aushielten; und dass sie auch stets bereit wären, für das staatliche Oberhaupt zu beten. — Wenn man das Christenthum wegen seiner Neuheit angriff, so wurde darauf erwidert, dass dieses noch nichts gegen seine Wahrheit sage; und es nur ein Zeichen sei, dass die Gegner keine Gründe gegen den Gehalt desselben vorbringen könnten, wenn sie so auf Nebensachen abzulenken suchten. Auch wurde siegreich hervorgehoben, dass die äußere Erscheinung des Christenthums allerdings neu sei, aber seine Wahrheiten „ewig“ wären, weshalb schon vor allen andern Religionen und vor allen Philosophien die ewige Idee desselben den Menschen vorgeschwebt hätte.

Waren so die Angriffe des Heidenthums zurückgewiesen, so griffen die christlichen Vertheidigungsschriften aber auch die Geg-

ner an. Und es konnte nicht schwer fallen, die Leerheit der griechischen Sagen offenkundig darzulegen. Mit Leichtigkeit wurde dargethan, dass solche Wesen, wie die Phantasie der Alten sich geschaffen hatte, weder im Olymp noch im Tartarus, noch im Meer vorhanden seien; und dass es ein unbegreiflicher Aberglaube wäre, sich von solchen Ausgeburten der Einbildungskraft abhängig zu fühlen. Und wenn nun von Seiten der Heiden hervorgehoben wurde, dass die Gebildeten aber eine Wahrheit in diesen Mythen herauszufinden vermöchten und dieselben ihnen nur als das dichterische Gewand erschienen, so konnte diese Auffassung mit Recht als eine unredliche Ausflucht angesehen werden, welche das Volk zu täuschen suchte. Gern hat die einsichtsvolle Vertheidigung des Christenthums zugegeben, dass man in manchen griechischen Sagen einen schönen Gedanken finde, und dass sich auch etwas von Frömmigkeit durch das heidnische Leben hindurchzöge. Ebenso gestand man gern zu, dass auch in den Philosophieen der Griechen Wahrheit enthalten wäre. Aber es musste dann aufmerksam gemacht werden, dass dieses vereinzelte Gute in der Lehre des Christenthums ebenfalls enthalten sei, nur noch schöner, einfacher, kräftiger, verständlicher ausgedrückt; dass dazu aber das Christenthum Vieles in sich schließe, wovon das Heidenthum nichts wisse.

Der wichtigste Theil der christlichen Vertheidigungsschriften besteht aber in der Darstellung der innern Lebenswahrheit der christlichen Religion. Man beruft sich auf die Wunder, welche Jesus und die Apostel gethan haben, wodurch sie den Beweis geliefert hätten, dass sie mit höhern Kräften ausgestattet wären, als Andere. Man weist auch darauf hin, dass die Weissagungen der Propheten in der Erscheinung Jesu erfüllt seien, und dass die Vorherverkündigungen Jesu selbst auch zur Erfüllung geworden wären. Ferner werden die Märtyrer hervorgehoben, die doch nur für die Wahrheit einen solchen Muth hätten beweisen können. Was in der Stunde der Leiden und des Todes Ruhe und Zuversicht giebt, das muss göttlich sein, so heißt es mit Recht; und nie hat eine andere Religion ihre Bekenner mit solcher Freudigkeit erfüllt. Auch die wunderbare Verbreitung

des Christenthums musste als ein Beweis für seine Wahrheit dienen. Wie hätte es sich so schnell über den ganzen bekannten Erdkreis ausbreiten können, wenn es nicht einen Trost, eine Erhebung und eine Kraft in sich gehabt hätte, wonach die Menschheit sich sehnte? Aber am glänzendsten erschien in dieser Vertheidigung die *Erhabenheit der christlichen Lehre von Gott und von dem Menschen.* Wo ist eine Religion zu finden, die so einfache Begriffe von dem höchsten Wesen giebt, indem sie dasselbe als „Vater“ und als „Geist“ bezeichnet? Wo ist die Bestimmung des Menschen schöner und tiefer erfasst, als in Dem, was Christus durch sein Wort und sein Leben als das Rechte hinstellt? Kann man die Bedürftigkeit des menschlichen Herzens und die Unvollkommenheit des Irdischen ernster und inniger auffassen, als Jesus es thut? Ist es möglich, klarer und begeisterter von dem zukünftigen Leben zu sprechen, als wir es in der christlichen Lehre finden? — Sowie man auf das eigentliche *Wesen* des Christenthums aufmerksam machte, mussten alle Gegner desselben verstummen und alle Unbefangenen zu dieser Religion des Geistes und Lebens mit unwiderstehlicher Gewalt hingezogen werden.

Wenn wir die Vertheidigungsschriften jener Zeiten in der *Gegenwart* lesen, so ist es selbstverständlich, dass viele *Ausdrücke* uns *fremd* erscheinen und auch hie und da eine Darstellungsweise uns begegnet, die für uns nicht überzeugend ist. Es wird auf Dinge ein Werth gelegt, die uns gleichgiltig sind, und es wird wieder Manches nicht erwähnt, was *uns* besonders wichtig ist. Aber die *Gesinnung*, welche sich durch die bessern Vertheidigungsschriften der Christen hindurchzieht, führt uns doch auf das, was im Christenthum *Hohes* und *Wahres* liegt. Wir finden dann auch aus *späteren* Zeiten mehr als einen Versuch, die Religion Jesu gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, welche ihr gemacht worden sind. Und gerade in den *letzten* Jahren haben die Angriffe, welche von einigen Seiten gegen das Christenthum gemacht sind, zu verschiedenen Widerlegungen aufgerufen. Diese *moderne Vertheidigung* des Christenthums geht leider oft von einer falschen Voraussetzung aus, indem sie *Christen-*

thum und *Kirche* als dasselbe betrachtet und es für ihre Pflicht hält, die *kirchlichen Zusätze* und *besondern Fassungen* der Wahrheit, welche nach Zeit und Ort sich ändern müssen, als *ewige Wahrheiten* zu rechtfertigen. Will man aber Etwas vertheidigen, so muss man es selbst erst genau kennen und scharf auffassen, sonst spielt die Vertheidigung stets auf verschiedene Gebiete hinüber uud kann nur verwirren. — Ferner ist es bei der gewöhnlichen gegenwärtigen Vertheidigung des Christenthums ein Fehler, dass sie durch die vor *Jahrhunderten geschehenen Wunder* etwas *beweisen* will. Denn ein Wunder könnte doch nur Denjenigen überzeugen, der es *gesehen* hat. — Misslich ist es ebenfalls, wenn man sich auf die *biblischen Urkunden* als *unumstößliche* Beweise beruft, da diese von der Kritik scharf angegriffen und in vielen ihrer Bestandtheile sehr in Zweifel gezogen werden. — Man hat nun freilich auch *bessere* Gründe für die Wahrheit der Religion Jesu in unsrer Zeit aufgestellt, indem gebildete Männer der Wissenschaft mit *philosophischen* Auseinandersetzungen die herrschenden christlichen Meinungen zu begründen unternehmen. Was sollen wir aber hierzu sagen? *Kann eine Religion wissenschaftlich vertheidigt werden?* — Wie es *oft* geschehen *ist*, zum wenigsten *nicht*; denn die sogenannten *wissenschaftlichen* Beweise für die Wahrheit des Christenthums bestehen darin, dass man bei der *heidnischen* Weisheit borgte und nach *ihren* Voraussetzungen und *ihren* Eintheilungen verfährt. Was man in der Gegenwart häufig unter „Wissenschaft" versteht, ist nichts Anderes, als eine Zusammenstellung von unverständlichen Sätzen, die *ohne* Voraussetzung anfangen *wollen*, das „Nichts" voranstellen und nun ein Gebäude darauf gründen, das eben „nichts" enthält. Solch eine *inhaltslose, lebensunfähige* Wissenschaft mag die Uneingeweihten blenden, sie kann aber *nie* die Wahrheit einer Religion beweisen, von deren Geist sie nichts aufnehmen will. — Es giebt aber auch eine andere Wissenschaft, die *aufbaut* und befestigt. Diese *wahre Wissenschaft* fängt mit *Selbsterkenntniss* an; sie will zuerst *den* kennen, der denkt, will sich seiner Kraft, seiner Fähig-

keiten bewusst werden und vor Allem die Schranken erkennen, welche allen menschlichen Gedanken gezogen sind. Sie begreift von vorn herein, dass dem Sterblichen eine rein geistige Erkenntniss unmöglich ist, und dass sich Alles ihm bildlich gestaltet. Diese Wissenschaft erforscht dann die Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes, die Empfindungen, welche in demselben liegen, und gelangt so zu der Ueberzeugung von Dem, was der Mensch zu seinem innern Glück nöthig hat. Dieser Wissenschaft ist das Gewissen heilig; und sie erkennt in der Sittlichkeit das Festeste, was der Mensch hat. Ihr ist es darum zu thun, in Allen das sittliche Bewusstsein zu wecken. Sie will nichts Ausschliessliches für sich, keine Geheimlehren in geheimnissvollen Worten und Gebräuchen; sie ist, mit Einem Wort, kein Handwerk der Gelehrten, kein Privilegium der Gebildeten, sondern die wahre Wissenschaft ist die Erkenntniss der einfachen Wahrheit, welche Jeder versteht, der nicht geisteskrank ist. Und diese Wissenschaft erkennt das Christenthum an, findet seine Lehren berechtigt, sieht ein, wie sie auf lebendige Weise aus der Menschheit sich entwickeln mussten und erblickt in ihnen die wahre, gereinigte Religion. Aber freilich die kirchlichen Lehren, welche im Laufe der Jahrhunderte sich an die Wahrheit ansetzten, kann und will die Wissenschaft nicht ohne Weiteres anerkennen. Diese muss sie vielmehr in vielen Punkten bekämpfen, und das um so mehr, je inniger sie sich mit dem wirklichen Christenthum befreundet. Es ist sogar ihre eigentliche Aufgabe, die irrthümlichen Lehren scharf anzugreifen und so dahin zu wirken, dass die Religion Jesu in ihrer Klarheit erhalten werde. Und wenn die Wissenschaft ihren Beruf recht versteht, so kommt sie auf dem Wege der gründlichen Forschung und des schärfsten Nachdenkens zu Dem, was Jesus als Wahrheit ausgesprochen hat. Sie wird dann von dem höchsten Wesen nichts Besseres zu sagen wissen, als dass es Liebe ist. Sie kann von der Bestimmung des Menschen nichts Höheres lehren, als dass sie darin besteht, in Liebe mit dem Ewigen vereint zu bleiben und in Liebe den Menschen zu dienen.

Sie vermag mit ihren Ideen nichts Erhabeneres hinzustellen, als Jesus uns in seinem Leben vorhält. Und die göttliche Lebenskraft, welche durch die Religion des Erlösers weht, muss ihr als das Herrlichste erscheinen, das es giebt. Die ächte Wissenschaft stimmt mit dem wahren Christenthum vollständig überein. Wer aber durch Forschen und Nachdenken noch nicht von der innern Wahrheit des Christenthums überzeugt würde, der hätte noch einen andern Beweis für dasselbe im Leben selbst zu finden: Wenn er thut, was das Christenthum sagt, so wird er in seinem Herzen inne, dass es von Gott ist. —

XIX.

Die Ebioniten.

Wie wir für unsre Erde nur Eine Sonne haben, von welcher alles Leben geweckt wird, so kann es auch nur Eine Wahrheit geben, die über Allem steht. Aber die Strahlen der Sonne brechen sich in mannichfaltigen Farben und erzeugen so die verschiedenartigsten Landschaften. Sie vergolden den Saum der Wolken und bilden in Millionen Regentropfen den Bogen, der hell über unsern Häuptern schwebt. Und sie lassen die Berge und Thäler mit den silbernen Strömen in lieblicher Pracht erglänzen, oder sie erleuchten die engen Schluchten der Felsen und brechen sich auf den schneeigen Spitzen der luftigen Berge. Fallen sie aber in eine kleine Hütte und spielen mit den Stäubchen, die in der Luft sich auf und ab bewegen, welch freundliches Bild häuslichen Glückes malen sie uns dann vor! Dringen sie jedoch durch die Gitterfenster des Kerkers, so vermischen sie sich zu einem unheimlichen Bilde mit den feuchten Dünsten, die ihnen hier entgegenqualmen. Es ist immer dieselbe Sonne, welche bei ihrer Berührung mit der Erde diese verschiedenartigen Gestaltungen uns vorführt. So muss auch die Wahrheit in den menschlichen Seelen sich mannichfaltig gestalten und eine reiche Entwickelung hervorrufen. Diese verschiedenen Auffassungen sind in den Schulen jener Zeit vertreten. Auf dem Boden Italiens, von willensstarken Männern durchgebildet, muss das Christenthum eine eigenthümliche Richtung annehmen, wie wir sie in der römischen Schule vorfinden. In Afrika, wo feurige Gemüther sich der Religion Jesu bemächtigen

und sie mit kühner Begeisterung zur Vollendung führen wollen, zeigt sich eine andere Entwickelung, welche uns die karthagische Schule vorführt. Und in Aegypten, dem Vereinigungspunkte des Morgenlandes mit dem Abendlande, auf dem Sammelplatze aller höhern wissenschaftlichen Bildung damaliger Zeit, sehen wir christliche Anschauungen heranreifen, wie wir sie sonst nirgends finden. Die alexandrinische Schule eignet sich am reinsten und umfassendsten die Ideen des Christenthums an. Allen drei Schulen liegt die Wahrheit zum Grunde, sie wird aber in jeder besonders aufgefasst.

Doch werden die Strahlen der Sonne auch vielfach getrübt und können durch Wolken der Erde verdeckt werden. So wird die Wahrheit entstellt, wenn sie von unreinen Trieben gefesselt erscheint. Das Christenthum hat sich nicht rein erhalten können, als es von unreinen Händen entweiht wurde; es ist durch Verbindung mit herrschenden Irrthümern selbst als etwas Anderes erschienen, als es eigentlich ist. Die Christen haben es mit ihrer Schwachheit heruntergezogen, da sie es nicht in ihrer geistigen Höhe zu fassen vermochten. Die noch herrschenden jüdischen Begriffe mussten in dem Evangelium etwas ihnen Verwandtes sehen, orientalische Anschauungen vermischten sich ebenfalls mit der christlichen Wahrheit, und Begriffe griechischer Philosophie traten an andern Orten mit dem neuentstandenen Leben in Gemeinschaft; oft verwirrten sich auch alle drei Elemente und mussten dann sonderbare Ansichten hervorrufen, die von der Wahrheit kaum noch einige Namen geborgt hatten. Diese Entstellung des Christenthum zeigt sich in den Sekten jener Jahrhunderte, deren auch im Ganzen drei zu unterscheiden sind: Die jüdisch-christlichen (Ebioniten) die orientalischen (Manichäer) und die griechisch-orientalischen (Gnostiker).

Die ersten Ebioniten finden sich schon zur Zeit der Apostel, indem viele Christen, die früher Juden gewesen waren, sich nicht von dem Gesetze, unter dem sie aufgewachsen, lossagen mochten. Diese beriefen sich später auf die Worte Jesu, dass nicht ein Titel im Gesetz aufgehoben werden solle, und dass er nicht ge-

kommen wäre, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Sie sahen fast ausschließlich in Jesu einen Juden, der sich den Juden anschloss und auf eine Durchführung der schon von diesen erhobenen Forderungen drang. Es war eine liebenswürdige Anhänglichkeit an die Gebräuche der Väter, wenn diese Judenchristen streng die Sabbathfeier beobachteten, allen mosaischen Vorschriften bei den Mahlzeiten nachkamen und zu den bestimmten Zeiten, wann es Moses vorschreibt, beteten. Nur vermochten sie in ihren engen Anschauungen das Leben nicht zu begreifen, welches Jesus unter allen Menschen auf der ganzen Erde hervorrufen wollte. Es wurden unter diesen Christen auch bald zwei Parteien unterschieden: Die eine konnte sich für die eigne Person von dem mosaischen Gesetze nicht lossagen, wollte aber durchaus nicht allen übrigen Christen die gleiche Verpflichtung auferlegen. Diese begriffen, dass die Heiden nicht dieselbe Ehrfurcht vor den Vorschriften des alten Testamentes haben konnten, als die Juden. Sie meinten daher, dass es billig wäre, bei der Bekehrung heidnischer Familien von der Beobachtung jüdisch-ceremonieller Bestimmungen abzusehen. Wenn geborne Juden sich um die Forderungen ihrer Nation nicht kümmerten, so sahen sie diese Freiheit nicht gern und fühlten sich wohl dadurch verletzt; aber sie wollten doch auch von diesen nicht eine Unterwerfung unter Gesetze fordern, welche zur Seligkeit nicht nothwendig waren. Man musste in solcher Auffassung eine gewisse Milde und Gerechtigkeit anerkennen. Die andere Partei nahm aber einen schroffern Standpunkt ein und glaubte, das Lossagen von dem Gesetze des Moses sei eine Untreue, die nicht vergeben werden könne. Man handelte nach ihrer Meinung geradezu gegen die Lehre Jesu, wenn man nicht in seinen Gebräuchen ein vollständiger Israelit sei. Sie forderten daher von Jedem ohne Unterschied mit der Annahme des Christenthums zugleich den Uebertritt zum Judenthum. Die Heiden sollten zuerst Juden und dann Christen werden. — Diese Judenchristen bildeten eine besondere Gemeinde, die sich von den übrigen Christen fern hielt und geschieden von den großen Bewegungen blieb, welche durch das Christenthum unter den Heiden

hervorgerufen wurden. Sie hielt sich in Jerusalem bis zu den Zeiten des Hadrian. Dann, als alle Juden aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, musste sie sich äußerlich von ihren jüdischen Gebräuchen lossagen und sich dem Staate gegenüber als eine „heidnische Gemeinschaft" hinstellen. In Pella hat sich dann bis ins fünfte Jahrhundert eine solche strenge jüdisch-christliche Gemeinde erhalten.

So wenig Einfluss diese einzelne Gemeinde zu Jerusalem auf die Entwickelung des Christenthums übte, so brach sich doch die ihr zum Grunde liegende Richtung in weitern Kreisen Bahn. Der Name „Ebioniten" wird dann auch gewöhnlich für die größeren Bestrebungen dieser Art allein gebraucht. Man ist über den Ursprung des Wortes verschiedener Meinung. Einige wollen es von einem Eigennamen ableiten, von einer Person Ebion, welche mit fanatischem Eifer für die Beobachtung des ceremoniellen Gesetzes gestritten habe. Andere, die mehr für sich haben, leiten das Wort aus dem Hebräischen ab, wonach es soviel als „arm" bezeichnet. Die Ebioniten sind also die „Armen". Es ist nun die Frage, ob sie sich selbst so genannt haben, oder ob ihnen ihre Gegner diesen Namen beilegten. Nannten sie sich selbst so, so würde in dem Worte etwas Gutes zu suchen sein. Sie wären darnach die Armen, derer das Himmelreich ist, die Jesus stets zu den besonders Bevorzugten rechnet, soviel wie die Bescheidenen, die Demüthigen, welche nicht nach Ehre und Ansehen in dieser Welt streben, sondern die „Letzten" sein wollen. — Es lässt sich nicht mehr feststellen, in welchem Sinne das Wort „Ebioniten" historisch berechtigt wäre. Denn es wird auch von den Gegnern dieser Sekte im tadelnden Sinne gebraucht. Man nannte diese Judenchristen die Armen, d. h. die Beschränkten, deren Vorstellungen sich nicht zur Wahrheit erheben konnten, und bezeugte ihnen gewöhnlich Mitleid. Nur dann sind die freier denkenden Männer jener Zeit ihnen mit Nachdruck entgegengetreten, wann sie es wagten, der Ausbreitung des Christenthums sich entgegenzustellen und durch ihren Eifer Störungen in das Gemeindeleben hineinzutragen.

Das geschah zu Zeiten, da sie sich mächtig fühlten und die

Aussicht hatten, die freiere Auffassung des Christenthums unterdrücken zu können. So traten die Ebioniten schon dem Apostel Paulus entgegen. Und als sie ihn persönlich nicht mehr anfeinden konnten, verfolgten sie wenigstens seine Richtung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Sie erklärten, das Christenthum sei nur eine Vervollkommnung des Judenthums, es bringe im Grunde nichts Neues. Was es von Gott lehre, liege schon im Keime und in einzelnen Worten auch deutlich im alten Testamente. Seine Sittenlehre stimme ganz mit den Geboten des Moses überein. Christus habe nur das Ersterbende neu belebt und das Erkaltete erwärmt. Er selbst wäre der letzte der Propheten, der sich ganz an dieselben anschließe. Nach ihrer Meinung ist Johannes der Täufer der wiedererschienene Elias. Jesus habe deshalb wie jeder andere Jude die ersten Jahre seines Lebens zugebracht und sich besonders gern mit den religiösen Schriften seines Volkes beschäftigt. Erst mit seiner Taufe habe er die Weihe als Messias empfangen. Er ist ihnen also der „Nazaräer", unter welchem Namen die Ebioniten dann auch selbst erscheinen.

Diese allgemeinen ebionitischen Ansichten erhalten aber auch wieder ihre eigenthümlichen Gestaltungen. Es gab eine sehr engherzige pharisäische Auffassung unter ihnen, welcher sich diejenigen Christen hingaben, die früher Pharisäer gewesen waren. Diese wollten kein Titelchen vom Gesetz fallen lassen, weil sie meinten, dass Alles verloren sei, wenn nur ein Buchstabe als menschlicher Zusatz angesehen werden dürfe. Sie legten also das, was sie vom Christenthum sich angeeignet hatten, so aus, dass es in ihre theologischen Dogmen passte, wonach das „Reinhalten der Schüsseln und Becher" das Wichtigste war und es als eine Sünde angesehen wurde, wenn man am Sabbathe die Zahl der erlaubten Schritte überstieg, oder an diesem Tage etwas Gutes that. Diese Richtung musste sehr viel von dem Evangelium Jesu ableugnen oder unbeachtet lassen. Denn wie wäre es möglich gewesen, dabei die Worte gelten zu lassen, mit denen Christus die pharisäische Art der Gottesverehrung tadelt? Es ist kaum einzusehen, warum so denkende Juden sich noch „Christen" nannten, da sie

doch eigentlich nur sehr Unwichtiges von dem Christenthum annehmen konnten. Wohl mögen auch Manche dieser Sekte zu dem christlichen Bekenntniss gekommen sein, ohne zu wissen, wie; und Andere haben durch den Anschluss an die Christen nur ihren pharisäischen Ernst für die festere Begründung des äußern Judenthums zu bezeugen geglaubt. — Doch findet sich auch unter den Ebioniten eine mildere Auffassung, welche den Pharisäern entgegentrat. Wie unter den Juden Viele die äußere Gesetzlichkeit nicht als das Wesentliche, sondern vielmehr als den Verfall der Nation ansahen, so musste es noch eine größere Zahl unter den Judenchristen geben, welche im Christenthum eine Zerstörung des Pharisäismus sahen und Jesum als denjenigen Propheten betrachteten, welcher das reinere Judenthum wieder hervorgesucht und zur Herrschaft gebracht hätte. Diese Partei der Ebioniten hat also nicht das ceremonielle Gesetz in allen seinen Einzelnheiten für nothwendig zur Seligkeit gehalten, sie trat darum auch nicht in ein feindliches Verhältniss zu den Heidenchristen. — Für solche Juden aber, welche sich der unter ihnen herrschenden mystischen Richtung anschlossen, gestaltete sich die Ansicht über die christliche Religion wieder in besonderer Weise. Sie fassten vorzugsweise die Worte auf, welche Jesus von der „Armuth“ gesagt hatte und von der Verirrung der Welt. Sie erklärten daher, die Christen müssten sich gleich Johannes dem Täufer aus dem Leben der Menschen zurückziehen, in den Wüsten und Wäldern leben und durch Bußübungen sich zu reinigen suchen. Nach ihren Vorstellungen war das Christenthum im weitesten und tiefsten Sinne eine Wiederherstellung des Judenthums. Was Christus wollte, das sei das Judenthum eigentlich gewesen; es hätten die Menschen dasselbe nur im Laufe der Jahrhunderte entstellt. Obgleich diese ebionitische Richtung im Verhältniss zu den oben angedeuteten der Wahrheit bedeutend näher tritt, so ist es doch eine beschränkte Idee, die Religion, welche für die Menschheit ist, in die Grenzen der Nationalität einschließen zu wollen. — Diesem Irrthum erliegt eine merkwürdige Schrift aus dieser Zeit, die sogenannten „Clementinen“. Diese enthalten

achtzehn Erzählungen von einem vornehmen Römer, der auch später Bischof geworden sein soll und Clemens hieß. Der Inhalt der Darstellungen bezieht sich auf die eigene Bekehrung des Clemens und auf Streitschriften des Petrus. Es ist darin von einer Urreligion die Rede, welche die allein wahre ist, sich aber nach den verschiedenen Verhältnissen und Zeiten verschieden offenbart habe. Die erste Offenbarung ist in Adam erfolgt, der ohne Sünde war und nicht fallen konnte; er hat Gott auf reine Weise verehrt, stand mit ihm in unmittelbarem Verkehr und war sein erster wahrer Sohn. Die zweite Offenbarung der Urreligion ist sodann in Moses zu finden, der deshalb auch der zweite wahre Prophet zu nennen ist. Er hat eine unfehlbare Frömmigkeit in sich getragen, das Angesicht Gottes geschaut und in seinen Geboten die Forderungen des Ewigen ausgesprochen. Die dritte Offenbarung ist durch Christum erfolgt, der hiernach eigentlich der dritte Adam genannt werden müsste, nicht, wie es in der Bibel geschieht, der zweite. Er steht als Prophet Adam und Moses gleich und hatte nichts Anderes zu thun, als die schon früher verkündigte Wahrheit von den Irrthümern zu reinigen, welche dieselbe umgaben. Er sollte nichts Neues bringen, sondern nur das Alte, d. h. das mosaische Gesetz, wiederherstellen. Es wird dann noch eine vierte Offenbarung anerkannt, die auch außerhalb des Judenthums denkbar war, nämlich die Offenbarung des Gewissens. Diese soll nach den Clementinen auch die Urreligion verstehen und dem Herzen des Menschen mittheilen. Sie ist die Art, wie Gott sich der Heidenwelt kund thäte. Auf diese innere Offenbarung wird der größte Werth gelegt. Wer nicht, so heißt es, in seinem Innern angeregt und erleuchtet wird, dem helfen die äußern Offenbarungen nicht. Deshalb ist der Mensch keiner Autorität von Außen her unterworfen; er muss mit seinem Gewissen alle Ueberlieferungen erst prüfen und darf nur diejenigen annehmen, von denen er in sich überzeugt wird. — Es geht durch die Clementinen jedenfalls ein Zug der Versöhnung. Sie sind wahrscheinlich in der Absicht geschrieben, das Judenthum vor den Vorwürfen zu schützen, die ihm oft ungerechter Weise von vielen

Christen gemacht wurden. Und es soll dann Judenthum und Christenthum einander völlig gleich gestellt werden. Wer also die Religion des Moses hat, der besitzt im Grunde dasselbe, als der, welcher die Religion Jesu hat. Denn im Mosaismus und Christenthum liegt die ewige Urreligion.

Ueber die Ebioniten sind die Urtheile zu ihrer Zeit verschieden ausgefallen: man hat sie oft schnöde verachtet, meistens sind sie aber als „schwache Brüder" angesehen, mit deren Einseitigkeit man Geduld haben müsse. Wir können indessen nicht leugnen, dass sich doch hie und da in ihren Lehren einzelne Funken der Wahrheit finden, und dass mancher Satz von ihnen aufgestellt ist, den wir uns wohl anzueignen vermögen. Aber der Irrthum, welcher sich durch alle ihre Begriffe hindurchzieht, besteht darin, dass sie ihre Gedanken und ihr Leben in eine gesetzliche Form zwingen, von der sie sich nirgends losmachen können. — Wir dürfen über die Formen des Denkens und Lebens nicht leichtfertig hinwegsehen und in das unbesonnene Geschrei Derer einstimmen, welche von dem „freien Geiste" sprechen und ihn sich „formlos" denken. Das geistige Leben tritt uns vielmehr immer in einer bestimmten Gestalt entgegen und ist nicht wie eine verfliegende, dünne Luft. Wir können uns nichts ohne eine Form denken, wenn wir nicht etwa hohle Redensarten für Gedanken ausgeben wollen. Wo daher religiöse Ideen auftauchen, müssen sie eine Gestalt annehmen und dadurch zu Bildern werden; und wenn sich ein gemeinsames Leben entwickeln soll, so müssen sich Alle, die zu solch einer Gemeinschaft gehören wollen, über die Ordnung einigen, in der sich ihr Leben bewegen soll. Sie werden dann ihre Grundsätze aufs genaueste aussprechen, damit Niemand im Zweifel bleibe, was ihnen als Wahrheit erscheint und als Ziel vorschwebt. Und je kräftiger eine solche Gemeinschaft ist, um so schärfer werden die Gebräuche ausgeprägt erscheinen, die sie zusammenhalten, und um so kühner werden sie sich das wirkliche Leben zu unterwerfen suchen. — Aber es ist ein Irrthum, wenn die Form als die Hauptsache angesehen wird und nur auf Beobachtung der Gebräuche gehalten

werden soll. Die Form ist immer erst das zweite, und das geistige Leben ist das erste. Es ist zwischen dem Geiste und den religiösen Formen dasselbe Verhältniss wie zwischen der Seele und dem Leibe. Beide gehören zu einander, und wir können sie in unsrer Vorstellung nicht trennen; aber unstreitig gebührt der Seele der Vorzug vor dem Körper, und dieser erhält sein Leben nur von jener. Wer das Verhältniss nun umkehrt und mit religiösen Gebräuchen das wahre Christenthum hervorzurufen gedenkt, der macht die Nebensache zur Hauptsache und will das Leben aus dem Todten erzeugen. Oder wenn Jemand versucht, das Leben in Formen zu zwingen, die nicht aus demselben naturgemäß hervorgewachsen sind, so kann er kein wahres Leben wecken, sondern verfährt in der Weise Derer, welche für alle Menschen ohne Unterschied Eine Kleidung, Eine Uniform, zu schaffen versuchen. Der Geist ist und bleibt das Wichtigste, er soll die Christen durchdringen, und von ihm müssen alle Einrichtungen des gemeinsamen Lebens ausgehen. Ist er verduftet, so helfen keine gesetzlichen Formen, diese stehen dann nur wie Ruinen da, die von ihren Bewohnern verlassen wurden. Bei dieser Auffassung versteht es sich von selbst, dass die Gebräuche nicht für alle Zeiten festgestellt werden können, sondern sich ändern müssen, sobald das geistige Leben ein anderes wurde. Wie sollte man den „jungen Most in alte Schläuche" thun? Das Christenthum konnte in den Formen des Judenthums nicht bleiben, es musste sich neue Lebenseinrichtungen, neue Ausdrücke für seine neuen Empfindungen und Anschauungen bilden. Und von Zeit zu Zeit mussten auch die neu entstandenen Formen der christlichen Gemeinschaft verändert werden, je nachdem das christliche Bewusstsein es forderte.

Im Laufe der Jahrhunderte ist nun zwar der Name der Ebioniten aus der Geschichte verschwunden, ihre Irrthümer aber sind theilweise geblieben und haben bis in die neueste Zeit hinein das gesunde christliche Leben gestört. Im Mittelalter traten die judaisirenden Ideen in der gesetzmäßigen Einrichtung der Kirche mächtig hervor. Es wird ein künstlich gegliederter Staat von Geistlichen gebildet, dessen Lebensweise durch kirchliche Gesetze

geordnet werden soll. Da es diesem Stande an Frömmigkeit fehlte, so sollte ihm wenigstens eine äußere Heiligkeit erhalten werden, indem alle seine Mitglieder in gleicher Weise einsam zu leben hatten. Anstatt zu einem wahrhaft reinen Leben aufzufordern, begnügte man sich, Bußübungen, Wallfahrten, äußere Opfer für hinreichend zur Seligkeit zu rühmen. In Werkheiligkeit erstarrte das freie fröhliche Christenleben. Viele sahen dieses bald nur noch im Kreuzschlagen, im Anbeten der Heiligen, im leiblichen Genuss des Abendmahls. Die ganze Auffassung von der Erlösung wird als ein gesetzmäßiges Werk angesehen: Gott wird als Richter nach menschlicher Weise hingestellt, der äußerliche Tugend verlangt und Genugthuung fordert für Sünden, die das menschliche Geschlecht in früheren Jahrhunderten gethan hat. Das Höchste, was das Christenthum in seinem Glauben enthält, wird auf solche Weise in eine todte Form gezwängt, die außer dem menschlichen Leben dasteht und kaum mit dem Verstande von einer gewissen Seite her aufgenommen werden kann. — Wenn die Reformatoren gegen diese Erstarrung der mittelalterlichen Kirche auftraten und in einzelnen Kreisen wieder Leben weckten, so finden wir doch später auch in protestantischen Kirchen die formelle Gesetzmäßigkeit des frommen Wirkens wieder. Was sind die scharf begrenzten Vorschriften der englischen Hochkirche anders, als ein Zurückgehen auf den jüdischen Standpunkt? Wenn die Arbeit für den Sonntag unbedingt ausgeschlossen ist und jeder Gottesdienst seine vorschriftmäßigen Gebete enthalten muss, wenn die freie Predigt nicht gelitten wird; so ist so etwas doch nur da möglich, wo man auf die Form einen zu großen Werth legt. Noch starrer aber erscheint die todte Gesetzmäßigkeit in vielen puritanischen Gemeinden, die eine ganze Reihe von unschuldigen Handlungen als verboten hinstellen und Jedem für sein ganzes Leben vorzuschreiben versuchen, welche Häuser er nicht zu besuchen, welche Predigten er zu hören, wie oft er zu beten hat. Gehen doch solche Gemeinschaften auch auf die Kleidung ein und wollen damit die „Frommen“ und die „Kinder der Welt“ von einander unterscheiden. Ist nicht auch Manches von dieser Verirrung

in den herrnhutischen Kreisen zu finden, die ursprünglich die tiefste christliche Wahrheit erfassten, da sie eine Gemeinde von „Brüdern" sein wollten? — Wenn wir hören und sehen, dass in den einfachsten häuslichen Angelegenheiten dem Geiste keine freie Bewegung gestattet wird; so müssen wir denselben Grundirrthum darin erkennen, der die Ebioniten dazu trieb, an dem jüdischen Gesetze festzuhalten. Wie viel leere Vorstellungen, wie viel seelenlose Gebräuche haben sich in die ganze christliche Kirche und in alle einzelnen Gemeinden derselben eingeschlichen! So schnell entflieht der Geist und lässt die leere Hülle zurück!

Als eine traurige Verirrung haben wir es daher zu beklagen, wenn man von mancher Seite her gegenwärtig den Versuch macht, das alte Formenwesen wieder zu erneuern und wo möglich mittelalterliche Gebräuche in unsre Kirche zurück zu bringen. Auch könnte es sicher nichts helfen, mit den strengen Formen protestantischen Lebens anzufangen. Darin ist der Verfall der Religion nicht zu suchen, dass man zu wenig Werth auf fromme Gebräuche und fromme Redeweisen legt, davon giebt es nur zu viel; sondern vielmehr daran leiden wir, dass der Geist der wahren Andacht so selten ist, und dass anstatt des sittlichen Ernstes oberflächliche Formen in unserm religiösen Leben gelten. — Wenn wahre Frömmigkeit wieder in den Gemüthern erwachte, wenn ein freudiger Geist christlicher Wahrheit die Gegenwart aufs Neue durchdränge, dann würde das judaisirende Element aus dem Christenthum verschwinden, und dieses würde sich selbst aus seiner innern Kraft Lebensformen und Ordnungen schaffen, die nicht starr und einengend wirken könnten, sondern der schöne und erhabene Ausdruck des wahren christlichen Lebens wären! — Denn, wie der Buchstabe tödtet, so macht der Geist lebendig.

XX.

Die Manichäer.

Der Satz: „Alles wiederholt sich nur im Leben" findet seine Anwendung besonders auch bei Allem, was das religiöse Leben hervorgebracht hat. Hier sind es im Grunde dieselben Fragen, welche immer aufs Neue aufgeworfen werden, die man mit verständiger und oft künstlicher Auslegung zu erledigen sucht und sich dann wieder unbefriedigt abwendet. In das dunkle, geheimnissvolle Schaffen des göttlichen Wesens möchte der Mensch gern eindringen; sein eignes Sein zu ergründen ist ihm eine Pflicht, die er nicht von sich weisen mag. Kann er bei diesem Streben nicht zu einer reingeistigen Erkenntniss hindurchdringen, so hilft er sich mit seiner Einbildungskraft und macht sich Bilder, die ihm die Erkenntniss der Wahrheit ersetzen sollen. Gern sucht er seine Vorstellungen als wahr zu beweisen; und indem er das Bild mit der Wahrheit selbst verwechselt, entsteht der Irrthum. So ist es eine uralte Frage, welche im Oriente die strebenden Geister beschäftigte und in persischen und indischen Sagen uns entgegentritt: was ist Sünde? woher stammt sie? kann es überhaupt Sünde geben? Was zerstreut in einzelnen Erzählungen hie und da über diese Fragen vorkommt, das sehen wir in eigenthümlicher Mischung in einer Sekte verbunden, welche in der Geschichte unter dem Namen „Manichäer" bekannt ist.

Diese gehen von der Absicht aus, die indische, persische und christliche Religion mit einander zu verschmelzen. So sehr uns nun auch Alles anzieht, was nach einer Versöhnung aussieht,

so können wir doch von solch einer Begriffsverwirrung wenig Gutes erwarten. Die indische Anschauung bewegt sich in einem ruhigen Betrachten der Schöpfung; sie setzt voraus, dass alles Geschaffene aus dem Urgeiste herausgeflossen sei und zu ihm wieder zurückströme. Wenn dabei eine Entfremdung von der Gottheit stattfinde, so ist diese örtlich gedacht, die gesunkene Welt ist gleichsam so weit von dem Schöpfer entfernt, dass seine Kraft nicht mehr bis zu ihr hindurchdringt; und es muss daher eine neue Offenbarung des Ewigen geschehen, um die Menschen wieder zu dem Höchsten zurückzuführen. Es muss, so sagt die indische Sage, eine der Gottheiten in Menschengestalt erscheinen, die Sterblichen belehren und durch eignes untadelhaftes Leben die Gefallenen emporziehen. — Die alte persische Lehre des Zoroaster betrachtet die Schöpfung als den Zustand des Kampfes: Es sind in derselben verschiedene Wesen vorhanden, die sich gegenüberstehen und nicht versöhnen können, ein gutes und ein böses. Ueberall, wo Leben ist, stehen diese mit einander im Streite, und es ist kein Ende des Kampfes abzusehen. — Wenn zu diesen Ansichten noch christliche Wahrheiten hinzukommen, so muss offenbar eine eigenthümliche Mischung entstehen, bei der bald das Indische, bald das Persische, und bald etwas Christliches hervortritt. Klarheit und Einfachheit wird man vergebens bei einer Sekte suchen, die von solchen oberflächlichen Bestrebungen geleitet wird; aber aus den Verirrungen derselben wird man um so deutlicher den Werth der christlichen Wahrheit erkennen können.

Der Stifter dieser Sekte ist Mani. Er lebte zu der Zeit in Persien, als man sich daselbst bemühte, die alte Lehre des Zoroaster zu reinigen und wieder herzustellen. Es war nämlich darüber ein Streit unter den Magiern, ob man über den beiden feindseligen Wesen noch ein höheres anzunehmen habe, dem sie unterworfen seien. Mani nun wird uns als ein Mann von sehr lebhaftem Geiste geschildert, der Alles mit Begeisterung aufnahm, was seine Seele erregt hatte. Seine gewaltige Einbildungskraft malte ihm seine Gedanken sogleich in großartigen Bildern aus, die oft ins Ungeheure gegangen sein müssen. Der Kampf,

von dem Zoroaster spricht, stand in seiner Phantasie sogleich als ein unendliches Schlachtgemälde da, an welchem sämmtliche Christen der Vergangenheit und Zukunft Theil nahmen. Zugleich lag aber auch in Mani etwas Tiefsinniges. Er wollte nicht allein äußerlich die Dinge zusammenstellen, sondern auch in das Wesen derselben eindringen und die Gedanken aufsuchen, welche der Schöpfung zum Grunde liegen. Wodurch er aber vor Schwärmerei bewahrt bleiben konnte, und was seiner Lehre den Eingang zu verschaffen wusste, das waren seine praktischen Talente. Er hat vortrefflich rechnen können und sich durch seine mathematischen Kenntnisse ausgezeichnet. Man rühmt ihn als bedeutenden Astronomen. Und noch eine besondere Fertigkeit ist zu diesen Fähigkeiten hinzu gekommen: er war Maler und hat die Bilder seiner Seele in Gemälden wiedergegeben, die er mit eigner Hand ausführte. — Es musste für diesen persischen Priester von großer Bedeutung sein, wenn rings um ihn Versuche gemacht wurden, die in Verfall gerathene Religion des Zoroaster zu reinigen. Er nahm daran den lebhaftesten Antheil und gewann den König Sapores für seine Ideen. Dieser gab ihm den Auftrag, seine Verbesserung der herrschenden Religionsgemeinschaft vorzunehmen, und die Staatsgewalt sollte ihm dabei helfend zur Seite stehen. Es traf Mani aber dasselbe Schicksal, welches fast Alle erfahren, die gegen herrschende Irrthümer auftreten, er verfeindete sich die Priester, welche um ihren Einfluss zu kommen fürchteten, wenn der König sein Ohr fortdauernd dem Neuerer leihe. Durch ihre Hinterlist gelang es ihnen, Mani 270 zu verdrängen. Er musste den Hof und das Land verlassen. Seinem Streben nach Wahrheit treu, floh Mani nach Ostindien und benutzte seine Verbannung zu neuen Studien. Er soll bis nach China gekommen sein und wurde mit der indischen Religion bekannt. Seine Phantasie fand besonders in der Lehre des Buddha Nahrung, dieses indischen Reformators, und er suchte sich aus seinen ältern und neuern Anschauungen ein zusammenhängendes System zu machen. Das Christenthum war aber in diesem Jahrhundert bereits so mächtig vorgeschritten, dass Mani bei seinen Forschungen darauf

aufmerksam werden musste. Es ist unmöglich anzugeben, was in seiner Lehre eigentlich dieser oder jener Religion angehörte, da es Alles in einander gearbeitet ist. Während seiner Entfernung von seinem Vaterlande hat er sich, so erzählt man, in eine dem Buddha geweihte Grotte zurückgezogen, um seinen Träumereien ungestört zu leben und seine Ideen in großartigen Gemälden darzustellen. Mit diesen kehrte er 272 nach dem Tode des Sapores nach Persien zurück, stellte sie vor dem Volke auf, fügte in glühenden Worten seine Erklärungen hinzu und bewirkte einen gewaltigen Zulauf. Aber die Magier ruhten nicht, sie forderten ihn jetzt zu einer Disputation auf und setzten 277 durch, dass er zum Tode verurtheilt wurde. Mit welcher Wuth man ihn verfolgte, zeigt die Art seines Todes: er ist nämlich lebendig geschunden, und seine Haut ist ausgestopft vor die Thore der Stadt gestellt.

Die Lehre des Mani spricht von zwei entgegengesetzten Wesen: dem Urguten und dem Urbösen. Das Urgute ist der lebendige Gott, der Vater der Welt. Er wohnt in einem herrlichen Lichte, das von keiner Finsterniss getrübt wird, ewige Strahlen gehen von ihm aus und lassen keine Dunkelheit aufkommen. Es ist das Urlicht, welches mit vollkommenen Wesen umgeben ist, die nur Wonne und Leben kennen. Da strömt von dem Urlichte eine belebende Kraft aus: der Aeon des Lebens beginnt eine Schöpfung. Er macht den Urmenschen, der ebenfalls ohne Fehler ist, nach dem Bilde Gottes geschaffen. Dieser wird mit den Elementen: Feuer, Licht, Luft, Wasser und Erde ausgerüstet, um einen Kampf gegen das feindliche Reich des Urbösen zu bestehen. Dieses Urböse ist dann im Grunde nichts Anderes, als das Leibliche, der Stoff, das Sinnliche oder Irdische. Da dem Urmenschen der Kampf zu schwer ist, so erscheint ihm eine höhere Kraft zur Unterstützung, diese ist der lebendige Geist. Aber ein Theil des Urmenschen war bereits von den Mächten der Finsterniss verschlungen, das war die Weltseele. Diese ist nun in Knechtschaft und sehnt sich nach Erlösung. Sie ist in der sichtbaren Natur wie eingeschlossen und will sich emporheben zum Lichte. So fühlt Mani, wie die Schöpfung sich nach Befreiung

sehnt. Alle guten Kräfte müssen sich nun vereinigen, die Weltseele zu erlösen. Es wird daher von dem ewigen Vater Christus ausgesandt, diese Befreiung zu bewirken. Nach ihm erscheint zu demselben Zwecke der heilige Geist. — Gegen diese Versuche des Lichtreiches erhebt sich aber in seiner ganzen unheimlichen Macht die Finsterniss. Diese sieht sich gefährdet und beschließt daher in derselben Weise sich zu schützen, wie das Lichtreich. Sie bildet auch einen Menschen und sucht den Urmenschen soviel als möglich nachzuahmen. Hier blitzt aus den phantastischen Träumereien die Wahrheit hervor, dass alles Böse eine Nachahmung des Guten ist, und dass es nur dadurch eine scheinbare Macht erlangen kann, dass es sich der Täuschung befleißigt. — Was bei der ersten Schöpfung geschah, wiederholt sich, so lehrt Mani weiter, bei der Geburt eines jeden Menschen. Jeder hat einen guten, einen Urmenschen, in sich, der nach Gott geschaffen ist, und einen sündhaften, der von dem bösen Wesen herrührt und ihn ins Verderben zieht. Für diese Ansicht beruft Mani sich auf Paulus, der von dem „Geiste" und dem „Fleische" spricht und sich in seiner sündhaften Verkommenheit verloren fühlt, während er sich nach seinem bessern Theile für erlöst hält. Ebenso weiß er den Anfang des Evangeliums des Johannes für sich auszubeuten, wo von der „Finsterniss" und dem „Lichte" die Rede ist, wie dieses in jene hineinscheint, und wo es heißt: Jesus ist das wahrhaftige Licht, das alle Welt erleuchten soll. — Doch wird die Vorstellung von Christo sogleich wieder in Unklarheit gehüllt, indem es heißt, er soll der „Sonnengott" sein. Und da nach den Voraussetzungen Mani's der Stoff sündhaft ist, so kann Christus nach seiner Meinung nur einen Scheinkörper gehabt haben; es verschwindet ihm damit der Erlöser selbst in einen Schein. — Um auch für seine Person eine Stellung in dem Erlösungswerke zu erhalten, wird dann gelehrt: Wie die Finsterniss nicht das Licht begreift, so wird Christus schon von seinen Jüngern nicht verstanden; seine Wahrheit wird entstellt, verunreinigt, in das Sinnliche hinabgezogen. Auch der heilige Geist wird nicht rein erhalten. Daher ist es nöthig, dass zur Erlösung der Mensch-

heit noch eine Gestalt auf Erden erscheine, welche das wahrhaftige Licht wiederbringe; und diese Person ist Mani selbst. Auch für diese Lehre sucht er einen Anhalt in der Bibel. Jesus habe ja erklärt, seine Jünger könnten noch nicht Alles tragen, was er ihnen zu sagen habe, er werde ihnen deshalb den Geist der Wahrheit senden, der von ihm zeugen werde. — Von dem Kampfe, der in der Zukunft zwischen dem Guten und Bösen noch stattfinden müsse, lehrt Mani, dass die Finsterniss endlich völlig unterliegen werde. Das Leibliche soll immer mehr zurücktreten, das Leben sich vergeistigen; dann werde die Materie als eine todte Masse zurückbleiben und vernichtet werden. Es sind also doch Ahnungen in dieser Lehre, dass die Doppelherrschaft nicht bestehen könne.

Die Anhänger des Mani haben sich nach seinem Tode sehr weit verbreitet, und noch nach Jahrhunderten finden wir Manichäer in Asien. Die Sekte hielt mit Begeisterung an ihrem Stifter fest. Sie erklärte seine Lehren für unfehlbar, erlaubte nicht das Geringste an denselben zu ändern und bildete eine in sich geschlossene Gemeinschaft. Den Aposteln glaubten sie nicht unbedingt, sondern hoben hervor, wie sich in ihren Ansichten jüdische Irrthümer befänden; was der Stifter ihrer Gemeinschaft ausgesagt hatte, wurde höher gestellt. Merkwürdig ist es, dass gerade die Manichäer einen großen Werth auf die Vernunft legen, da doch ihr Glaubenssystem bei unbefangener Beurtheilung vorzugsweise auf die Phantasie berechnet zu sein scheint. Doch wollen sie von einer Autorität nichts wissen, welche auf das äußere Ansehen und auf den Namen gerichtet ist. Unaufhörlich fordern sie auf, die Christen sollen nicht ohne Prüfung die Lehren aufnehmen, die man ihnen überliefert, sie sollen ihrer gesunden Vernunft folgen. Auch verspotten sie die gedankenlose Menge, welche nachspricht, ohne zu verstehen. Zu Einem, der alles im neuen Testamente Enthaltene glaubt, spricht der Manichäer Faustus: „Du, der du blindlings Alles glaubst, der du die Vernunft, die Gabe der Natur, aus der Menschheit verbannst, der du dir ein Gewissen daraus machst, über Wahres und Falsches zu urtheilen, und

der du dich nicht weniger davor fürchtest, das Gute vom Gegentheil zu sondern, als die Kinder sich vor den Gespenstern fürchten". — Die Ordnung, nach welcher diese Sekte ihre Einrichtungen traf, war außerordentlich streng und sehr genau gegliedert. Mani sollte stets als Haupt der ganzen Gemeinschaft verehrt werden. Unter ihm standen zwölf Apostel, welche er sich selbst gewählt hatte, und welche die gesammte Christenheit zu leiten hätten. Sobald Einer von diesen Aposteln starb, wurde ein Anderer gewählt. Zu diesen Zwölf kam aber noch ein Dreizehnter hinzu, welcher die Stelle des Mani einnahm. Eine Stufe tiefer standen die zwei und siebzig Jünger, auch nach dem Vorbilde des größern Jüngerkreises gewählt, der sich um Christum gebildet hatte. Diese erhielten auch den Namen Bischöfe, weil sie die einzelnen Gemeinden zu beaufsichtigen hatten. Unter den Bischöfen standen dann die Eingeweihten, und unter diesen die bloßen Hörer. Den Eingeweihten und Allen, die über ihnen waren, schrieb man ein ausschließlich heiliges Leben vor. Sie durften sich nicht im bürgerlichen Treiben bewegen, die Ehe war ihnen untersagt, sie sollten nach der Weise indischer Braminen ein betrachtendes Leben führen und sich äußerlich eines steten Gleichmuths befleißigen. Sie durften auch durchaus kein Thier tödten und keine Fleischspeise genießen. Es war ihnen ebenfalls untersagt, Pflanzen zu zerstören. Sie hatten sich zwar von Früchten zu ernähren, mussten aber außerordentlich wenig genießen, und es war die Pflicht der Hörer, sie mit den irdischen Bedürfnissen zu versorgen. Durch diese Sorge für die Eingeweihten erhielten nach manichäischer Meinung auch die Hörer einen Antheil an der Heiligkeit, wenn sie auch übrigens dazu bestimmt waren, die Wahrheit nicht zu verstehen. Um sich unter einander zu erkennen, reichten die sämmtlichen Manichäer sich die rechte Hand und wollten damit andeuten, dass der lebendige Geist die gesunkenen Menschen so bei der Rechten ergreife, um sie emporzuziehen. — In dem sittlichen Leben dieser Sekte zeigt sich ein durchgehender Ernst, der sich darauf richtet, sich über den Stoff zu erheben und zum geistigen Leben empor zu steigen. Eine solche ernste Gesinnung sehen wir auch

in der Ausdauer, welche die Manichäer den wildesten Verfolgungen entgegensetzten. Sie sind nämlich von den Römern mit besonderer Feindschaft behandelt, weil sie aus Persien stammten, dem Lande, welches der mächtigen Roma hartnäckigen Widerstand leistete.

Entkleidet man das Religionssystem der Manichäer der phantastischen Ausschmückungen, so dreht es sich um die Frage nach dem Ursprunge des Bösen. Es sucht festzustellen, worin dieses besteht, indem es das Irdische als das Sündhafte hinstellt; und es leitet dasselbe von einem besondern Wesen her, welches neben Gott steht. Zugleich ist in diesem Systeme der Weg der Erlösung dahin angegeben, dass nur eine Zerstörung des Irdischen zum bessern Leben führen könne. Und der Erlöser muss sonach ein von dem ewigen Geist ausgehender Geist sein. Der Grundirrthum der manichäischen Lehre besteht hiernach in dem Streben, den Ursprung und die Beschaffenheit des Bösen mit der Phantasie und dem Verstande erkennen zu wollen. Es ist ein verkehrter Weg, den Mani anschlägt. — Sein Ziel ist hoch und edel, er will die Wahrheit erkennen und scheut keinen Schluss, der gegen das Herkommen verstösst. Und es ist des menschlichen Geistes würdig, gerade auf das sein Nachdenken zu richten, was für sein Leben von der höchsten Bedeutung ist; denn wenn er das Böse zerstören soll, so muss er doch auch deutlich erkennen, was es ist, und woher es stammt. Aber die Phantasie giebt darauf keine genügende Antwort, sie kann nur die Bilder zusammenstellen, welche die Wahrheit deutlich machen, aber sie bemächtigt sich nicht der Wahrheit selbst. Und der Verstand vermag wohl einige Schlüsse zusammenzufügen, welche von Bedeutung für das menschliche Dasein sind, aber auch ihm sind Schranken gezogen, die ihn nicht bis in die Tiefe der Wahrheit bringen lassen. — Wer über das Böse zur Erkenntniss kommen will, der muss sein Gewissen fragen; dieses giebt ihm eine sichere Antwort und überzeugt ihn, was Sünde ist. Nicht mit kühnen Systemen gelangen wir zu dem Bewusstsein, dass es Böses giebt, sondern durch die Stimme unsres Gewissens. Diese sagt uns in jedem einzelnen Falle, was wir thun und lassen sollen. Sie klagt

uns an, wann wir unedel dachten und handelten; sie giebt uns das Gefühl von unserer Schwachheit. Und zugleich sagt uns das Gewissen, dass wir den äußern Ursprung der Sünde nicht aufsuchen können, sondern uns zuletzt mit einem Bilde behelfen müssen. Doch lehrt es uns, dass Jeder das Böse in seinen eignen Neigungen zu suchen hat und diese bekämpfen muss, wenn er sich von der Sünde frei machen will.

Auf diese Weise löst auch das Christenthum die wichtige Frage nach dem Ursprunge und dem Wesen des Bösen. Es hat ein Gleichniss dafür: Ueber Nacht, da der Herr ruhete, kam der Feind und säete Unkraut unter den Weizen. Es will aber nicht diesen Feind als eine zweite Gottheit anerkennen, sondern giebt mit diesem bildlichen Ausdrucke zu verstehen, dass eine weitere Untersuchung darüber nicht zum Ziele führen kann. Und wie der Mensch zum Bösen aufgefordert wird, das beschreibt das Christenthum so: er wird von seiner „eignen Lust" gereizt. Zum Kampfe fordert es auf, aber nicht zu müssiger Untersuchung. Es setzt voraus, dass Jeder durch sein Gewissen von dem Vorhandensein der Sünde überzeugt ist, und lehrt, wie dieselbe durch den guten Geist d. h. durch die Kraft des heiligen Willens, zu überwinden ist.

Dennoch haben die Christen sich auch in spätern Zeiten vor den Verirrungen der manichäischen Denkweise nicht zu bewahren gewusst. Sie haben die großartigen Bilder des neuen Testamentes als buchstäbliche Wahrheiten aufgefasst und gemeint, was Jesus von dem Gerichte Gottes in bildlicher Weise durchführt, das werde äußerlich so erscheinen. Gott also soll zwei Reiche bilden von den Guten und von den Bösen, und er werde die Einen buchstäblich zu seiner Rechten und die Andern zu seiner Linken stellen, die Letztern sollen dann in der Hölle und dem ewigen Feuer bleiben. Es hat sich ganz besonders die christliche Kunst von solchen Bildern gefangen nehmen lassen. Die Poesie des Mittelalters nicht nur ist reich an Legenden und religiösen Schilderungen, bei denen im Hintergrunde immer der ungelöste Gegensatz zwischen Himmel und Hölle zum Vorschein kommt;

sondern auch der begeisterte Dichter, welcher der evangelischen Kirche angehört und es sich zur Aufgabe machte, den Messias zu besingen; Klopstock ist nicht frei von solchen unklaren Ansichten über das Böse. Wir wollen seine edlen Bestrebungen nicht geringachten und ehren seine glühende Liebe zur Religion und zum Vaterlande. Sein fester Charakter steht uns ehrwürdig da; ja, wir können uns auch an vielen Stellen seiner Messiade erfreuen, in denen er die überirdischen Gestalten mit schöner Menschlichkeit umgiebt. Aber die Idee, dass neben dem Reiche Gottes auch ein Reich der Teufel bestehe, welches mit jenem um die Herrschaft ringe, entspricht nicht der Wahrheit und stimmt eher mit persischen als mit christlichen Ueberzeugungen. — Viel mehr aber noch ist die Malerei von solchen Ansichten angesteckt. Wenn sie im Mittelalter sich in den Dienst der Kirche begiebt, so liebt sie es, in Darstellungen des jüngsten Gerichtes ihre die Sinne beherrschende Gewalt zu zeigen. Sie stellt also, und zuweilen mit wahrer Meisterschaft, auf der einen Seite die Lichtgestalten der Seligen dar, umgiebt sie mit leicht schwimmenden Wolken, die sie mit dem Golde der Sonne zu umsäumen versteht: lieblich bewegen sich die holden Gestalten der Engel; Alles, was den Menschen beglückt, ist allegorisch vertreten; Andacht, Liebe, Geduld lächeln uns aus den verschiedenen Personen entgegen. Es ist ein schöner irdischer Himmel, in den wir blicken. Aber auf der andern Seite steht die Finsterniss der Hölle, kein freundlicher Strahl erleuchtet sie, ekelhafte Figuren mit grinsenden Zügen blicken uns an, die Sünde ist mit abschreckender Wahrheit gemalt. Zwischen den beiden Reichen dann der Richter, der die Menschen wiegt. Wir sind gewohnt, diese Gemälde nur als Gegenstände der Kunst zu betrachten, und begnügen uns, die Gefälligkeit der Gruppen und die Gewandtheit des Pinsels anzustaunen, der solche Gestalten hinzuzaubern vermochte. Aber was kann in der Seele des Künstlers für eine andere Ueberzeugung gewohnt haben, als dass das Leben von zwei feindlichen Gewalten beherrscht werde, und dass es ein Reich des Guten und des Satans gebe? —

Aber bei den Werken der religiösen Kunst könnten wir noch immer die bildlichen Anschauungen als vorwiegend geltend lassen. Es geht jedoch auch, was uns viel mehr befremden muss, durch unsre Kirchenlehre ein manichäischer Irrthum hindurch. Im Allgemeinen besteht dieser darin, dass man die Ausschmückungen der Phantasie als buchstäbliche Wahrheiten hinstellt. Was als Bild anmuthig und erhebend ist, das wird aber, wenn man es als wirklich hinstellt, verzerrt. Das gilt von den Darstellungen der Zukunft Christi, die ehrwürdige und mächtige Bilder sind, von denen die Kirchenlehre aber fordert, dass man sie als wirklich festhalten soll. Ein besonderer Irrthum, der aus manichäischen Anschauungen herstammt, ist dann aber die Kirchenlehre vom Teufel. Wie man sich denselben vorstellt, ob in grob-sinnlicher Weise, mit den bekannten Erkennungszeichen, die ihm der Volkswitz beilegt, oder als einen armen Teufel, der seine Macht an die Aufklärung hat überlassen müssen, oder vielleicht als eine geistige Persönlichkeit, hinter welchem Worte die Gedankenlosigkeit sich so gern verbirgt; — das ist dabei Nebensache. Wer das Wort „Teufel" nicht nur als bildliche Bezeichnung für das Böse ansieht, sondern das wirkliche Dasein eines Teufels behauptet, der ist in seiner Anschauung noch nicht aus dem persischen Gegensatze herausgekommen. Wenn dann die Kirche unter dem Worte „Hölle" mehr als einen bildlichen Ausdruck für den qualvollen Zustand eines bösen Gewissens sieht und von dem wirklichen, äußern Vorhandensein einer Hölle spricht; so ist sie noch nicht zu der Wahrheit gekommen, dass es überall nur Einen Gott giebt.

Hören wir aber, dass selbst wissenschaftlich gebildete Männer mit phantastischen Untersuchungen über den Ursprung des Bösen und über die Sünde ihre Zeit zubringen und nicht durch ihr Gewissen auf den richtigen christlichen Standpunkt geführt werden; so können wir kaum erwarten, dass die Kirchenlehre sich in der Gegenwart von den traurigen Verirrungen des Manichäismus ganz befreien werde. Erst, wenn das Gewissen als die einzig sichere Quelle aller religiösen Erkenntniss angesehen wird, darf man auf den Sieg des wahren Christenthums hoffen.

XXI.

Die Gnostiker.

Zu allen Zeiten haben nachdenkende Menschen sich mit der Untersuchung beschäftigt, was eigentlich „Geist“ sei, und sich abgemüht, bis an die äußerste Grenze aller Wesen vorzudringen, um das Geheimniss des Lebens zu ergründen. Und wenn ihre Gedanken diesen höchsten Flug genommen hatten, so wandten sie wieder ihren Blick dem Irdischen zu und versuchten die Verbindung zwischen Geist und Körper zu verstehen. Ihnen genügte die einfache Erklärung nicht, dass der ewige Geist die leibliche Welt schafft; sie meinten, dass aus jedem Wesen nur ein ihm ähnliches hervorgehen, und dass der Geist folglich nur Geistiges schaffen könne. Wie soll also die sinnliche Welt von Gott ausgegangen sein? Wo hört das Geistige auf? und wo fängt das Körperliche an? Kann dieses zu jenem und jenes zu diesem werden?

Auf diese Fragen eine genügende Antwort zu geben, ist das Streben derjenigen Männer gewesen, welche in der Geschichte unter dem Namen „Gnostiker“ bekannt sind. Sie stellten ihre Theorien über die Verbindung des Geistes mit dem Körper in einer Lehre zusammen, welche Gnosis genannt wird. Und um sich das Geheimniss der Welterschaffung zu verdeutlichen, haben sie erfinderisch eine Unzahl sogenannter „Zwischenwesen“ angenommen, welche gleichsam eine Brücke zwischen dem höchsten Urwesen und der irdischen Welt bildeten. Sie suchten für ihren Zweck unter allen Religionen und Philosophien nach Verwandtem und haben

daher mit einem ungeheuern Aufwande von Kraft die kühnsten Systeme zusammengestellt, die es je gegeben hat. Es sind in den Lehren der Gnostiker morgenländische, griechische und christliche Elemente zu finden, und man kann in dieser Sekte, je nachdem das eine oder das andere vorwiegt, drei Richtungen unterscheiden.

Bei denen, die vorzugsweise Orientalisches aufnahmen, zeigt sich, dem Morgenlande entsprechend, eine Neigung zur sinnigen Betrachtung: es ist bei ihnen etwas Beschauliches, sie sehen nachdenkend zu dem Urwesen hinauf und erblicken in ihm ein mächtiges Wogen und Wallen, einen Kampf, den sie aber wie ein großartiges Schauspiel betrachten, ohne die Lust zu verspüren an ihm Theil zu nehmen. Zugleich theilen sie das Gefühl, welches den ganzen Osten beherrschte, daſſ die Natur uns wie eine Fessel umgiebt, die das wahre geistige Leben hindert. Als ihre Aufgabe erscheint es ihnen daher, sich aus den Banden der Erde loszumachen und sich zum höhern Leben emporzuschwingen. Die persischen Vorstellungen wirken dabei auch mächtig ein; und sie sprechen daher von einem wild tobenden Reiche des Bösen, in dem die Kräfte der Zerstörung walten und mit ihrer Macht unaufhörlich auf einander eindringen. — Unter diesen Gnostikern war Saturninus in Antiochien, der nach einem Verständniſſ der Weltgeschichte strebte und von zwei Reichen lehrte, die ursprünglich einander entgegengesetzt waren. Der höchste Gott, der nach ihm Licht und Leben ist, hat mit einem Feinde zu kämpfen, der ihm als mächtiger Herrscher zu trotzen vermag. Der letzte beherrscht die Körperwelt, die Materie; während von dem guten Gott die Welt der Geister, die Aeonen, ausströmen. Die niedrigsten dieser Aeonen sind die sieben Planetengeister, welche sehr ferne von ihrem göttlichen Urbilde sind. Sie entreißen aber doch dem Bösen den Weltstoff und bilden aus diesem in dunkler Erinnerung an den höchsten Gott den Menschen; allein ihr Werk ist todt, bis Gott aus Erbarmen den belebenden Funken des Geistes sendet. Aber das böse Wesen setzt dieser Schöpfung eine andere nach seinem eignen Bilde entgegen, und es beginnt so ein furchtbarer Kampf. An der Spitze der Planetengeister steht der Judengott,

welcher Propheten aussendet, die aber gegen das Böse nichts vermögen. Endlich erbarmt sich einer der höchsten Aeonen der Welt und erscheint als Christus mit einem Scheinkörper auf Erden und bringt die Erkenntniss und das Gesetz, welches die größte Enthaltsamkeit fordert. Daher lebten die Jünger des Saturninus ehelos und genossen kein Fleisch. — Dieser Richtung gehörten auch die Johannisjünger im zweiten Jahrhunderte an. Sie sprachen ebenfalls von einem Reiche des Lichtes und der Finsterniss, die mit einander kämpften, auch lehrten sie von trüben Planetengeistern, aus denen das Judenthum hervorgegangen wäre. Der erlösende Aeon ist nach ihrer Meinung aber nicht Christus, sondern Johannes der Täufer, und Christus sei hiernach ein falscher Prophet. Eigenthümlich war ihre Auffassung von der Taufe, welche jährlich wiederholt wurde, wobei die Priester Brod und Wein auszutheilen pflegten.

Diejenigen Gnostiker, welche sich besonders an griechische Vorstellungen anschlossen, zeigen eine gewisse Selbstüberhebung, wie sie im Allgemeinen der ganzen griechischen Wissenschaft anklebt. Die gewöhnlichen Philosophen, gegen welche sich deshalb auch Sokrates entschieden ausspricht, sind zurückhaltend, glauben selbst im Besitze der Wahrheit zu sein und blicken mit Verachtung auf die „Ungebildeten" hinab, die sich zu der Höhe ihrer Einsicht nicht erheben können; sie sind Aristokraten, betrachten sich als die „Wissenden", unter denen die „Unwissenden" stehen. Diese Ansicht beherrscht auch die Systeme der griechischen Gnostiker. Sie behaupten nämlich von Vorn herein, dass ihre Lehre nicht für Jedermann sei, ja, dass das Volk solcher Erkenntniss gar nicht würdig wäre, wie sie ihnen zu Theil geworden; sie wollen auch eine „Aristokratie des Wissens" gründen. Unter ihnen sind die ältesten die Ophiten, welche vielleicht schon vor Christo bestanden haben und aus Phrygien stammen. Sie haben in abenteuerlicher Weise einzelne Ahnungen der Wahrheit mit den verworrensten Vorstellungen zusammengehäuft. Nach ihrer Meinung ist aus dem Urgrunde der Menschensohn hervorgegangen, der mit der Mutter des Lebens verbunden dem Christus und der Weisheit (Sophia)

das Leben gegeben hätte. Die letztere erhebt sich über sich selbst und will sein wie Gott, daher wird sie in das Chaos gestürzt und bringt den Sohn des Chaos hervor. Dieser versenkt sich in den Weltschlamm und wird der „Schlangengeist". Von diesem wiederum werden die Menschen geschaffen, welche ihm aber selbst gefährlich sind und darum an jeder Erkenntniss gehindert werden sollen. Doch die gefallene Weisheit fühlt Reue, sehnt sich nach ihrem himmlischen Ursprunge zurück und will auch die Welt dazu erheben. Es gelang ihr aber nicht, obgleich sie Einzelne reich begabt. Erst als der Messias, mit dem höchsten Aeon vereint, auf Erden erscheint, wird die Erkenntniss der Wahrheit gefördert. Und endlich, so hoffen die Ophiten, wird eine allgemeine Erlösung folgen. — Diese so verworrene Auffassung trat mit dem Judenthum in einen schroffen Gegensatz und bemühte sich diejenigen alttestamentlichen Personen, welche verachtet zu werden pflegen, hoch zu stellen. Auch erschien die Schlange ihnen als „böser Geist" und zugleich „segenbringend", weil sie die Veranlassung zur Erlösung gegeben habe. — Etwas mehr geordnet ist das gnostische System des Basilides in Alexandria. Er spricht von dem Höchsten als dem Unaussprechlichen, für den man keinen Namen habe, und von dem Alles ausgegangen sei. Unter ihm stünden in dreifacher Unterordnung drei Reiche: das erste ist die selige Geisterwelt, das zweite, welches sich im Kreise um diese erstreckt, wird durch den heiligen Geist gebildet, und das dritte ist die Welt, welche der Reinigung bedarf. In dieser sind wieder Unterschiede gemacht; und die Erlösung beginnt erst, als der Sohn der Maria vom Evangelium erleuchtet wird, in seinen Leiden sich von allem weltlichen Stoffe reinigt, mit seinem geistigen Theile in die selige Geisterwelt aufgenommen wird und so Allen ein Vorbild giebt, wie sie erlöst werden können. In späterer Zeit sprechen die Anhänger des Basilides von 365 Geisterreichen, welche von dem Unaussprechlichen ausgeströmt sein sollen. Auch scheinen Einige von ihnen behauptet zu haben, dass die höhere geistige Kraft erst bei der Taufe sich mit Jesu vereinigt hätte. Ihre Sittlichkeit sollte durchaus frei sein, daher erachteten sie kein Gesetz für bindend;

und ihre religiösen Ansichten lösten sich immer mehr in unbestimmte Nebelbilder auf, bis sie im vierten Jahrhunderte verschwinden. — Am höchsten unter den Gnostikern dieser Richtung steht Valentinus, der aus Alexandrien stammte, um 140 nach Rom kam und 160 in Cypern starb. Er hat Plato studirt und dann den ersten Grund alles Daseins weniger phantastisch hingestellt, als die andern Gnostiker es thun. Mit einer sinnreichen Anspielung an das Geheimnissvolle des geistigen Lebens sagt er: am Anfange war das Selbstbewusstsein und das Schweigen, also nichts Körperliches und nichts, was in sich zu unterscheiden war. Die Gottheit ruhte in sich und bedurfte für sich keiner Geschöpfe; aber es regte sich in ihr Liebe, die sich gestalten und schaffen wollte. Hier berührt Valentinus eine wesentlich christliche Ueberzeugung, indem er als das Innerste in Gott die Liebe erkennt, aus der die Welt entspringt. Deshalb weht durch sein System ein frischerer Geist, wie sehr dieses selbst sich auch wieder in Phantasien auflöst. Aus der Fülle der Liebe, so heißt es dann weiter, gehen drei Reihen von Aeonen aus, die alle Abbilder des höchsten Wesens sind und der Welt gegenüberstehen. Am weitesten von dem Urgrunde war die Sophia entfernt, welche den eigentlichen Weltschöpfer hervor bringt, von dem dann der Stoff herrührt. Darum ist auf der Erde etwas Höheres zu finden, aber es ist krankhaft verkümmert, schwach; und es giebt in der Welt geistige, seelische und materielle Wesen. Aber von dem Aeon Christus ging der Erlöser Jesus aus. Dieser wurde von den Menschen verschieden aufgefasst: die materiellen konnten ihn gar nicht verstehen, die seelischen bedurften der Wunder und Zeichen, um an ihn zu glauben, die geistigen erkannten ohne Hilfsmittel seine Wahrheit. Am Ende aller Dinge wird dann eine vollständige Wiederherstellung, eine allgemeine Glückseligkeit erfolgen. Die zahlreichen Schüler, welche sich dieses System erwarb, haben die einzelnen Lehren des Valentinus wieder willkürlich weiter ausgebildet. Einige von ihnen dachten sich auch den Leib Jesu von ganz besonderer Natur, gewissermaßen vergeistigt; Andere sahen den Körper des Erlösers für einen gewöhnlichen Menschenleib an und lehrten, dass das

höhere Leben sich erst bei der Taufe mit ihm vereinigt hätte. Einer von dieser Schule, Markus, hat die Aeonenwelten genau ausgerechnet und das Weltall als ein allmäliges Verhallen des Göttlichen dargestellt. Er verliert sich in Sagen von Zaubereien. — Zu den Gnostikern, welche mit griechischen Ideen bekannt waren, gehörten auch Karpokrates und ein gewisser, sonst unbekannter Justinus. Der Erstere spricht von einer ursprünglichen Einheit, nach der die Welt sich zurücksehnt, und nach der Alles strebt. Zu dieser Einheit, so lehrt er, erhob sich Pythagoras und auch Plato, der stets eine Sehnsucht nach einem verlornen seligen Zustande in sich trug und zu dem Ursprünglichen emporstrebte. Auch der Sohn Josephs habe diese Erinnerung an das in dem höhern Leben schon Geschaute nicht verloren und das bestehende Gesetz der Satzungen umgestoßen, um zur Freiheit zu gelangen. Darnach sieht Karpokrates die Gerechtigkeit nicht in Werken, sondern in der Liebe. Diese ist an kein Gesetz gebunden, sondern folgt dem in ihr sich regenden Geiste. Sobald aber eine solche Liebe nicht ganz rein blieb, lag die Gefahr nahe, in Unsittlichkeit zu gerathen. — Justinus mischt in kecker Weise alttestamentliche und griechische Vorstellungen durch einander. Er spricht von zwei Urwesen, welche vier und zwanzig Engel schaffen. Das eine dieser Urwesen schwingt sich zu dem guten Gott hinauf und sitzt zu seiner Rechten, das andere verführt die Menschen. Das bessere Urwesen erwählt darauf den Herkules, der seine Arbeiten vollbringt, aber zuletzt erliegt. Moses und die Propheten werden auch so ausgesandt; aber erst der Sohn der Maria besteht die Versuchung und steigt zum guten Gott empor.

Unter den Gnostikern, welche vorzugsweise das Christliche hervorheben, ist eine stärkere Betonung des Sittlichen zu bemerken. Die Phantasiegemälde sind nicht so weit ausgedehnt, die Abstufungen der Aeonen weniger unterschieden. Es wird nicht der Versuch gemacht, durch eine kühne Erfindung die Fragen beantworten oder eigentlich verdecken zu wollen, welche wir nicht zu lösen vermögen. Dagegen tritt der eigentliche Schwerpunkt des Christenthums, das sittliche Streben, mehr hervor; und es wird

ausgesprochen, dass ein heiliges Leben zu Gott erhebt. So gestaltet erscheint das gnostische System des Marcion, den wir schon bei der Zusammenstellung der neutestamentlichen Schriften erwähnten. Er unterscheidet drei Mächte: das heilige Urwesen, den Weltschöpfer und den Weltstoff, geht aber nicht weiter darauf ein, ihr vorweltliches Dasein zu einander zu bestimmen oder sie von andern Mächten abhängig darzustellen. Der Weltschöpfer hat den Weltstoff als das eigentlich Böse bekämpft, aber ihn nicht besiegen können. Er versuchte es, indem er sich das jüdische Volk auserwählte und diesem das Gesetz gab. Durch dasselbe war aber keine Erlösung oder Vernichtung des Bösen möglich. Da erbarmte sich das heilige Urwesen der Menschheit, und aus unendlicher Liebe ließ es Christum auf Erden geboren werden, dessen Leib zwar nicht von irdischem Stoffe genommen sein kann, weil er sonst sündhaft hätte sein müssen, der aber doch zum irdischen Wirken und Leiden fähig war. In Christo ist hiernach das bis dahin verborgene Wesen des guten Gottes vollständig offenbart, und Alle, die an ihn glauben und aus freier Liebe zu Gott ein heiliges Leben führen, werden zur ewigen Seligkeit gelangen, während die Uebrigen, weil sie dem Reiche des Bösen angehören, eine beschränkte Seligkeit oder auch Verdammniss empfangen. Die Sittenlehre des Marcion ist durchaus kräftig gewesen, und er selbst übte eine große Enthaltsamkeit. Seine Anhänger haben sich bis ins sechste Jahrhundert erhalten.

An diese angeführten Stimmführer der gnostischen Richtungen haben sich außerordentlich viele wissenschaftlich Gebildete angeschlossen. Es entstanden in den christlichen Gemeinden häufig gnostische Gemeinschaften, welche mit Geringschätzung auf die übrigen Christen sahen, weil sie sich allein für die eigentlich Wissenden hielten. Es lag in dem Gnosticismus eine Anziehung, der Diejenigen nicht zu widerstehen vermochten, welche an eine Anhäufung von Vorstellungen durch das Heidenthum gewöhnt waren, und denen deshalb die einfache Lehre Jesu zu dürftig erschien. Der Gnosticismus lehrte von der Macht des Geistes, welcher in die Tiefe der Wahrheit eindringen könne und sich bis zu den höchsten Himmelshöhen

zu erheben vermöge. Nichts könne diesem Geiste widerstehen, er fasse die ältesten Zeiten der Vergangenheit und die fernsten Jahre der Zukunft zusammen. Er sei im Stande, gewissermaßen den Himmel selbst zu erstürmen und das Böse zu vernichten. Gewaltig ist daher auch der Einfluss gewesen, den die Gnostiker auf die christliche Kirche ausübten.

In mancher Beziehung ist das Christenthum dem Gnosticismus zum Danke verpflichtet. Er hat die Christen zur Anerkennung der Wissenschaft und Kunst gebracht. Diese standen zur Zeit der Apostel den Christen fremd oder wohl gar feindlich gegenüber. Die Jünger Jesu hatten sich damals in das religiöse Leben vertieft und pflegten dieses mit aller Hingebung. Ihre ganze Sorge musste darauf gehen, das innere Leben zu wecken, die ersterbende Frömmigkeit zu beleben und das Gewissen der Menschheit wach zu rufen. Und sie würden ihre Kräfte zersplittert haben, wenn sie zu gleicher Zeit sich wissenschaftlichen Untersuchungen hätten hingeben wollen. Das Eine war ihr Ziel, aus dem alles Andere hervorgehen soll. Auch musste die Wissenschaft und Kunst, wie sie damals bestand, ihnen feindlich erscheinen, weil sie mit heidnischen Irrthümern zusammenhing. Wie sollten sie die Werke der Bildhauerkunst, der Malerei und Poesie richtig würdigen, in denen ihnen der Glaube entgegentrat, von dem sie die Menschen erlösen wollten? Wenn dieses Verhältniss des Christenthums zur Wissenschaft und Kunst in der apostolischen Zeit natürlich war; so wäre es doch zu beklagen gewesen, wenn die christliche Kirche stets fremd und feindlich auf wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen herabgesehen hätte. Daher ist es sehr schätzenswerth gewesen, dass von den Gnostikern der Versuch gemacht wurde, die wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen mit dem Evangelium Jesu in Einklang zu setzen. Es schadete dabei im Ganzen nicht, dass dieser Versuch missglückte; genug, die Religion der Christen war in Berührung mit dem übrigen geistigen Leben gekommen und hatte erfahren, dass sie sich nicht davor zu scheuen brauchte. Auch Christen, so musste man alsbald einsehen, konnten wissenschaftlich und künstlerisch gebildet sein. — Aber

der Gnosticismus hat auch wesentlich dazu beigetragen, die christliche Religion zu einer Weltreligion zu machen. Es war in den apostolischen Zeiten nicht ungewöhnlich, die Christen als eine „jüdische Sekte" zu betrachten, die also eigentlich noch weniger Bedeutung als das Judenthum beanspruchen könne; oder man betrachtete das Christenthum als eine Reinigung des Mosaismus. Dass die Wahrheit, welche Jesus lehrte, für alle Völker sei und also dem ganzen Menschengeschlechte angehöre, wurde erst allgemein erkannt, als die Gnostiker sie ganz entschieden vom Judenthum trennten, ja, demselben häufig schroff entgegensetzten. Ihre Systeme, so phantastisch sie auch ausgeschmückt waren, müssen doch sämmtlich Weltsysteme genannt werden und weisen dem Christenthum eine weltgeschichtliche Bedeutung zu. Und es ist Thatsache, dass mit der Ausbreitung der Gnostiker das Christenthum immer mehr in seiner allgemeinen Bedeutung aufgefasst wird und die sektirerisch-jüdische Richtung in demselben ihren Einfluss verliert.

Aber nicht für Alles gebührt dem Gnosticismus Dank, was er der Kirche Jesu zugefügt hat: er hat ihr auch geschadet. Er trug wesentlich dazu bei, einen Unterschied zwischen den Bevorzugten und den Unwissenden eintreten zu lassen, welcher der Wahrheit widerspricht, es ist durch ihn eine gewisse „Aristokratie des Wissens" gefördert worden. Wohl erkannten Diejenigen, welche das Christenthum begriffen, dass es eine Volksreligion sei und in denjenigen Lehren zu finden wäre, welche Jeder ohne Unterschied seines Bildungsgrades verstehe. Und die tüchtigen Vertreter der Wahrheit haben sich durch die gnostischen Lehren nicht verführen lassen. Dennoch haben andere Christen, verleitet durch die scheinbare Gelehrsamkeit der Gnostiker, sich einer oberflächlichern Anschauung hingegeben und mit Hochmuth das einfache Evangelium verachtet. — Auch war die Lehre von der Verachtung der Welt, welche von allen Gnostikern festgehalten wird, verderblich für viele Christen, die in ihrem Gewissen und in ihren christlichen Ideen derselben nichts entgegenzusetzen vermochten. Die Neigung, sich dem Irdischen zu entziehen und durch Ertödtung der Natur ein scheinbar heiliges Leben zu führen,

klebte den Christen vielfältig an und wurde durch jüdische Anschauungen genährt. Diese Neigung wurde begünstigt, wenn Christen auch wissenschaftlich darzuthun schienen, dass sie berechtigt und Gott besonders wohlgefällig sei. Und dass sich daher immermehr Solche finden, die in der Enthaltsamkeit und in der Selbstpeinigung das Gebot des Erlösers zu erfüllen wähnen, ist eine Schuld der Gnostiker.

Blicken wir aber schnell vom zweiten und dritten Jahrhunderte auf die Gegenwart, um zu beurtheilen, ob die gnostischen Verirrungen schon gänzlich überwunden sind; so treten uns in einzelnen Erscheinungen merkwürdige Aehnlichkeiten entgegen. Wir finden in den religiösen Ansichten eines Schelling von „vorweltlichen Potenzen" einen eigenthümlichen Anklang an die „Welten der Aeonen", und seine lebhafte Phantasie giebt den Träumen der Gnostiker wenig nach. — Auch Hegel mit seiner „Idee schlechthin", in welche sich Alles wieder auflöst, vertritt jenes Streben nach Einheit; welches schon Karpokrates gekannt hat. Aber nicht allein bei diesen Philosophen, sondern auch in der herrschenden Theologie tauchen noch immer die gnostischen Erinnerungen auf. Ist es nicht ein durchgehender Irrthum der Religionslehrer unsrer Zeit, wenn sie auch in der Gottheit Unterschiede machen und das göttliche Wesen theilen? wenn sie von drei Einheiten der Gottheit reden und von der Entstehung der verschiedenen göttlichen Personen? — Wir finden aber auch noch immer vorherrschend die gnostische Idee von einer Vermittlung und einem Vermittler, der örtlich und leiblich zwischen Gott und die Menschheit treten müsse, und der äußerlich die Erlösung zu Stande bringt. — Auch die Verachtung des Irdischen taucht noch vielfach in den Systemen der christlichen Gemeinden auf. Der Körper wird noch so oft als durchaus sündhaft betrachtet, und die „Welt" soll geflohen werden, worunter aber nicht das Böse, sondern das Irdische verstanden wird.

Wie herrlich tritt dagegen die Lehre des wahren Christenthums uns entgegen! Wie nächtliche Gespenster verschwinden die gnostischen Schatten vor ihr und sinken in ihr Nichts zusam-

men! Köstlich einfach heißt es von dem Einen Gott, dass er ein Geist sei. Und es werden keine Unterschiede in ihm gemacht. Er ist der Eine, den Jeder mit seinen Worten nennt, so gut er kann; der mit seiner Kraft Alles durchdringt, der mit unaussprechlicher Liebe Alles regiert, zu dem wir Alle rufen dürfen, der uns Alle versteht. Seine Verbindung mit dem Irdischen wird nicht weiter untersucht, weil kein Mensch sie begreifen kann; es wird kein künstlicher Versuch angestellt, das Schaffen des Endlichen zu erklären. Genug für jedes Menschenherz: Gott schafft die Welt. Wie? das ist eine vorwitzige Frage, die kein Verstand zu lösen vermag. Und der irrthümlichen Forderung, das Irdische zu zerstören, stellt das Christenthum die Lehre entgegen, dass wir auch im „Geringsten" treu sein sollen und alles Irdische zu weihen und zu verklären haben. Aber wie kräftig und trostreich steht Christus selbst nach dem Evangelium da! Eine ganze lebensvolle Figur mit einem menschlichen Körper und einem göttlichen Geiste. Und Alles tritt in seinen Worten und Thaten hervor, was wir Wahres und Hohes kennen: eine Güte, die unser Herz ergreift, eine Selbstverleugnung, die uns mit Ehrfurcht erfüllt! Was ist doch gegen diese erhabene Gestalt des Erlösers das phantastische Ausschmücken von den „Aeonen!" Das kann nur den Halbgebildeten anziehen, während die Ansichten Jesu für Alle verständlich und tröstend sind. Möchten daher die letzten Schlacken der gnostischen Systeme bald ganz verschwinden, dass Niemandem der Anblick des wahren Evangeliums entzogen werde! —

XXII.

Die abendländische oder römische Schule.

Es ist ein altes Kennzeichen der Wahrheit, daß sie geräuschlos auftritt und sich nicht unbescheiden hervordrängt. Weil sie die Macht in sich selbst fühlt, so bedarf sie nicht der künstlichen Mittel des Schmuckes; und es ist ihr zuwider, mit prunkenden Reden die Gemüther anziehen und durch Ueberredung fesseln zu wollen. Sie wartet, bis man sie bemerkt und die Stunde der Anerkennung für sie schlägt. Nur der Irrthum ist bemüht, Aufsehen zu erregen; er macht große Versprechungen, die er nicht halten kann, und hüllt sich in stolze Gewänder, hinter denen man die Wahrheit verborgen glauben soll. Dieser Unterschied zwischen dem Irrthum und der Wahrheit tritt deutlich bei dem Vergleich zwischen den Sekten und Schulen hervor: Die erstern bieten alles Mögliche auf, um sich zu behaupten, indem sie ihre irrthümlichen Systeme anpreisen; die letztern dagegen treten fest, aber bescheiden auf, denn ihr Streben ist auf Wahrheit gerichtet. Ruhig entwickelt die römische Schule ihre würdigen Ansichten vom Christenthum.

Was sie sich aus der Religion Jesu besonders aneignet, und was ihr als das Höchste erscheint, das hängt genau mit dem Charakter des Römers zusammen. Nie ist dieser den idealen Bestrebungen zugewendet, ihn reizen nicht die phantasievollen Gemälde der Orientalen, er hält auch die Träume möglichst fern von sich, welche über das diesseitige Leben hinausgehen; und was er von dem Jenseits glaubt, das muß er sich klar machen, sonst scheint es ihm unnütz zu sein. Er ist auch nicht solchen kritischen

Untersuchungen geneigt, die zur Zweifelsucht führen und das Bestehende unterwühlen. Es tritt aber in dem geistigen Leben der Römer zweierlei in den Vordergrund: der Sinn für Geschichte und das Streben, Alles praktisch aufzufassen. Und diese beiden Züge charakterisiren auch die römisch-christliche Schule des zweiten und dritten Jahrhunderts. Es ist in derselben nichts von dem zersetzenden Urtheil zu finden, welches jede Thatsache bezweifelt und absichtlich seine Scheingründe so zusammenstellt, dass sich davon eine Angriffskolonne gegen das Christenthum bilden lässt. Mit einem gewissen Vertrauen werden die Ueberlieferungen geprüft, man legt besonders einen Werth auf die innere Kraft, welche das Evangelium bewiesen hat, und schließt mit Recht, was einen solchen gewaltigen Einfluss auf die ganze Entwickelung unsres Geschlechtes geübt hat, das kann nicht auf Täuschung beruhen. Doch fehlt es diesem entgegenkommenden Vertrauen auch nicht an der nöthigen Verstandesschärfe; und man darf nicht sagen, dass diese Schule leichtgläubig aufgenommen hätte, was ihr überliefert wurde. Noch stärker aber als der gesunde historische Sinn zeigt sich in ihr die praktische Richtung, welche alle ihre Lehren beherrscht. Das wirkliche Christenthum ist die Losung derselben. Man geht also mit ruhiger Ueberlegung an die Frage: was ist denn im Christenthum die Hauptsache? worauf kommt Alles an? Die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Aechtheit der Quellen, das geschickte Zusammensetzen der einzelnen Erzählungen über die Person Jesu und der Apostel, das Festhalten an dem Buchstaben und die äußerliche Beobachtung gesetzlicher Vorschriften stellen sich hiernach von selbst als Nebensachen heraus. Das eigentlich Christliche aber bleibt dann das Aufnehmen eines festen und klaren Glaubens in das Herz und das Leben in sittlicher Reinheit. Man ist dabei sehr milde gegen Solche, welche in ihrer Auffassung andrer Meinung sind, und geht von der Einsicht aus, dass ja Niemand das ganze Christenthum in sich trage und es zur vollendeten Erscheinung bringe, dieses sei nur dem Erlöser möglich gewesen. Es ist daher dieser Schule auch besonders darum zu thun, jede Lehre des Christenthums

nützlich zu machen. Es soll nichts in einer Weise gelehrt werden, dass es keine Bedeutung für das Leben habe, jeder Glaubenssatz müsse so aufgefasst werden, dass er das Gemüth veredle und einen bessernden Einfluss auf das Thun der Menschen gewinne. Damit haben denn die Anhänger dieser Schule das Streben in sich aufgenommen, das Christenthum zu verwirklichen. Und wenn sie sich dabei auch nicht immer eines ganz verständlichen Ausdruckes bedienen und Vorstellungen hatten, die uns nicht einer reinen Auffassung der Wahrheit zu entsprechen scheinen; so stehen sie doch durch ihre edlen Bemühungen hoch, haben zu ihrer Zeit viel Gutes gewirkt und sind allen Zeiten zum Vorbilde geworden.

Die Richtung, welche sich im zweiten und dritten Jahrhunderte unter den Christen in Rom geltend machte, war schon früher in Kleinasien aufgetreten und hatte in dem ehrwürdigen Polycarp ihren tüchtigsten Vertreter gefunden. Dieser lebte zu Smyrna als ein wahrer Christ, indem er Allen zu dienen bereit war, mit denen er in Berührung kam. Fern von wissenschaftlichen Untersuchungen bemühte er sich durch das Evangelium Gutes zu stiften und Menschen von ihrer schlechten Laufbahn abzubringen. Als ein Schüler des Johannes erkannte er in der Liebe das wahre Christenthum und erwarb sich die allgemeinste Achtung, nicht nur bei den Christen, sondern auch unter den Heiden. Von seiner schönen und festen Gesinnung legt sein Ende einen Beweis ab. Im neunzigsten Lebensjahre wurde er ergriffen und aufgefordert, Jesum zu verfluchen. Mit Bitten drang die heidnische Obrigkeit in ihn, sich ihrem Ansinnen zu fügen, weil man ihm das Leben zu erhalten wünschte. Der alte Mann aber antwortete: nachdem ich so lange meinem Herrn treu gedient habe, will ich ihn jetzt nicht verlassen. Er starb 169 mit Segenswünschen für die Christen und mit Gebeten für seine Feinde.

Ein Schüler dieses Mannes war Irenäus, der auch in den Geist seines Lehrers einzugehen verstand. Es hatte sich um diese Zeit eine lebhafte Verbindung der Christen des Morgenlandes mit dem Abendlande gebildet, in Folge deren Irenäus aus Kleinasien

nach Gallien ging und Presbyter zu Lyon wurde. Er hat also eigentlich die historisch-praktische Richtung des Orients nach dem Abendlande gebracht und in den Bischöfen Roms angeregt. Durch eine wunderbare Verkettung der Verhältnisse entging er der Verfolgung im Jahre 177, indem eine Reise ihn von Lyon fernhielt, als der dortige Bischof Pothinus seine Ueberzeugung mit dem Tode besiegeln musste. In demselben Jahre wurde Irenäus Bischof zu Lyon an seiner Stelle und wirkte mit Milde und Ernst für die Verbreitung christlicher Denkweise. Ueber seinen Tod haben wir keine sichern Nachrichten. Es wurde in seiner Kirche erzählt, dass er 202 den Märtyrertod erlitten hätte. — In dem, was Andere von Irenäus überlieferten, und in seinen Schriften selbst zeigt sich in jeder Beziehung eine wohlthuende Nüchternheit. Nichts von gnostischer Ueberspanntheit, keine Selbstüberhebung tritt uns bei ihm entgegen. Er will von der Gottesidee soviel festhalten, als für das Leben nothwendig ist, und als jeder denkende Mensch sich aneignen kann. Er trägt also in seinem Gemüthe eine tiefe Verehrung für das höchste Wesen; er ist in seinem Herzen von dem einfachen Bewusstsein durchdrungen, dass wir von einer Macht abhängen, die wir nicht selbst besitzen, dass wir uns den Anfang unsres Lebens nicht gegeben haben, und dass wir in die schöpferische Werkstatt Gottes nicht zu schauen vermögen. Er fühlt auch klar, dass das Ende unsres Daseins in Dunkel gehüllt ist, welches kein Verstand ergründet, und dass wir auch während unsres irdischen Lebens die Decke nicht zu heben vermögen, die uns die Wahrheit verhüllt. Darnach, so schließt er, können wir uns keine würdigen Vorstellungen von Gott machen, bezeichnen sein himmlisches Wesen mit unsern Worten nicht, sondern haben nur bildliche Ausdrücke von ihm. Alle unsre Erkenntniss ist beschränkt; und wenn wir die erhabensten Bilder suchen und die besten Worte auf den Höchsten übertragen, so bleiben wir doch hinter der vollständig richtigen Einsicht zurück. Indem wir aber mit unsern Vorstellungen bei dem Bilde bleiben müssen, sagt uns das Gemüth, dass Gott über unsre Ideen hinausreiche, und es ist dann unser Gefühl, das sich ihm nähert.

— Auch was Irenäus über Christum sagt, entspricht dem praktischen Bedürfniss seiner Gemeindeglieder. Er geht auf weitschweifige Untersuchungen nicht ein, will auch nicht in ihm haarspaltige Unterschiede heraussuchen, sondern stellt ihn wesentlich als das Urbild hin, welches zur Nachfolge ermahne. Gegen Diejenigen, welche sich einbildeten, dass sie das Wesen der Gottheit in Christo erkannt hätten, hat er sich entschieden erklärt, weil ihm alle solche Meinungen als Anmaßungen und Selbstüberhebung erschienen. In schlichter Weise sieht er in dem Erlöser Göttliches und Menschliches vereinigt, damit Beides, das getrennt war, sich wieder versöhne. Darum musste nach seiner Vorstellung der Erlöser ein vollständiges Menschenleben durchmachen, musste gewissermaßen die Seele der Kinder wieder zu Gott führen, hatte das Gemüth des Jünglings aufs Neue zu weihen und musste die ältern Lebensalter ebenfalls wiederum heiligen. — Ueber die Taufe drückt Irenäus sich dahin aus, dass er die äußere Handlung von der Wiedergeburt unterscheidet, also damit anerkennt, dass die Taufe als äußerer Gebrauch noch Niemanden zum Christen mache, und dass die Wiedergeburt von dem Geiste ausgehen müsse. Doch findet sich bei ihm auch eine Andeutung von dem „heiligen Wasser“, das den Menschen erneuere. — Er hat also, wie es seinem praktischen Sinne entsprach, den Begriff der Taufe nicht untersuchen mögen, sondern sich so geäußert, wie die Christen in seiner Gemeinde im Allgemeinen darüber dachten. Aehnlich sind auch seine Meinungen über das Abendmahl gewesen. Es wird in denselben Werth auf die Zeichen gelegt und angedeutet, dass sie durch den heiligen Gebrauch, durch das darüber gesprochene Gebet, auch etwas Heiliges erhielten. Von einer „Verwandlung“ weiß freilich Irenäus nichts. — Der Glaube von dem tausendjährigen Reiche, zu dessen Gründung Christus wieder auf Erden erscheinen werde, wie es in jenen Jahrhunderten Viele hofften, hat seinen Einfluss auch auf Irenäus geübt. Er hat auf eine „Wiederkunft Christi“ gewartet und sie wohl auch vorzubereiten gesucht, aber diese Aussicht wird ihm nicht zu einem leidenschaftlichen Wunsche; und er will dessen

Verwirklichung nicht voreilig in dieser oder jener Person schon erblicken. Er spricht ruhig und gemäßigt, auch wenn er von der zukünftigen Herrlichkeit des Evangeliums redet. — Gegen Andersgläubige finden wir unsern Bischof stets duldsam. Er hält an dem Glauben von Gottes Liebe fest und will deshalb Keinen verdammen. Mit Entschiedenheit aber erklärt er sich gegen die Sektyrer, weil er in ihren Systemen eine Gefahr für die Wahrheit erblickte. Gefürchtet hat er besonders, dass durch dieselben die christliche Gemeinschaft zersplittert und in sich aufgelöst werden könnte. Von seinen Schriften ist nur eine „Widerlegung der gnostischen Systeme" auf uns gekommen, in der er mit edler Wärme Diejenigen tadelt, welche um einzelner Meinungen willen die Kirche zerreißen und die Wirksamkeit des christlichen Geistes also stören. — Von einer andern Schrift macht er selbst eine Andeutung, welche er über den „paulinischen Styl" geschrieben habe. Vermuthlich ist in derselben nur seine Auffassung über die Eingebung der Bibel durch den heiligen Geist dargestellt. Er scheint nämlich eingesehen zu haben, dass die göttliche Wahrheit in den heiligen Schriften in menschlicher Weise, hie und da auch mit Uebertreibungen, mitgetheilt sei. Das ist eine Ueberzeugung, wie sie dem Wesen dieser Schule entspricht; und auch darin würde Irenäus seine verständige und gemäßigte Anschauungsweise vertreten.

Dieser Richtung gehört auch ein Dialog an, der von Gajus herrühren soll und aus den Jahren 202—218 ist. Gajus, welcher in Rom lebte und mit Selbstgefühl für seine Kirche erfüllt ist, streitet gegen Proclus, welcher in der alten Kaiserstadt als das Haupt jener überspannten Partei angesehen wurde, die von der baldigen Verwirklichung aller messianischen Weissagungen träumte und dadurch die gesunde Entwickelung des Christenthums störte. Gajus stellt diese unklaren Hoffnungen, welche von vielen Christen in allen Gegenden gehegt wurden, mit den Prophezeihungen zusammen, die in Phrygien ausgesprochen wurden und heidnische und christliche Anklänge in der buntesten Weise zusammen mischten. Es ist also auch von dieser Persönlichkeit dahin gewirkt,

ein nüchternes Urtheil zu wecken und das Schwarmwesen von den christlichen Gemeinden fern zu halten.

Von größerer Bedeutung ist aber Hippolytus, ein Schüler des Irenäus, über den freilich auch nur sehr unvollständige Nachrichten auf uns gekommen sind. Seine Bildsäule ist 1551 in der Nähe von Rom auf dem Wege nach Tivoli gefunden und enthält auch eine Angabe seiner Werke, woraus hervorgeht, dass wenig von denselben bis auf unsre Zeit gekommen ist. Unzweifelhaft steht fest, dass Hippolyt Bischof war; aber an welchem Orte, darüber finden sich verschiedene Angaben. Nach Einigen war er in Arabien, nach Andern in der Nähe von Rom, wohl in dem „römischen Hafen,“ Ostia gegenüber, thätig. Vielleicht ist er in beiden Gegenden Bischof gewesen, gehört doch wohl aber mehr nach Rom, als nach Asien. Und seine Anschauungsweise würde ihn ganz zu einem Anhänger der römischen Schule machen: er schrieb Auslegungen alttestamentlicher Schriften, die er meistens allegorisch auffasste, und sprach sich dabei entschieden gegen sektyrerische Bestrebungen aus. Er schrieb aber auch über die Schriften des Johannes und suchte die „Offenbarung“ desselben gegen die Auslegungen zu vertheidigen, welche die Schwarmgeister in dieselbe zu ihren Zwecken hineinzutragen suchten. Er hielt hiernach den Glauben an eine Offenbarung des Reiches Jesu in der Zukunft fest, hütete sich aber, darüber eine bestimmte Angabe zu machen. — Ferner rührt wahrscheinlich von ihm ein Werk über „zwei und dreißig Häresieen“ her, in dem mit großem Fleiß die irrthümlichen Auffassungen jener Zeit, welche sich unter den Christen entwickelt hatten, aufgezählt und geordnet werden. Es sind dabei im Ganzen dieselben Irrthümer angeführt, welche auch Irenäus bekämpft hatte. Die Quelle dieser Verirrungen wird theils in der griechischen Philosophie, theils in der Lehre von den Zauberkräften der Natur oder in der „Magie“, theils in den Träumereien der Mysterien gesucht; wobei Hippolyt freilich zeigt, dass er keiner ruhigen Prüfung der griechischen Ansichten fähig ist, sondern die Philosophenschulen ziemlich gewaltsam durch einander wirft. Noch wird von ihm eine Schrift „über den Antichrist“ an=

geführt, aus welcher merkwürdig ist, dass der Untergang der Welt 500 Jahre nach Christo gesetzt wird, also weiter hinausgerückt, als es sonst zu geschehen pflegte. — Auch ist Hippolyt Astronom gewesen und hat das Osterfest für das Abendland berechnet. — Noch wird von ihm eine andere Schrift auf seiner Statue angeführt, welche an „Severina" gerichtet war. Diese ist eine Heidin, welche von den Vorzügen der christlichen Glaubenslehre überzeugt werden soll. Severina scheint „Severa" zu sein, die Gemahlin des Kaisers Philippus Arabs. — Auch über das Lebensende des Bischofs Hippolyt gab es verschiedene Angaben. Er soll als Märtyrer an den Mündungen der Tiber hingerichtet worden sein; geschichtlich möchte nur soviel feststehen, dass er 236 nach Sardinien deportirt wurde.

Dem Geiste nach mit dieser Schule verwandt ist auch Julius Afrikanus, der in dem alten Emaus hoch verehrt wurde und ein Freund des Origenes war. Er soll 232 gestorben sein. Von Bedeutung war es, dass dieser Mann sich um die geschichtlichen Angaben der heiligen Schrift besonders kümmerte, sie mit der Weltgeschichte verglich und darnach zu berichtigen suchte. Seine Auffassung soll freisinnig gewesen sein, doch weit entfernt von den Ueberspanntheiten Derer, welche an allem Geschichtlichen zu zweifeln suchten. Er stimmt vielmehr recht mit dem Sinne der römischen Schule überein, welcher sich vor Uebertreibungen hütet und aufrichtig bemüht ist, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Die Art seiner Schriftgelehrsamkeit ist besonders damals in Antiochien zu finden gewesen.

Dieser historische und praktische Sinn, welcher sich in der römischen Schule ausbildet, zieht sich durch die ganze Entwickelung des Christenthums bis auf unsere Zeit hindurch. Er bewahrt die Kirche lange Zeit vor Aberglauben und lässt die müssigen Erfindungen Derer nicht aufkommen, welche in ihrer Wundersucht meinen, je mehr Heilige und je mehr Legenden aufgedichtet werden, um so schöner werde die Gemeinschaft der Christen geziert. Er sichert aber auch den Boden der Wahrheit und bewahrt ihn vor der Hohlheit Solcher, die ihren Witz so

gern darin zeigen, daß sie nichts für wahr halten. Wenn auch während des Mittelalters im Ganzen wenig von solcher gesunden und klaren Anschauung zu finden ist, so tritt uns doch auch in dieser dunkeln Zeit in einzelnen Persönlichkeiten ein wahrhaft tüchtiges Streben dieser Art entgegen. Es steht in dieser Beziehung ein Thomas von Kempis hoch über seiner Zeit. Sein Buch „von der Nachfolge Christi“ zeigt uns diesen sittlichen Ernst, welcher die kritischen Untersuchungen für Nebensache hält, aber das wahre Christenthum in die That setzt. Wer unbefangen in diesem allgemein anerkannten, von allen Parteien geachteten Buche liest, der kann durch die mittelalterlichen Bilder, welche Kempis zuweilen gebraucht, nicht irre geführt werden. Man muß es natürlich finden, daß der Verfasser sich in den Vorstellungen seiner Zeit bewegt. Er will ja keine Dogmatik, keine wissenschaftlichen Erörterungen, sondern das lebendige Wort der Wahrheit geben, das nützt, erhebt und bessert. Herrlich klingen daher in allen frommen Gemüthern seine Schilderungen von der „vollkommenen Freiheit des Geistes“, von dem „wahren Frieden“, von der „kraftvollen Liebe“ wieder, die so einfach und klar hingestellt werden, daß sie Jeder aufzunehmen vermag. Und wenn dann in der „Nachfolge Christi“ aufgefordert wird, über seine ungeordneten Neigungen Herr zu werden, sich selbst zu erkennen und auf sein Inneres Acht zu geben; so ist darin eine Sittlichkeit verlangt, die urkräftig durch Geist und Gemüth dringt. — In den Zeiten des Mittelalters und bis auf den heutigen Tag hat solche praktische Auffassung des Evangeliums großen Segen gebracht. —

In der Reformationszeit ist dann zwar viel Verschiedenes zu finden, das aus dem Christenthum entlehnt ist und den großen Erfolg bewirkt; aber wesentlich sehen wir doch auch in dieser Zeit den historischen und praktischen Geist hindurchleuchten: Man beginnt die Geschichte zu untersuchen und den Ursprung der unheiligen Neuerungen zu entdecken, gegen welche das Schwert der Wahrheit geschwungen werden soll. Und es stellt sich heraus, daß die Bestimmungen von der Unfehlbarkeit des Papstes, von seiner Herrschaft über die Christenheit, von der exclusiven

Stellung der Geistlichen, von dem Ablass ihre historische Berechtigung nicht nachweisen können, also Neuerungen sind, die sich eingeschlichen haben. Und auf Grund dieser Erkenntniss wagt man es, ihnen den Laufpass zu geben und sie aus der Kirche auszuweisen. — Zugleich erschrecken die Reformatoren über die Gottlosigkeit des Volkes und über die Unfruchtbarkeit des Evangeliums. Es schien keinen Einfluss mehr auf das Leben zu üben und ein „Licht unter dem Scheffel" zu sein. Und sie begannen die große und schwierige Aufgabe, wiederum das Gewissen der Christen zu wecken und sie zum christlichen Leben anfzurufen. Wie viel hat Luther gethan, um durch die Wiederbelebung des Evangeliums Segen zu stiften! und wie schön ist er ein praktischer Christ oder ein Mann des Volkes gewesen!

Wenn dann im siebzehnten Jahrhundert das theologische Gezänke wieder überhand nimmt und der gesunde Sinn unter der Herrschaft der Gewalt darniederliegt; so stehen uns doch einzelne Personen auch in dieser Zeit achtungswerth da, indem sie es sich zur Aufgabe machen, das lebendige Christenthum zu lehren und zu üben. Es ist aus dieser Zeit Johann Arndt, der als Superintendent in Celle das Christenthum in seiner Tiefe zu erfassen suchte und seine Ueberzeugungen in den „vier Büchern vom wahren Christenthum" niederlegte. Ein Werk, das manche Aehnlichkeit mit der „Nachfolge Christi" von Kempis hat, indem es ebenfalls das Sittliche in der Religion Jesu hervorsuchte und es zur „Erbauung" zusammenstellt. Auch Arndt spricht von der Liebe zu Gott, von der Versöhnlichkeit und giebt vortreffliche Lebensregeln. Dabei versteht es sich ebenfalls von selbst, dass wir seinen Ansichten und Bildern nicht immer beipflichten können und uns entschieden gegen einzelne Auffassungen aussprechen müssen. Aber, wo ein sittlicher Ernst sich in der Lehre zeigt, da finden wir jedenfalls stets wahres Christenthum. — Wohl dürfen wir auch wegen einzelner Werke den Zeitgenossen des Arndt, unsern „deutschen Philosophen" hier anführen, Jakob Böhme. Denn was er über die Unduldsamkeit der Theologen, über den „Weg zu Christo" und über die Liebe sagt, welche

Alles duldet; das ist aus demselben christlich gesunden Geiste entsprungen.

Und es fehlt uns ja auch in der Gegenwart nicht an Männern, welche bemüht sind, den geschichtlichen und praktischen Sinn unter den Christen zu erhalten. Zu den tüchtigen Historikern auf religiösem Gebiete können wir freilich Diejenigen nicht zählen, welche vor nicht zu langer Zeit mit einem sehr unreifen Eifer für den sogenannten „historischen Christus" einzutreten suchten. Ihr Feldgeschrei, damals gegen das erste Auftreten von David Friedrich Strauß gerichtet, war nichts weniger als eine besonnene geschichtliche Untersuchung. Wohl aber erkennen wir ein tief eingehendes, die Wahrheit über Alles ehrendes Streben in dem großen Kirchenhistoriker, in August Neander. Wo eine solche Ruhe, ein so streng wissenschaftlicher Sinn vorherrscht, da sind allerdings auch noch Irrthümer möglich. Denn wo wären diese überhaupt gänzlich von dem Sterblichen zu vermeiden? Aber das geschichtliche Streben auf solcher Grundlage muss seinen Segen bringen. Und wir rechnen zu den tüchtigen historischen Arbeiten auch, was die Tübinger Schule unter F. C. Baur geleistet hat. Es kann die gründliche Forschung dem Christenthum nur Nutzen bringen und es in seiner innern Bedeutsamkeit klar machen, selbst wenn einzelne Forscher in ihrem Streben zu viel aufgeben sollten. Das wird leicht durch Andere wieder verbessert. — Auch die praktische Seite der Religion Jesu findet in der Gegenwart Anerkennung, wenn auch nicht mit voller Entschiedenheit. Es suchen doch aber manche Theologen eine Vertiefung in die Wahrheit. Und es muss und wird sich die Ueberzeugung immer mehr Bahn brechen: das Christenthum ist für das Leben und soll alle Beziehungen desselben durchdringen und weihen.

Hoffen wir daher, dass der Geist, welcher im zweiten und dritten Jahrhundert sich in der abendländischen Schule Bahn brach, den gegenwärtigen Verhältnissen angemessen wieder erstehe. Betrachtet man erst mit gründlicher Aufmerksamkeit die Geschichte unseres Geschlechtes und sucht in derselben die Spuren der Reli-

gion Jesu auf; so wird man sie in ihrer Reinheit erkennen und von ihrer schöpferischen Kraft überzeugt werden. Prüft man dann mit ehrlich unbefangenem Sinne die christlichen Ueberlieferungen, so wird man nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist Werth legen. Und ist man dann bereit, der Wahrheit gemäß zu leben und den Worten Jesu Folge zu leisten; so wird das Christenthum neu erstehen und sich als das Salz ausweisen, welches unser Geschlecht vor dem Verderben bewahren kann.

XXIII.

Die karthagische Schule.

So wenig Afrika dieselben Pflanzen erzeugt, wie Europa; ebensowenig kann auch das Christenthum, wenn es sich lebendig von Innen heraus entwickelt, auf dem Boden Karthago's in derselben Gestalt erscheinen, als zu Rom und Lyon. Es nimmt in der Stadt der Dido Vieles an, was uns an das dortige Klima und seine Einwohner erinnert. Karthago hatte schon einmal seine welthistorische Bedeutung gehabt, als es mehr denn zweihundert Jahre vor Christo den ungeheuern Kampf mit dem gewaltigen Rom aufnahm. Damals stand es als eine Weltstadt da, mit prächtigen Palästen geziert, von den üppigen Phöniziern bewohnt, die stolze Beherrscherin der Meere. Und es wurde zum Kampfe auf Leben und Tod von den Römern herausgefordert und zeigte sich diesen ebenbürtig. Ja, es zitterte Rom vor dem Siegerschritte eines Hannibal, der als ein ächter Sohn seiner Vaterstadt mit den kühnsten Bestrebungen hervortrat und keine Anstrengung scheute, seinem Eide treu zu bleiben und mit den Feinden zu kämpfen, so lange er athmete. Ging Karthago dann unter, so war es ein gewaltiger Fall, der uns zeigt, daß der kühnste Muth gegen ruhige Ausdauer am Ende nicht aufkommt; der verzweifelte Kampf in dem brennenden Karthago aber ist ein Sinnbild von der Gluth des Charakters, die von der Sonne jenes Erdtheils geweckt zu werden pflegt. — Jahrhunderte lang theilte Karthago darauf das Schicksal aller römischen Provinzen, bis das Christenthum durch die Gebiete des zerfallenden Staates zog und gerade

in Karthago großen Anklang und tüchtige Persönlichkeiten fand, die eine besondere Richtung in demselben vertraten.

Die karthagische Schule, welche von Christen gebildet wird, zeigt im Ganzen, nur auf einem andern Gebiete, dieselben Erscheinungen, welche während der früheren Blüthezeit dieser Stadt uns entgegentraten: eine gewaltige Willenskraft die mit der kühnsten Begeisterung die Wahrheit ergreift und sie rücksichtslos durchführen will. Die sittliche Erhebung, welche das Christenthum verlangt, ist ihr die Hauptsache: Das Leben soll erneuert werden, alle Verhältnisse desselben sind von Innen heraus umzugestalten, jeder Christ ist bestimmt, seinen alten Thorheiten zu entsagen und seine Schwächen abzulegen; er soll den Muth haben, alle Fesseln zu zerreißen, welche sein Gewissen binden. Der Christ darf nicht ausgleichen und vermitteln, alle Halbheit führt zum Verderben. Das Alte muss untergehen, das Neue auferstehen. Wer nicht mit solchem Ernste dem Evangelium Folge leisten will, der gehört Christo nicht an. Denn dieser sagt: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich." — Diese Schule will daher nichts wissen von einer Vereinigung altgriechischer Wissenschaft mit christlichen Ideen. Heidenthum und Judenthum sind ihr unversöhnliche Gegensätze. Man drückte sich darüber oftmals so aus: Athen, als Sitz griechischer Weisheit, und Jerusalem, als Geburtsstätte des Christenthums, sind nicht mit einander in Einklang zu bringen, sondern schließen sich in der Weise aus, dass, wo das Eine ist, kann nicht das Andere sein. Es soll hiernach die Religion Jesu nicht auf Erkenntniss der Wahrheit, sondern vielmehr auf das bedacht sein, was im Leben nothwendig ist. Vor Allem stellen die Männer dieser Schule die Frage: wie gelangen wir zu unserm Heile? Die Seligkeit ist es, wonach sie mit allen Kräften ringen. Das Heilsgut wollen sie sich mit unausgesetztem Eifer erwerben und erhalten, dafür erglühen sie. Darum finden wir in ihrem Urtheil zuweilen eine Härte, indem sie Diejenigen nicht als „Christen" ansehen wollen, die sich sittliche Schwächen haben zu Schulden kommen lassen. — Sie verstehen es nicht immer das sittlich-feste

Urtheil, welches von den hohen Forderungen des Christenthums nichts aufgiebt, mit der Liebe zu verbinden, die sich nicht über Andere erhebt. Sie erkannten einseitig in dem Evangelium nur die Forderung: seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; — aber nicht zu gleicher Zeit die Mahnung: vergebet euch unter einander! So zeigt sich in dieser Schule eine Neigung zu „richten" und zu „verdammen" und die Kirche „äußerlich rein" zu halten, indem Alle ausgeschlossen werden, die einen Anstoß gegeben hatten. Man findet also bei aller Anerkennung der sittlichen Begeisterung unter den Häuptern der karthagischen Schule doch schon Manches, was an Priesterhochmuth grenzt. Und gerade diese Schwäche wird dann später Vorbild der römischen Kirche des Mittelalters. — Wie nun stets die Begeisterung ihren Einfluss auf die Sprache übt und diese als ihr eigentliches Werkzeug ausbildet, so hat die karthagische Schule sich auch eine besondere Beredsamkeit geschaffen, die nicht auf wissenschaftlicher Auseinandersetzung beruht, sondern das Gemüth anregt, die Phantasie zu Hilfe ruft und die schlummernde Kraft des Willens und des Gewissens wecken will. Aeußerlich ist die Sprache ein verdorbenes Latein, aber der Geist weiß darin Gedanken auszudrücken, die tief in die Seele dringen.

An der Spitze dieser Schule stehen zwei Männer: Tertullian und Cyprian.

Quintus Septimius Florens Tertullianus ist am Ende des zweiten Jahrhunderts wahrscheinlich zu Karthago geboren. Sein Vater war daselbst ein römischer Hauptmann und bestimmte seinen Sohn zum Rhetor und Advokaten. Tertullian übte sich also seine Gedanken scharf auszudrücken, geschickt zusammenzustellen und dadurch auf den Willen Anderer einzuwirken. Es musste ihm als Redner Alles darauf ankommen, seine Ueberzeugung Andern beizubringen. Auch die Beschäftigung mit dem bürgerlichen Rechte und mit den verschiedenen Verbrechen, welche unter Menschen vorzukommen pflegen, musste ihm dienen; er lernte das Leben selbst dadurch kennen, besonders auch die sittliche Verkommenheit seiner Zeit, und wurde auf diese Weise von idealen Bestrebungen ferngehalten.

Wie sehr aber eine Erneuerung des Volkslebens noth that, hat er vorzugsweise empfunden. Seine Kenntnisse des bürgerlichen Lebens verschafften ihm auch Zutritt in die gebildeten Kreise des damaligen römischen Staates. Und die Jahre, welche er im Heidenthum verlebte, waren so eine Vorbereitung für seine spätere Wirksamkeit in der christlichen Kirche. Wann er zu dieser übergetreten ist, und wie lange er in derselben gewirkt hat, ist nicht festzustellen; nur sein Todesjahr wird übereinstimmend auf 220 angegeben, und er soll in Karthago Presbyter gewesen sein.

Er war ein strenger Mann, der unbeugsam an seiner Ueberzeugung festhielt und von dem, was er erkannt hatte, so tief durchdrungen war, daſſ er bei keinem Andern eine abweichende Meinung sich denken und noch weniger sie gelten lassen mochte. Sein Charakter hatte etwas Düsteres. Nicht die lieblichen Verkündigungen des Evangeliums mit ihren freundlichen Einladungen, nicht die Schilderungen von dem Frieden, der Alle umschließen sollte, zogen seine Seele an. Vielmehr ergriff ihn alles Erhabene im Christenthum und alles Gewaltige, welches die düstern Seiten des heidnischen Lebens beleuchtete. Der furchtbare Ernst, welcher in allem Menschlichen die Sünde erkennt und die Sehnsucht nach Erlösung fühlt, der die gerechten Strafen Gottes verkündigt, wenn keine gründliche Besserung erfolgt; dieser ergriff sein Gemüth, und er mochte weniger liebevoll einladen, als den Zorn des Allmächtigen androhen. In seiner Seele loderte ein unbändiges Feuer. Mit der Gewalt des Geistes hätte er die erschlafften Menschen ergreifen und sie umgestalten mögen. Es kochte in ihm ein heiliger Eifer für alles Gute, Große und Heilige. Entzündet hat er daher Viele, die gleichgiltig waren und den Verfall des christlichen Lebens duldeten. Er glühte für das, was ihm als Christenthum erschien.

Mit dieser Charaktereigenthümlichkeit verbanden sich bei Tertullian schöne Talente. Er war in der Sprache sehr gewandt und hatte sich eigentlich selbst erst die Ausdrücke gebildet, welche er für seine Ansichten bedurfte. Ihm war die Gabe der

Rede in hohem Maße zu Theil geworden. Daher haben seine Schriften eine ungewöhnliche Lebendigkeit. „Abhandlungen" hat er nicht verfasst, es gestaltete sich unter seiner innern Beweglichkeit Alles sofort zur „Rede." Wenn er auch über christliche Grundsätze schreibt, so legt er diese doch nie wissenschaftlich aus einander, sondern mischt sein unmittelbares Gefühl und seine ernsten Ermahnungen sogleich hinein. An Witz hat es ihm auch nicht gefehlt. Er weiß dadurch die christlichen Wahrheiten auch Denen nahe zu bringen, welche die ernst gehaltene Rede nicht lieben. Und besonders hilft ihm sein Scharfsinn die Unhaltbarkeit der heidnischen Götterlehre zu beleuchten. Er verschmäht es nicht, mit der beißendsten Ironie die Widersprüche der griechischen Weisheit aufzudecken und Diejenigen der Lächerlichkeit preis zu geben, welche für dieselbe in die Schranken zu treten wagten. Schonungslos verfolgt er die Ansichten seiner Gegner, hetzt sie gewissermaßen aus allen Schlupfwinkeln heraus und giebt ihnen dann den Todesstoß. — Was bei diesen Gaben selten zu fehlen pflegt, hat auch Tertullian besessen: eine lebendige, frische Einbildungskraft. Er hat die christlichen Ideen nicht nach der Weise der Gnostiker mit phantastischen Bildern über alle wahre Erkenntniß hinaus verfolgt, aber das Uebersinnliche, welches ihm in der Lehre Jesu entgegentrat, fasste er in kräftigen Bildern auf. Er löst nicht in Begriffe auf, was vom „Gerichte Gottes" und der Zukunft der Menschen nach dem Tode gelehrt wird, sondern er stellt es sich „sinnlich" und zuweilen sogar „grob sinnlich" vor, um es fester halten und markiger bezeichnen zu können.

Der Inhalt seiner Schriften lässt sich kurz um den Satz concentriren: „Christus ist die Wahrheit, nicht das Herkommen." Er hat also keine Achtung vor der Gewohnheit der Menschen, und wenn diese tausendjährig wäre; er beugt sich vor keiner Lehre, die sich nur auf ihr Alter stützt, und wenn Alle daran festhielten; er ordnet sich keiner Person unter, und wenn diese von Jahrhunderten her im höchsten Ansehen stände. Wahrheit ist es allein, was er sucht. Und nur was sich nach gründlichster Prüfung als solche in der christlichen Kirche herausstellt,

hält er fest, kämpft dagegen schonungslos gegen Alles, was ihm als „unwahr“ erscheint. — Nach seiner Ueberzeugung ist nun das Bewusstsein der Gottheit jedem Menschen in das Herz gepflanzt, und es stellt sich als unumstößliche Wahrheit heraus, dass es einen Gott giebt. Jeder muss ihn fühlen, Jeder muss sich von ihm abhängig wissen. Die darauf gebaute Lehre Jesu erweist sich nach der sorgfältigsten Prüfung als wahr, aber sie erscheint der „Weisheit der Welt“ gegenüber als „Thorheit.“ Diese Weltweisheit ist auf Hochmuth gegründet und aus Eitelkeit zusammengesetzt. Mit ihrem Glanze hat das einfache Evangelium nichts gemein. Und wer dieses erfasst, muss jene aufgeben. — Recht groß ist die Zahl der Streitschriften, welche Tertullian verfasste. Er hat gegen Heiden, Juden und christliche Sektyrer geschrieben. Gegen Alle macht er den sittlichen Ernst geltend und dringt auf wahre Heiligung. Weil diese ihm Hauptsache ist, so gerieth er in Streit mit den römischen Bischöfen, die darin gleichgiltiger waren und auch Solche nicht aus ihrer Gemeinschaft ausstoßen wollten, welche offenbar einen unsittlichen Lebenswandel führten. Die Milde der römischen Gemeindevorsteher jener Zeit konnte Tertullian nicht begreifen, und es musste ihm daher die Gemeinde zu Rom wie eine „Räuberhöhle“ erscheinen. Auch gegen Diejenigen hat dieser Mann gestritten, welche sich für die Kindertaufe erklärten. Da er nur eine Gemeinschaft für „christlich“ hielt, in welcher Alle als „Christen“ lebten, so musste er gegen einen Gebrauch sein, der schon unmündige Kinder unter die Zahl der Christen aufnehmen wollte. Er konnte nicht begreifen, warum Kinder, die noch „unschuldig“ wären, durch die Taufe Vergebung der Sünde zu erlangen suchen sollten.

Während in Tertullian der glühende Eifer Afrika's nur wenig durch Leidenschaft und Herrschsucht getrübt erscheint, finden wir schon mehr von diesen menschlichen Zuthaten bei Cyprian.

Thascius Cäcilius Cyprianus vertritt recht die Kirche seiner Zeit und seines Landes, indem er die vorherrschende Richtung derselben sich aneignet und in ihrem Sinne die Christenheit zu beherrschen sucht. Auch er ist Rhetor und Advokat gewesen

und hat sich daher im Heidenthum diejenige Bildung erworben, die ihn später zum Lieblinge des Volkes macht. Er soll sich in seinem heidnischen Beruf Achtung erworben und daher in demselben wohl gefühlt haben. Der Presbyter Cäcilius bekehrt ihn dann zum Christenthum. Cyprian stand damals schon im männlichen Alter und fühlte sich besonders durch das Bewusstsein der Sünde erschüttert. Er hatte auch als Heide rechtschaffen gelebt. Als er aber die hohen Forderungen kennen lernte, welche das Christenthum an seine Bekenner stellt, wurde es ihm klar, dass er noch voll Fehler und Schwächen wäre und ein ganz neues Leben anfangen müsse. Die Worte: „verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen!" ergriffen ihn mit besonderer Gewalt, ernahm sie buchstäblich und verkaufte seine Grundstücke, damit er das dafür gelöste Geld den Armen geben könne. Diese That freudiger Hingebung erwarb ihm die allgemeine Liebe der Gemeinde zu Karthago. 247 wählte man ihn, obgleich er nach dem herrschenden Gebrauche noch nicht lange genug Mitglied der Gemeinde gewesen war, zum Presbyter und bereits 248 zum Bischof. Cyprian mochte sich über diese Beweise der Anhänglichkeit freuen, aber es schien ihm doch die Verantwortlichkeit eines Bischofs zu groß für ihn. Er weigerte sich daher die Wahl anzunehmen. Aber gerade diese Bescheidenheit trug dazu bei, dass man noch mehr in ihn drang, bis er sich dem Rufe nicht länger entziehen zu dürfen glaubte. Da er so schnell zur höchsten kirchlichen Würde emporgestiegen und schon der ursprüngliche Sinn brüderlicher Gleichheit unter den Christen nicht mehr recht lebendig war, so fühlten sich dadurch fünf Presbyter der Gemeinde zurückgesetzt und traten ihm feindlich entgegen. — Cyprian war von der Würde seines Amtes durchdrungen, sah sich als den verantwortlichen Aufseher der Gemeinde an und meinte, er habe alle Sünden zu verantworten, welche von den ihm anvertrauten Christen begangen würden. Er glaubte auch mit seinem Amte den heiligen Geist noch mehr empfangen zu haben, als die übrigen Christen, und fühlte sich nur Gott gegenüber verantwortlich. Er glaubte von diesem selbst eingesetzt zu sein und vergaß darüber seine natürliche menschliche

Schwachheit. Er trat daher nicht ohne Eigenwillen und Anmaßung seinen Feinden entgegen und trug selbst dazu bei, den Streit in seiner Gemeinde zu vergrößern. Jene genannten fünf Presbyter scheinen von Gemeinden in der Nähe von Karthago gewählt gewesen zu sein; und einer derselben, Novatus, suchte sich dem Einflusse des Bischofs dadurch zu entziehen, dass er, wie der Gebrauch es ihm wohl gestattete, ohne Rücksicht auf Cyprian einen neuen Diakonus aus eigner Machtvollkommenheit einführte. Dieser war Felicissimus, ein ruhiger, aber unbeugsamer Mann, der für die Freiheit eintreten und der bischöflichen Macht sich kühn entgegenstellen wollte. Er fragte nicht nach dem Unwillen des Bischofs zu Karthago und verwaltete ungestört sein Amt. Als um diese Zeit Cyprian sich wegen einer Verfolgung von Karthago entfernte, konnte es seinen Gegnern nicht schwer werden, diesen Schritt ihm als Feigheit auszulegen und so eine Abneigung gegen ihn hervorzurufen. Dazu kam, dass Cyprian sich in dem Streite wegen der sogenannten „Gefallenen," der damals durch alle christlichen Gemeinden ging, so ausdrückte, dass er als „hart" verschrieen werden konnte. Unter diesen „Gefallenen" verstand man nämlich Diejenigen, welche in den Verfolgungen sich schwach gezeigt hatten und nicht ihrer Ueberzeugung treu geblieben waren. Ihnen gegenüber standen die Märtyrer oder „Bekenner," welche um ihres Glaubens willen gelitten hatten. Nicht gering war die Zahl der Schwachen, und die meisten von ihnen sehnten sich nach der Wiederaufnahme in die christliche Gemeinschaft, um mit ihren Freunden das Abendmahl feiern zu dürfen. Was sollte man mit ihnen thun? Sie ohne Weiteres aufnehmen, schien leichtsinnig; denn darnach wäre es gleichgiltig gewesen, ob man seinem Glauben treu bleibe oder nicht. Und man konnte der Wahrheit gemäß Diejenigen nicht als „Christen" ansehen, welche in der Stunde der Gefahr das christliche Bekenntniss offenbar aufgegeben hatten. Man war also der Meinung, Zeichen der Reue von ihnen zu verlangen und auch einen Unterschied unter ihnen nach der Art ihres Fehlers zu machen. Denn es leuchtete ein, dass solche, welche nur im Uebermaße der Schwäche des Körpers sich zu einer Unwahr-

heit hatten verleiten lassen, milder beurtheilt werden müssten als Diejenigen, welche aus Furcht vor Verlust ihres Vermögens das Christenthum verleugnet hatten. Und noch mancher besondere Unterschied stellte sich heraus, wenn man die einzelnen Verhältnisse und die zufälligen Umstände einer genauen Untersuchung unterwarf. Von besonderm Gewicht wurde in dieser Angelegenheit das Urtheil Derer, welche die Kirche mit gewissem Stolz ihre „Bekenner" nannte. Diese, die um der Wahrheit willen gelitten hatten, wussten aus Erfahrung, wie schwer es ist, im Angesichte des Todes fest zu bleiben; sie sprachen sich daher sämmtlich für die unbedingte Aufnahme der Gefallenen aus. Ja, einige von ihnen, die in den Tod gegangen waren, hatten noch als ein Vermächtniss ihren Angehörigen ans Herz gelegt, gegen die Schwachen „Gnade" zu üben. — Cyprian konnte dieser Ansicht nicht beipflichten, sondern glaubte dadurch den sittlichen Ernst gefährdet. Er wollte aber auch nicht die Gefallenen für immer zurückweisen, sondern machte den Vorschlag, die Entscheidung über diese Sache auf ruhigere Zeiten hinauszuschieben, einstweilen aber mit Ermahnung und Trost den Schwachen nahe zu bleiben, besonders aber Jedem, der nach gründlicher Reue vor seinem Tode das Abendmahl zu genießen wünsche, es nicht zu entziehen. Damit hatte aber der Bischof zu Karthago nach der Meinung seiner Feinde die „Märtyrer" beleidigt, welche man immer mehr mit übertriebener Verehrung zu überhäufen anfing. Wenn in diesem Streite der Zorn des Felicissimus und seiner Partei gegen Cyprian neue Nahrung gefunden hatte, so wurde derselbe noch mehr angeregt, als Cyprian 251 nach Karthago zurückkehren und vorher eine Kirchenvisitation vornehmen lassen wollte. Bei dieser Visitation hatte Cyprian bestimmt, dass den Armen in der richtigen Weise Unterstützungen gegeben und die Geistlichen ermahnt und bei Verwaltung ihrer Aemter beaufsichtigt werden sollten. Felicissimus erklärte solche Visitation für eine unerhörte Anmaßung, der er sich keineswegs unterwerfen werde. Dadurch wurde die Rückkehr zwar verzögert, doch konnte Cyprian in demselben Jahre eine Versammlung der nordamerikanischen Kirche veranstalten, durch welche

seine Partei bedeutend verstärkt wurde. Es traten um diese Zeit die kühnen und ehrgeizigen Ansichten des karthagischen Bischofs immer schroffer hervor. Er beruft sich auf Erscheinungen, die er gehabt hätte, wo man Gründe erwartet; seine Träume sollen auch für die übrigen Christen einen größern Werth haben, als die christliche Grundüberzeugung von der brüderlichen Gleichheit Aller. Ohne einen „Bischof" kann nach seiner Meinung keine Gemeinde bestehen; sie ist an diesen gewiesen, wie er wiederum an Christum. — Mit der römischen Kirche hatte Cyprian den Frieden so lange als möglich zu erhalten gesucht. Bei der Entschiedenheit seiner Gesinnung musste er aber auch mit dieser sich verfeinden. Der Gegenstand dieses Streites war die Ketzertaufe. Es handelte sich nämlich darum, ob Diejenigen, welche von Sektyrern getauft waren, auch die rechte Taufe empfangen hätten, und ob man diese heilige Handlung noch einmal vorzunehmen habe, wenn sie in eine anerkannt christliche Gemeinde einträten. Cyprian sah in der Taufe nicht nur eine Form, sondern eine That, ein Empfangen des heiligen Geistes. Er verlangte daher, dass die Taufe in der rechten Weise und mit dem rechten Geiste vollzogen werde; wo dieses nicht geschehen sei, müsse sie von Neuem vorgenommen werden. Die römische Kirche dagegen hatte eine mildere Ansicht und wollte jede Taufe gelten lassen, erlangte aber nichts, sondern der römische Bischof Stephanus verweigerte den Gesandten aus Karthago die Aufnahme. Da wandte sich Cyprian an Kleinasien, und Firmilianus von Cäsarea erklärte sich mit beißendem Spott gegen die römische Anmaßung. Cyprian hatte die Genugthuung auf einer großen Synode 256 alle afrikanischen Bischöfe einstimmig gegen Rom zu erblicken. Ihm ist dann auch das Märtyrerthum zu Theil geworden. Er ist zuerst verbannt und dann 258 enthauptet.

Wie deutlich erkennt man in dieser Persönlichkeit den hohen sittlichen Ernst gemischt mit menschlicher Anmaßung! Er ist deshalb, sowie auch Tertullian, ein Vorbild der Männer, welche von einem freudigen Streben ergriffen sind, sich aber nicht frei von Selbstüberhebung halten. Mit ihnen ist Augustinus zu

vergleichen. Dieser gewaltige Afrikaner des vierten Jahrhunderts steht uns durch die Kraft, mit welcher er sich aus seinen Sünden herausreißt, ehrwürdig da; sein Streben, das Christenthum tief zu erfassen und in sich zum Leben zu bringen, zieht uns unwiderstehlich an. Seine ernst durchdachten, tiefsinnigen Schriften, zu denen ihn das reinste Bedürfniss seines Gemüthes treibt, werden der ganzen christlichen Kirche ein schönes Denkmal jener Zeiten bleiben und noch immer aufs Neue zum gründlichsten Forschen und zum heiligen Leben anregen. Doch hat auch seine Stellung zur Kirche etwas von dem verderblichen Einfluss, den ein Cyprian übte: Er ließ um sich andere Ansichten nicht aufkommen, die doch auch ihre gute Berechtigung hatten. — Nicht unähnlich diesen Persönlichkeiten ist auch Gregor VII, dessen Charakter unstreitig zu den bedeutendsten in der ganzen Geschichte gehört. Wenn auch seine Meinungen von der Herrschaft des Papstes über die weltliche Macht von uns nicht gebilligt werden können, so hat er doch einen sittlichen Ernst gezeigt, der für seine Ueberzeugung Alles opfert. Es ist die Kirche, welche er reinigen und in sich befestigen will, wenn er die Ehelosigkeit der Geistlichen einführt. Ihm ist Kirche und Christenthum aber dasselbe. Er glaubt also für den unbedingten Sieg des Christenthums einzutreten, wenn er die Kirche zur Herrschaft zu bringen sucht. —

Der tief gebildete Innocenz III welcher den Hohenstaufen Friedrich II erzieht, reiht sich dann gleichfalls ebenbürtig diesen von sittlichem Ernste erglühenden Männern an. Auch er will das Höchste, eine von Einem Geiste durchdrungene Christenheit: Alle Christen sollen einig sein, von Einem Haupte regiert werden, und nichts Unchristliches soll mehr bestehen. Er irrt nur darin, dass er die äußere Ordnung mit der innern Einheit verwechselt und von Außen nach Innen glaubt wirken zu können. —

Und es ist auch die evangelische Kirche nicht ganz arm an solchen Männern der Kraft. Luther erglüht für seine Ueberzeugung nicht minder und hat Manches in seinem Wesen, was

sehr an den von ihm so hoch verehrten Augustinus erinnert. Auch er lässt der Meinung Andrer nicht immer Gerechtigkeit widerfahren und weiß mit kühner und sehr eifriger Beredsamkeit seine Gegner niederzuwerfen. Calvin mit einer andern religiösen Färbung trägt denselben Grundsatz im Herzen: Reinheit der Kirche, Heiligkeit des Lebens. Wo diese fehlt, ist kein Christenthum. Schonungslos übt er sein Sittengericht und vergisst dabei nicht selten der christlichen Demuth. — Und sollen wir noch an den ihm geistig vielfach verwandten Knox erinnern, der mit unbeugsamem Ernste von Jedem ohne Unterschied des Standes einen sittlich bescheidenen, stillen Lebenswandel fordert? —

Es ließe sich noch Mancher anführen, der sich würdig an diese Männer anreihte; allein sehen wir von der Vergangenheit ab und werfen einen Blick auf unsre Zeit, so finden wir außerordentlich Wenige, die von sittlichem Bewusstsein getragen mit Begeisterung für das Christenthum einstehen. Es giebt genug „Eiferer,“ die bereit sind, Andersdenkende zu verdammen, und Einigen von diesen fehlt es auch nicht an heftigen leidenschaftlichen Ausdrücken. Aber es fällt uns bei ihnen nur gar zu sehr das Bibelwort ein: sie eifern, aber mit „Unverstand“.

XXIV.

Die Schule zu Alexandrien.

Die schönste und reichste Entwickelung hat das Christenthum aber in jenen Jahrhunderten zu Alexandrien erfahren. Mit richtiger Einsicht hatte der große macedonische König, wie wir schon früher Gelegenheit hatten, zu bemerken, bei der Gründung dieser Stadt die Lage beurtheilt, welche wie zur Herrschaft über die Welt geschaffen zu sein schien. Hier an den Mündungen des Nil, wo die tiefsinnigen Aegypter ihren ernsten Betrachtungen lebten, war der Ort, von dem der Blick über Europa, Asien und Afrika schweifte und man sich gewissermaßen im Mittelpunkte der alten Welt fühlte. Unmöglich konnte Alexander die einstige Bedeutung der nach ihm genannten Stadt kennen und die reiche Entwickelung vorhersehen, welche hier das gesammte geistige Leben der alten Welt nehmen sollte. Denn nicht nur die altorientalische und griechische Anschauungsweise vereinte sich mit der ägyptischen Weisheit zu Alexandria, sondern auch die höhere christliche Bildung fand hier ihre würdige Pflanzstätte.

Der Grundsatz der alexandrinischen Schule war: Christenthum und wahre Bildung sind dasselbe. Es sollte das Evangelium darnach nicht im Gegensatze zur Wissenschaft stehen und nur von den Ungebildeten aufgenommen werden; es sei vielmehr sehr gut mit der gründlichsten Durchbildung zu vereinigen. Die Wissenschaft solle sich ihrer erkünstelten Formen entledigen und ihre Vorurtheile aufgeben, sie habe sich nur in die Tiefe des göttlichen Lebens zu begeben, und sie werde dieselben Wahr=

heiten entdecken, welche Jesus von Nazareth lehrte. Wenn aber die wahre Bildung gesucht werde, die sich nicht allein in wissenschaftlichen Kenntnissen offenbare, so müsse diese in ihrer schönsten Weise im Christenthum gefunden werden. Denn dieses wolle nichts Anderes, als gediegene und allseitige Ausbildung aller von Gott in den Menschen gelegten Kräfte. Christus sei ja der Vollendete, der wahrhaft Gebildete. Die Vernunft könne gar nicht in Widerspruch mit den Lehren der christlichen Kirche kommen, weil diese jede Prüfung aushalten und die höchste Vernunft wären. — Das war eine Erfassung des Christenthums, wie man sie bis dahin nicht kannte, und wie man sich eine würdigere überhaupt nicht vorzustellen vermag.

Dieses Streben der Männer zu Alexandria ist sehr wesentlich von den scheinbar wissenschaftlichen Bemühungen der Gnostiker zu unterscheiden. Diese brachten ihre oberflächlichen Systeme, die oft wunderbar mit Phantasien ausgeschmückt waren, mit und wollten das Evangelium darnach zurechtmachen. Sie kannten weder die Religion Jesu, noch wussten sie, was Wissenschaft ist. Darum mussten ihre Versuche so vollständig scheitern. Die Alexandriner dagegen suchten in ihrer Wissenschaft Wahrheit und fanden dieselbe auch im Christenthum.

Es war im zweiten Jahrhunderte, als sich immer mehr in den Christengemeinden das Bedürfniss eines gründlichen Unterrichts herausstellte, wenn man die neue Religion dem ihr drohenden Kampfe gewachsen sehen wollte. Man musste sich auf die Entgegnungen der Feinde des Christenthums einlassen und durfte sie nicht nur mit stolzer Verachtung zurückweisen; es wurde nothwendig, sie auch wissenschaftlich mit Gründen zu widerlegen. Wenn die christliche Religion nicht als „Sekte" verkommen sollte, so durfte sie die Oeffentlichkeit nicht scheuen, sondern musste nach allgemeiner Verkündigung streben. Jeder, der zu den Christen gehörte, durfte nicht nur unverstandene Lehrsätze nachsprechen, sondern musste auch bereit sein, Jedermann Rechenschaft abzulegen von Dem, woran er glaubte. In Alexandrien gründete man daher eine Unterrichtsanstalt für Christen, eine Katechetenschule. In

derselben sollten Diejenigen, welche das Christenthum kennen lernen wollten, gründlich unterwiesen werden, dass sie sich dasselbe mit Geist und Herz aneignen konnten und dann auch den Muth hätten, für ihre Ueberzeugung Opfer zu bringen. Da konnte von keinem gedankenlosen Auswendiglernen die Rede sein. Jeder hatte seine Zweifel vorzubringen und wurde zu einer Ueberzeugung geführt. Man würdigte aufs Gründlichste Alles, was sich gegen eine oder die andere Ansicht sagen ließ, und gestattete auch eigene Meinungen, wenn diese nur nicht gegen den Grund der Wahrheit und Sittlichkeit verstießen. Der Gründer dieser Schule ist Athenagoras gewesen, der schon unter den Vertheidigern des Christenthums genannt ist.

Sein Schüler Pantänus ist nur dadurch bedeutsam, dass er der Lehrer des Titus Flavius Clemens geworden ist, der aus Griechenland stammte. Dieser Clemens hatte sich stets um gründliche wissenschaftliche Bildung bemüht und war daher mit den verschiedenen Ansichten der griechischen Philosophien bekannt geworden. Aber was er von diesen lernen konnte, genügte ihm nicht; denn es beschäftigte höchstens seinen Verstand. Sein Gemüth aber und besonders seine sittlichen Ueberzeugungen gingen dabei leer aus. Er sehnte sich nach Etwas, das ihn innerlich belebte, und fand dieses im Christenthum. Als er sich zu demselben gewandt hatte, strebte aber sein reger Sinn nun auch darnach, die ganze Tiefe der christlichen Religion kennen zu lernen; und er suchte die berühmtesten Männer der christlichen Kirche auf, um sich von ihnen die Wahrheit deuten zu lassen. So hat er an verschiedenen Orten sich aufgehalten, immer bereit zu lernen. Erst in Alexandrien blieb er längere Zeit, hörte den oben erwähnten Pantänus und ist wahrscheinlich sein Nachfolger an der Katechetenschule geworden. Von seinen spätern Lebensschicksalen ist wenig bekannt, und die letzte Spur seines Daseins ist aus dem Jahre 211, wo er in Jerusalem war. — Er hat drei Werke geschrieben, die im Zusammenhange stehen. Im ersten spricht er nämlich von der Bekehrung, welche damit anfängt, dass der Geist der Wahrheit das Bewusstsein der Sünde

weckt und den Menschen aus seinen unklaren Ideen und seinen sündhaften Empfindungen herausreißt. Es regt sich dann die Sehnsucht nach etwas Bessrem, man fühlt sich unglücklich und setzt seine Zuversicht auf Gott, kommt also zum Glauben. Das zweite Werk spricht darauf von der Zucht und schildert die Erziehung, welche der christliche Geist nach der Bekehrung vornimmt. Die Wahrheit wird verstanden, aber steht dem Leben noch fern; der Mensch weiß, was er soll, aber er thut es nicht. Und erst nach längerer Zeit verbindet sich in ihm das Göttliche und Menschliche zur Harmonie, und er wird für die höchste Stufe des christlichen Lebens reif. Von dieser handelt denn das dritte Werk. Es schildert den Zustand der freien Einsicht. Nicht mehr als zwingendes und lästiges Gesetz steht dem Menschen auf dieser Stufe seine Christenpflicht gegenüber; er hat sie als das Beste erkannt und findet in der Beobachtung derselben seine Seligkeit. Nun schaut er unmittelbar zur Wahrheit empor. Sie ist ihm nicht fern und steht nicht in Widerspruch mit seinem Leben, sie durchdringt ihn, er lebt in ihr, und sie in ihm. — Was Clemens in seinen Werken ausspricht, darf man sich nicht als ein abgerundetes Ganzes denken. Er ist zu keinem Systeme gekommen und deutet seine Meinungen oftmals nur an. Es sind eine Menge ansprechender Gedanken, die wir bei ihm finden, und die uns zuweilen einen überraschenden Blick in die Wahrheit gewähren; aber er verfolgt sie nicht und überläßt es uns, die Folgerungen daraus zu ziehen. Er scheint darin von einer gewissen Behutsamkeit geleitet zu werden, um nicht Denen einen Anstoß zu geben, die seine Ideen nicht zu fassen vermochten. Wunderbar ist bei ihm an einzelnen Stellen die Mischung und das Umherspringen in seinen Auseinandersetzungen, und einzelne Geistesblicke zucken darin wie Blitzstrahlen auf.

Bedeutend mehr ist Origenes, wohl der durchgebildeteste Christ dieser ganzen Zeit. Er wurde 185 zu Alexandria geboren, und sein Vater hieß Leonides. Dieser war selbst ein gebildeter Mann, ein Rhetor, und ein treuer Anhänger des Christenthums. Es herrschte in seinem Hause eine einfache und kräf-

tige Frömmigkeit. Sein Sohn wurde gleichzeitig in den Werken der Alten und in der Bibel bekannt. Er entwickelte sich daher in allseitiger Weise, wurde in seinem Verstande klar und führte zugleich ein reiches Gemüthsleben. Er musste an jedem Tage einen Abschnitt in der heiligen Schrift lesen und auswendig lernen. Daran hatte der lebhafte Knabe große Freude. Die merkwürdigen Dinge, welche er auf diese Weise zu hören bekam, beschäftigten ihn ungemein; und er wollte sich nicht mit dem bloßen Wissen des Gedächtnisses begnügen. Wann er mit den ernstesten Fragen zu seinem Vater kam, vermochte dieser ihm nicht immer eine befriedigende Antwort zu geben und verwies ihn darauf, er solle nicht über seine Jahre hinaus forschen und sich mit der buchstäblichen Auffassung der Bibel begnügen, womit ja alle Uebrigen auch zufrieden wären. Das religiöse Gefühl des Origenes bekam also vom Vater nicht die nöthige Aufklärung und scheint diese auch nicht im genügenden Maße von Clemens empfangen zu haben, obgleich er dessen Schriften zu lesen anfing. Seine jugendliche Begeisterung für alles Hohe und Wahre entfaltete sich aber in seinen Jünglingsjahren zu der schönsten Blüthe; sie konnte ihn sogar zur Schwärmerei fortreißen. Als nämlich eine ernste Verfolgung auch über Alexandria erging, trieb ihn seine Liebe zum Christenthum so mächtig, dass er sich selbst freiwillig der Obrigkeit angeben und den Märtyrertod sterben wollte. Und da auch sein Vater ins Gefängniss geworfen wurde, war er zu Hause kaum zu halten; er glaubte, er müsse mit Leonides sterben. Nur mit Mühe und theilweise mit List hielt seine Mutter ihn von der Ausführung dieses Entschlusses zurück. Ihre Bitten, sich ihr zu erhalten, wollten nichts fruchten; die Liebe zur Wahrheit schien ihn zum Todesopfer zu rufen. — Er hat endlich wenigstens seinem Vater sagen lassen, er solle sich nicht aus Liebe zu ihnen zu einer Verleugnung der Wahrheit verleiten lassen. — In reifern Jahren hat Origenes hierüber anders geurtheilt und seine jugendliche Begeisterung als „schwärmerisch" getadelt. Er hat dann selbst Solche vom Märtyrertode zurückzuhalten gesucht, die sich dazu drängten, und es ihnen als Pflicht auferlegt, ihr Leben zu schonen; ja, er glaubte

damals, man sollte sich, wenn es möglich sei, durch die Flucht vor den Bedrängern schützen. — — Natürlich war es aber, dass solch ein Kind von seinen Eltern geliebt wurde und sie Gott dankten, der es ihnen gegeben habe. Der Vater soll oft, wann er am Bette des schlafenden Knaben stand, ihn geküsst und Gott gebeten haben, ihn vor allem Bösen zu bewahren.

Nach dem Märtyrertode des Leonides blieb die Mutter mit sieben unerzogenen Kindern zurück. Origenes kam in das Haus einer reichen Frau. Da diese aber gnostischen Ideen zugethan war und Origenes seinen Abscheu vor denselben entschieden aussprach, so musste er diese Zufluchtsstätte bald wieder verlassen. Seine gediegenen Kenntnisse in der altgriechischen Sprache und Literatur verschafften ihm aber bald Schüler, und er konnte ohne Nahrungssorgen leben. Es schlossen sich auch damals schon viele Heiden an ihn an, um von ihm das Christenthum kennen zu lernen. Und da gerade die Stelle eines Lehrers an der Katechetenschule frei wurde, so übertrug man dieselbe dem jungen, allgemein geachteten und geliebten Jünglinge, obgleich er erst achtzehn Jahre zählte. Der Bischof Demetrius führte ihn selbst in sein Amt ein. Damit begann für Origenes eine neue sehr rege Thätigkeit. Er nahm, wie es damals gewöhnlich war, keine Geldentschädigung für seinen Unterricht in der Religion; sondern ertheilte denselben nur aus Liebe zur Sache mit der ganzen Innigkeit seines Gemüths. In Jedem, mit dem er zusammenkam, suchte er das christliche Leben selbst anzuregen und begnügte sich nicht, Sätze des Glaubens dem Verstande einzupflanzen. Da er einen sehr großen Unterschied in der Fassungskraft und der Vorbereitung seiner Schüler fand, so bildete er bald in der Katechetenschule zwei Abtheilungen und übertrug den vorbereitenden Unterricht erprobten Freunden, die ihm thätig zur Seite standen. Er war in jener Zeit genöthigt, um sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, eine ihm sehr werthe Sammlung von Abschriften gelehrter Werke zu verkaufen und in der eingeschränktesten Weise von dem Erlöse derselben zu leben. Es erfüllte ihn aber eine solche hingebende Liebe zu seinem christlichen Berufe, dass er jedes Opfer mit Freu-

digkeit brachte und sich wohl auch zuweilen zu Ueberspanntheiten fortreißen ließ, die er später selbst missbilligte. Sein Ruf als Katechetenlehrer breitete sich so weit aus, dass die verschiedensten Menschen zu ihm kamen, um sich über das Christenthum belehren zu lassen. Er selbst hatte bis dahin mehr in religiösen Empfindungen und sittlichen Bestrebungen gelebt, als in der Wissenschaft; und obgleich er die Schriften des Clemens las, so war er doch wenig auf ihren eigentlich geistigen Gehalt eingegangen. Jetzt aber, da oft wissenschaftlich gebildete Männer mit ihm über die Religion Jesu sprachen, fühlte er das Bedürfniss, ihnen auf ihre Weise die Wahrheit zu vermitteln und ihre Irrthümer durch sorgfältig begründete Auseinandersetzungen widerlegen zu können. So nahm sein Geist einen höhern Schwung und ließ sich von der Wahrheit des Evangeliums zu den reinsten und klarsten Anschauungen emportragen. Es fielen ihm die irdischen Schlacken immer mehr zu Boden; das Aeußere, womit das Christenthum umgeben ist, trat ihm als Nebensache zurück, aus den Buchstaben zog er immer mehr den Geist heraus. — Bei diesem wissenschaftlichen Streben fand er die beste Unterstützung und Aufmunterung durch einen Freund, der sich ihm mit ganzer Seele anschloss, Ambrosius zu Alexandria. Dieser feuerte ihn zu seinen gründlichen und umfassenden Arbeiten an; und Origenes begann nach biblischen Handschriften des alten Testamentes zu suchen, erlernte im reifern Alter zu diesem Zwecke das Hebräische und fühlte sich nun den jüdischen Gelehrten gewachsen.

Doch sind auch in seinem Leben die Verfolgungen nicht ausgeblieben. Sein Bischof Demetrius, der anfänglich sein Freund gewesen war, wurde auf die Ehre eifersüchtig, die man dem hochstrebenden Origenes erwies. Und da dieser mit Entschiedenheit seine Ueberzeugung aussprach, so konnte es nicht schwer werden, in derselben scheinbare Widersprüche mit der herrschenden Ansicht der christlichen Kirche herauszusuchen. Demetrius fing an, auf die Ketzereien des Katechetenlehrers aufmerksam zu machen. — Um dem unnützen Streite aus dem Wege zu gehen, begab sich Origenes auf Reisen: er besuchte Rom, hielt sich aber besonders

in Kleinasien und in Palästina auf, wo ihm viele Freunde lebten. Es geschah, dass er von diesen zu Cäsarea in Palästina zum Presbyter ordinirt wurde. Das war deshalb nicht ganz nach dem Herkommen, weil Origenes nicht der Gemeinde dieser Stadt angehörte. Sogleich erhob sich daher Demetrius gegen ihn und stieß ihn 231 aus der Kirchengemeinschaft seiner Vaterstadt aus, nachdem er eine große Versammlung ägyptischer Bischöfe veranstaltet hatte. Dadurch war Origenes genöthigt, noch mehr auswärts sich aufzuhalten. Er hatte so die beste Gelegenheit, auf eine große Zahl bedeutender Personen einzuwirken und seine geistige Auffassung des Christenthums zu verbreiten. In vielen religiösen Streitigkeiten wandte man sich an ihn und bat um seine Entscheidung. Als unter der Verfolgung des Decius besonders die Häupter der christlichen Gemeinschaft getroffen wurden, so konnte auch Origenes der Aufmerksamkeit der Feinde nicht entgehen. Er ertrug die ihm zugefügten Martern standhaft, starb aber bald darauf 254.

Durch seine Schriften ist Origenes der Begründer einer geschichtlichen Kritik und Auslegung der Bibel geworden. Er hat eigentlich zuerst mit wirklich wissenschaftlicher Schärfe den Text darzustellen versucht und sich hierbei nicht durch seine Wünsche leiten lassen. Und seine Auslegung macht den Eindruck, dass sie von unbefangener Liebe zum Verständniss geleitet wird. Er will nicht auslegen, wie die Kirche es befiehlt; er fragt nicht, ob das, was er findet, mit dem herrschenden Systeme stimmt; er spricht es so klar und besonnen aus, dass man ihm gern folgt. — Er hat aber auch zuerst die christlichen Wahrheiten zu einem wissenschaftlichen Ganzen zusammengestellt, während Clemens ihm in dieser Beziehung nur vorgearbeitet hatte. Origenes giebt uns in seinem Werke über die „Principien" nicht sowohl ein System, als dass er vielmehr seine Ueberzeugung von der Grundwahrheit des Evangeliums mit der Ruhe des Weisen auseinandersetzt. Er schöpft alle seine religiösen Ansichten aus den christlichen Thatsachen, die er nach seiner Ueberzeugung durch wissenschaftliche Untersuchung für gesichert hält. Die wichtigsten Wahrheiten, welche er in seinen Schriften bespricht, lassen sich auf Folgendes zurück-

führen: Ueber das Verhältniss des Judenthums und der Heidenwelt zum Christenthum drückt er sich dahin aus, dass derselbe Gott die Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts leitet und Alles im Leben einen Zusammenhang hat. Wir können daher wahrnehmen[1], wie das Christenthum vorbereitet wird, ehe es wirklich erscheint. Den Juden wird das Gesetz durch Moses gegeben, wodurch sie herangebildet werden sollen, die Wahrheit des Evangeliums zu verstehen; die Heiden aber haben auch ihre weisen Männer gehabt, das sind die Philosophen gewesen, die den Geist weckten und ihn soweit brachten, dass er Sehnsucht nach etwas Höherem empfand und endlich Befriedigung im Christenthum suchte. Die höchste Offenbarung der Wahrheit geschieht dann durch Christum, der alles Gute, das früher vereinzelt gelehrt und gethan wurde, in sich vereinigt. Aber im Christenthum ist dann wieder ein Unterschied in der Auffassung. Der Volksglaube begnügt sich mit dem Fürwahrhalten des Gehörten und weiß sich nicht von der Form zu befreien; die freie Einsicht erblickt in dem Aeußern das Bild und bemächtigt sich des dahinter liegenden Gedankens. — Wenn Origenes solche Verschiedenheit unter den Christen anerkennt, so führt er als Grund nicht die ursprüngliche Begabung, sondern den Unterschied in dem sittlichen Leben der Menschen an. Er hat die Wahrheit erkannt, dass man sich sittlich erheben müsse, wenn man in ein tieferes Verständniss bringen wolle; und dass der, welcher sittlich am höchsten steht, auch die tiefste Einsicht besitzt. — — Würdig spricht sich Origenes auch über das göttliche Wesen aus. Es ist nach seiner Meinung unendlich, also durch nichts Anderes beschränkt; es ist überall, und man könne in demselben eigentlich keine Unterschiede machen. Doch müsse der Mensch nach seiner Natur sich auch menschlich über Gott ausdrücken; und wenn dem Höchsten Eigenschaften beigelegt würden, die von beschränkten Verhältnissen entnommen seien, so wäre das bildlich, wie man es sich unter Anderm vorzustellen habe, wenn von dem „Zorne" Gottes die Rede sei, eine solche Leidenschaft könne in Gott doch in Wahrheit nicht vorhanden sein. Zur Erkenntniss Gottes, so

fährt Origenes fort, gelangen wir nur auf unmittelbare Weise, indem Gott sein Dasein uns in unserm Innern offenbart. Darnach thut sich den Menschen Gott in Christo kund, indem er ihn durchdringt, und in ihm der göttliche Geist zu finden ist. Und ebenso offenbart sich Gott in der menschlichen Vernunft oder in dem Geiste, der in allen Menschen sich regt und Alle zur Heiligung treibt. — Von der ersten Sünde hat Origenes die Vorstellung, dass die Erzählung von derselben eine Allegorie sei, welche sich auf eine Sünde bezieht, die schon vor dem irdischen Leben geschehen ist. So soll es erklärt sein, dass der Mensch eine Neigung zum Bösen in dieses Leben mitbringt. Und sein Leben auf Erden soll demnach eine Buße und Besserung sein. Was uns aber bei dieser Lehre wichtiger erscheint, als dieser Versuch, die Entstehung des Bösen zu erklären, das ist die sittliche Erkenntniss des Origenes, dass auch nach der ersten Sünde die Freiheit des Willens nicht aufhört und der Mensch für alles Unrecht, das er thut, verantwortlich ist. — — Groß fasst Origenes dann den Zweck des Christenthums auf. Es soll die gesammten Geister umfassen, durch dasselbe soll Alles erlöst werden, was unter der Last der Sünde seufzt. Das ist das Bewusstsein von der welthistorischen Bedeutung der Religion Jesu, welches den edlen Mann so tief durchdrungen hat. — Damit hängt auch die Lehre des Origenes von dem zukünftigen Leben zusammen. Es kann nach seiner Ueberzeugung keine **ewigen** Höllenstrafen geben, weil sonst das Christenthum nicht Alle erlöste. Es muss Jedem geholfen werden, weil Gott es will, und Gott ist allmächtig. Auch von einer Auferstehung des Fleisches will der große Kirchenlehrer nichts wissen, weil diese Vorstellung mit der Vernunft streitet. Er meint, es würde der auferstandene Mensch höhere Organe besitzen, von denen wir nichts kennen. Die Hoffnung auf die baldige irdische Wiederkehr Jesu hat Origenes als einen verderblichen Irrthum bekämpft. Er will nur von einem überirdischen Reiche des Erlösers etwas wissen.

Es war natürlich, dass sich an einen solchen bedeutenden Mann

Viele anschlossen, während er auch seine entschiedenen Gegner fand. Es haben ihn nicht nur solche niedrige Seelen angefeindet, wie Demetrius, der von Eifersucht geleitet wurde; sondern es haben sich auch Andere gegen ihn erhoben, welche sich mit seinen religiösen Ansichten nicht befreunden konnten. Zu diesen letztern gehörte Methodius von Tyrus, der durch Origenes die Kirchenlehre gefährdet glaubte und Alles tadelte, was derselbe über die Auferstehung und die Willensfreiheit gelehrt hatte. Für Origenes dagegen erhob sich Pamphilus zu Cäsarea, welcher noch im Kerker die Ueberzeugungen seines geliebten Lehrers mit beredten Worten als christlich vertheidigte. — Später sind die Schüler des Origenes in zwei Richtungen auseinander gegangen, indem Einige mehr die gelehrten Ansichten vertraten, die Andern dagegen die praktische Richtung desselben ausbildeten. Zu den letztern gehörte Hierakas, welcher das Christenthum in der Losreißung von allem Irdischen sah und daher auch allgemein als Irrlehrer bezeichnet wurde.

Das Streben, welches der alexandrinischen Schule zum Grunde liegt, Christenthum und Bildung zu vereinigen, ist zwar in den spätern Zeiten der christlichen Geschichte zuweilen fast verschwunden; doch haben sich dann immer auch Männer gefunden, die gerade dafür erglühten und deshalb zu den anziehendsten Persönlichkeiten in dem ganzen religiösen Leben gehören. Unter diesen finden wir den sanften, liebenswürdigen Melanchthon, diesen stillen, sinnigen Charakter, welcher gründliche Kenntnisse in den Sprachen zum Grunde seiner geschichtlichen Untersuchungen legt und von keiner heftigen und vorgefassten Meinung irre geleitet wird. Würdig steht er in seiner tiefen religiösen Durchbildung unter den eifrigen Theologen, die sich ihrer Gelehrsamkeit rühmen und mit Zorn über einander herfallen. Er ist der wirklich Gebildete d. h. der wahre Christ, der vor Allem die Liebe sich zu bewahren weiß. Wie wenig auch zu seiner Zeit das wahre Christenthum erkannt wurde, zeigen uns einige Worte, die er nicht lange vor seinem Tode niederschrieb, und in denen er unter Anderm seine Freude auch darüber aussprach, dass er bald von der „Wuth der Theologen"

befreit zu werden hoffe. In schöner Weise durchgebildet tritt uns dann in dem achtzehnten Jahrhundert die Gestalt eines Herder entgegen, dessen Streben ebenfalls dahin gegangen ist, Bildung und Christenthum zu vereinigen. Verdanken wir es doch größtentheils ihm, daſſ der geistliche Stand in der evangelischen Kirche sich aus der tiefen geistigen Versunkenheit emporzuarbeiten anfing, in welche er gerathen war. Wie weiß dieser Mann sich gründliche Ansichten von der Poesie zu erwerben! wie dringt er in den Geist der Sprachen ein! Und doch bleibt er der wahrhaft fromme Mensch, der alle schönen und erhebenden Empfindungen in sich entwickelt. Ja, gerade seine Bildung führt ihn recht in das Christenthum ein und läſſt ihn die dichterischen Schönheiten des neuen und alten Testamentes erkennen. Und seine Kenntnisse sind es, die ihm immer neue und erhabene Gesichtspunkte im religiösen Leben eröffnen und ihn fähig machen, Christum in sich aufzunehmen. — An ihn schließt sich dann als ein würdiger Schüler Schleiermacher an, der in mehr als einer Beziehunb an Origenes erinnert, indem er einige Lehren desselben sich genau aneignet und eine „Glaubenslehre" darzustellen unternimmt, welche allen Anforderungen der Wissenschaft genügen will.

So ist uns gerade in dieser zuletzt genannten Person der Weg gewiesen, den unsre Zeit zu gehen hat. Schleiermachers Ansichten werden im Einzelnen vielfach zu berichtigen sein, seine Ausdrucksweise ist durchaus nicht klar und verständlich genug; aber sein Streben, das Geistige im Christenthum zu erkennen und zur Herrschaft zur bringen, bezeichnet die Aufgabe der Gegenwart. Das ist das Ziel, wonach unsre Zeit zu ringen hat: das Evangelium im Geiste zu erfassen und durch dasselbe wahre Bildung zu erstreben.

XXV.

Der Streit über die Person Jesu.

Jede Religion wird eine Theilnahme für ihren Stifter haben, denn seine Lehren sind oft nur zu verstehen, wenn man seine Schicksale kennt und mit der Gesinnung vertraut ist, welche ihn geleitet hat. Wer sich in seiner Religion befriedigt fühlt, wird dann auch gern seinen Dank Demjenigen darbringen, der sie ins Leben rief und oft mit den größten Opfern begründete. — Es konnte daher nicht ausbleiben, dass die Christen mit ganzer Seele an dem Erlöser hingen und in der Liebe zu ihm ein heiliges Leben zu führen begannen. Seine Gesinnung, sein Wirken, sein Dulden war es besonders, was seine Anhänger zu ihm zog; noch viel mehr als seine Lehre, war ihnen sein Beispiel. Wenn sie während des ersten Jahrhunderts mit ihrem überströmenden Gefühl an Jesum hingen und mit ihrer begeisterten Dankbarkeit seiner gedachten; so musste in den folgenden Jahrhunderten auch der Verstand sein Recht geltend machen und nach einer klaren Vorstellung von der einzigen Persönlichkeit des Erlösers streben. Dass man so versuchte, zum Begriff zu gelangen und sich nüchtern die Frage zu beantworten suchte: „Wer ist Christus?“ konnte nicht getadelt werden und war an sich kein Vorwitz. Der Christ soll Christum ganz erfassen, nicht nur mit den schönsten und heiligsten Empfindungen seines Herzens, sondern auch mit seinen Gedanken. Und es ist gewiss, dass nur Dasjenige uns für unser inneres Leben nützt, was wir verstehen. Wir haben es daher nicht zu tadeln, wenn in früheren Jahrhunderten, und

vielleicht auch wieder in der Gegenwart, mit allen Kräften des Verstandes darnach gerungen wird, über die Person Jesu zu klaren Vorstellungen zu gelangen, die nicht mit andern Begriffen im Widerspruch stehen. Nur Eins ist dabei vom Uebel und kann nimmermehr gerechtfertigt werden, wenn eine Partei ihre Macht dazu benutzt, ihre Ansichten Andern aufzudringen; und wenn einzelne Menschen es wagen, ihre Meinungen über den Erlöser für unfehlbar zu erklären.

Es treten uns im zweiten und dritten Jahrhunderte die verschiedenartigsten Ideen über die Person Jesu entgegen. Denn so viele christliche Schriftsteller es giebt, so viele besondere Ansichten über die Stellung und das Wesen Christi finden sich auch. Jeder sucht mit seinen eignen Worten seine Auffassung geltend zu machen; und es ist dabei nicht leicht, den eigentlichen Gedanken herauszufinden, oft tritt uns eine große Verwirrung entgegen. Die Meisten begingen von Vorn herein den Fehler, sich die Gottheit persönlich vorstellen zu wollen. Damit geriethen sie schon in eine unabsehbare Untersuchung; denn dachte man sich die Person Gottes in irgend einer äußern Weise beschränkt, so stimmte das nicht mit dem Grundbegriff der Einheit Gottes. Und doch liegt in dem Worte „Person“, auch wenn man alles Irdische dabei so weit als möglich fern hält, immer etwas Begrenztes. Damit, daſſ man in der Gottheit „Personen“ zu denken versuchte, muſſte man jede derselben in Grenzen einschließen. Der Grund der meisten Irrthümer in Betreff der Person Jesu lag daher in der Vorstellung eines persönlichen Gottes. Alles was von solchen menschlichen Anschauungen von selbst in unsere Erhebung zu Gott hineinkommt, hätte man als „Bild“ ansehen sollen, und die Irrthümer wären unmöglich geworden.

Unter den verschiedenen Ansichten über das Wesen Jesu kann man vier besonders hervortreten sehen. Wir finden zunächst im Oriente Vorstellungen ausgebildet, welche sich vor der Annahme einer größern Zahl göttlicher Wesen scheuen und Christum als ein besonderes Geschöpf Gottes verehren, welches dem

Vater untergeordnet ist. Der heilige Geist wird hiernach gewöhnlich als eine Kraft gefasst, die von den beiden Personen der Gottheit ausgeht. Diese Ansicht hat sich viele Mühe gegeben, das Verhältniss Jesu zu Gott genau zu bezeichnen. Einige sagen: „der Sohn ist vom Vater geboren; Andere: „er ist von ihm ausgeströmt;" noch Andere: „er ist durch sein Wort entstanden." — Viele, welche dieser Richtung angehörten, fügen dann hinzu, dass Christus schon vor der Schöpfung in Ewigkeit da gewesen sei, und berufen sich auf die Aeußerung: „ehe denn Abraham ward, bin ich." Auch wurde der Anfang von dem Evangelium des Johannes vielfach dazu benutzt, die ewige Göttlichkeit Jesu hervorzuheben und auf den Unterschied seines Lebens vor seiner Geburt und nach derselben aufmerksam zu machen.

Dann hören wir aber im Abendlande von Solchen, welche die Einheit Gottes gewahrt wissen wollen und mit Eifer keine Vorstellung aufkommen lassen, welche gegen diesen Grundbegriff verstößt. Wie im alten Testamente immer aufs Neue hervorgehoben wird, dass Gott als der Einige vorzustellen sei, so sind auch diese Christen eifrig bemüht, nichts in der Kirchenlehre aufkommen zu lassen, was zur Annahme mehrerer göttlicher Wesen führen könne. Und um diesem Irrthume vorzubeugen, hat man zwei verschiedene Wege eingeschlagen. Einige nahmen nämlich an, Christus wäre ein Mensch, Andere bezeichneten ihn geradezu als den einigen Gott. Zu den Erstern gehörte in Rom Theodotus, ein Lederarbeiter aus Byzanz. Dieser stellte sich Jesum als einen von einem höhern Geiste angeregten Menschen vor, der durch seine Lehre und sein Leben die Religion der Wahrheit verbreitet hätte. Darin sah nun der Bischof Victor eine Gotteslästerung und ließ sich von seinem Zorn verleiten, Theodotus aus der Kirchengemeinschaft auszustoßen. Doch fand die den Meisten sehr verständliche Auffassung des schlichten Arbeiters großen Anklang, und es bildete sich um ihn eine Partei unter einem besondern Bischofe, der jedoch nach kurzer Zeit zur Freude seiner Gegner wieder zu den herrschenden Vorstellungen der römischen Kirche zurückkehrte. — Unabhängig von Theodotus lehrte in Rom Artemon etwas Aehnliches.

Er und seine Freunde beschäftigten sich viel mit Mathematik, trieben auch eine scharfe Kritik und suchten die Lehren der Philosophen sich anzueignen, unter denen sie vorzugsweise Aristoteles verehrten. Sie sollen eine große Sprachgewandtheit besessen haben. Es war daher natürlich, dass diese Leute alles Geheimnissvolle fern zu halten suchten und das Christenthum vorzugsweise mit dem Verstande auffassten. Darnach wollten sie von einem weitern Eindringen in das Walten der göttlichen Persönlichkeiten nichts wissen und drückten sich so aus, wie sie es vor der gesunden Vernunft rechtfertigen zu können glaubten. Auch von ihnen haben sich Anhänger bis ins dritte Jahrhundert erhalten. — Ebenso waren die sogenannten Aloger der Meinung, dass Jesus als Mensch aufzufassen sei, den ein göttlicher Geist geleitet habe. Sie erklärten sich besonders gegen Alles, was Johannes von dem „Worte" sagt, das von Anfang an gewesen sei, und durch das Alles gemacht sei, was ist. — Da diese Auffassung Vielen nicht würdig erschien und sie Christum dadurch herabgesetzt glaubten, so suchten sie auf andere Weise die Idee der Einheit Gottes zu retten. Das sind denn Jene, welche sagen: Christus ist der alleinige, einige Gott. Nach ihnen ist nur Ein Gott da; und dieser entschließt sich aus unendlicher Barmherzigkeit mit der gesunkenen Welt Mensch zu werden, und heißt als solcher „Christus". Gott verlässt gewissermaßen seinen Thron, entäußert sich aller seiner Herrlichkeit und wird uns in Allem gleich, ausgenommen die Sünde. Viele Ausdrücke der heiligen Schrift stehen dieser Richtung zu Gebote; und sie ist nicht müde geworden, sich auf dieselben zu berufen. So „versöhnte Gott die Welt mit sich selbst" u. s. w. Bei dieser Ansicht schien Christus zu seiner vollen Würde gelangt und so hoch geehrt, wie es nur möglich war. Zu „seiner Ehre," wie man sich ausdrückte, stellte man die widersinnigsten Dinge neben einander und achtete nicht auf den Einwurf verständiger Gegner. Auch verschaffte sich diese Ansicht besonders dadurch Anhänger, dass in ihr eine unaussprechliche und unergründliche Liebe hervorgehoben war. — Dennoch ist es den Feinden dieser Auffassung nicht schwer geworden, sie zu wider-

legen; denn sie durften nur fragen: wenn der einige Gott Mensch wird, wer regiert unterdessen die Welt? Ist Gott überhaupt an einem Orte und am andern nicht? wirkte er, während Jesus auf Erden lebte, nur in Jerusalem, oder wo Jesus sich sonst gerade aufhielt? — Und ebenso schlagend ist gegen diese Meinung hervorgehoben, dass man also nach ihr annehmen müsse, dass Gott selbst gelitten habe, gekreuzigt und gestorben sei. Ferner machte man darauf aufmerksam, dass der sittliche Werth des Christenthums durch die Annahme sehr gefährdet sei, dass Christus Gott selbst sei. Denn dann wäre ja sein Vorbild für uns nichts; und wir wären gerechtfertigt, wenn wir ihm auch nicht ähnlich wären, wir könnten ja das als Menschen nicht. Und es sei demnach das ganze heilige und segensreiche Leben Jesu nur wie ein großartiges Gemälde, welches uns Gott darstelle, dessen Zweck wir aber nicht begreifen könnten. — Der erste Vertreter dieser Ansicht, welche in Christo den Einen, ewigen Gott sieht, war Praxeas aus Kleinasien, der nach Rom kam und hier Anhänger für seine Meinung fand. Dann ist er auch nach Karthago gekommen, und Tertullian erscheint als sein Gegner. Es ist aus den Andeutungen des Letztern nicht ganz klar, wie weit Praxeas in seiner Ueberzeugung gegangen ist. — Ein anderer Bekenner dieser Lehre war Noetus zu Smyrna, der von seinen Presbytern zur Verantwortung wegen seiner Irrlehre gezogen wurde und sich damit vertheidigte, dass er ja nur zur „Verherrlichung Christi" spräche. Er berief sich auch auf die Bibelstelle: „ich und der Vater sind Eins."

Zwischen diesen beiden einander schroff gegenüberstehenden Parteien suchte eine dritte Richtung sich Bahn zu brechen, welche von der guten Absicht einer Vermittelung geleitet wurde. Sie wollte Christum nicht als Menschen, auch nicht als Gott fassen, sondern drückte sich dahin aus, dass nicht das ganze Wesen Gottes in ihn übergegangen sei, sondern ein Theil, und dass dieser sich mit dem Menschlichen vereinigt habe. Darnach sollte Christus, ungefähr wie eine Idee, auch vor seiner Erscheinung auf Erden schon dagewesen sein; aber eine zweite göttliche

Person sei er erst mit seiner Geburt geworden. — Es leuchtet ein, dass diese Ansicht durch ihre äußere Milde sich Beifall erwerben musste; weil der Mensch gern geneigt ist, wann er sich nicht durchzuschlagen versteht, mit halben Ansichten vorlieb zu nehmen. Aber stichhaltig waren diese Vorstellungen auch nicht. — Als Vertreter derselben trat Beryllus aus Bostra in Arabien auf, welcher daselbst Bischof war. Als man ihn wegen kirchlicher Irrlehren angriff, wurde eine Versammlung bedeutender Personen der christlichen Kirche gehalten; und Origenes soll Beryllus von seinem Irrthum überzeugt haben, wofür dieser jenem noch in einem besondern Briefe gedankt hätte. — Bedeutend sorgfältiger ausgebildet erscheint aber diese vermittelnde Ansicht in Sabellius aus Ptolemais in Afrika. Soviel von diesem Manne bekannt geworden ist, so lehrt er, dass nur Eine Gottheit sei, die sich aber in der Dreiheit offenbare, als Vater, Sohn und Geist. Diese wären die drei Beziehungen Gottes zur Welt. Er gebraucht, um seine Lehre deutlich zu machen, das Bild von der Sonne. Diese sei auch Eine, man müsse aber in ihr dreierlei unterscheiden: ihre Substanz, ihre Gestalt und ihre erwärmende und erleuchtende Kraft. So sei Gott die Substanz und gewinne in Jesu Gestalt und sei in dem Geiste die erwärmende und Alle erleuchtende Kraft. Nach seiner Meinung wird die göttliche Kraft, welche sich in Christo und dem Geiste offenbart, wieder in Gott zurückkehren, und dieser endlich wieder Alles allein als der Einzige durchdringen nnd mit sich vereinigen, wie ja Alles von ihm allein ausgegangen sei. Ob Sabellius sich auch das Aufhören der menschlichen Persönlichkeit in der zukünftigen Entwickelung gedacht habe, geht aus seinen Schriften nicht deutlich hervor; es ist aber gewiss, dass diese Folgerung nahe liegt. In anderer Weise bemühte sich Paulus von Samosata, der 260 Bischof zu Antiochia war, die Ansichten über die Person Jesu zu vermitteln. Er suchte sich das göttliche Wesen nach dem Bilde des Menschen deutlich zu machen und meinte, die göttliche Vernunft sei so wie die Vernunft im Menschen. Jesus sei eine menschliche Person, welche einen höhern Grad von Geist in das Leben mit be-

kommen habe; und nur durch seine Entwickelung habe er sich soweit erhoben, dass er in die Gemeinschaft Gottes getreten sei. Von einem Christus vor seiner menschlichen Geburt könne keine Rede sein; Jesus habe nur in sofern schon früher bestanden, als die Vorsehung seine Geburt beschlossen habe. — Dieser Paulus ist mit der Königin Zenobia von Palmyra bekannt gewesen; und man behauptet, er habe ihr zu Liebe seine Ansichten so ausgesprochen, wie er es gethan hat. Auch macht man ihm zum Vorwurf, dass er überhaupt eitel gewesen sei und nach Beifall bei den Menschen getrachtet habe. Er wurde endlich, nachdem seine Feinde schon viele Versuche zu seinem Sturze vergeblich gemacht hatten, seines Amtes durch eine Synode entsetzt.

Am würdigsten vertreten erscheint in dieser Zeit aber die Ansicht, welche Origenes aufstellt, und die als eine vierte am ehesten den Namen der wissenschaftlichen verdient. Er sucht das göttliche Wesen vor Allem würdig aufzufassen und kann es sich daher nicht an einen Ort oder eine Zeit gebunden denken. Es ist ihm der im Verborgenen schaffende Geist, die ewige Kraft, aus der Alles entspringt. Es ist überall, also kann nichts neben ihm und von ihm getrennt gedacht werden; und man darf in ihm nichts äußerlich unterscheiden wollen. Dieses höchste Wesen kann niemals ruhen; was es ist, muss es stets ganz sein. Die Kraft, welche es selbst ist, schafft immerwährend. Es ist nach Origenes eine menschliche Beschränktheit, sich die Schöpfung als „fertig" zu denken. Sie ist weder in sechs Tagen fertig geworden, noch wird sie je fertig werden. Gott ist in fortwährendem Schaffen; von Anfang der Erde bis auf den heutigen Tag. Nach der Auffassung dieses großen Lehrers giebt es auch nur Eine Wahrheit, welche den Griechen und Juden leuchtete, und die auch allen Völkern der Zukunft vorschweben wird. Es ist ihm nicht anders denkbar, als dass Gott alle Völker mit gleicher Liebe umfasst und keine auserwählten habe; dass er aber nicht von Allen auf gleiche Weise geliebt wird, und dass darum verschiedene religiöse Auffassungen entstanden sind, und die ewige Wahrheit ein verschiedenes Gewand erhalten musste, je nachdem

die Menschen es ihr gaben. Aber man darf nie sagen, dass die Wahrheit eine Zeit lang nicht dagewesen wäre; denn sie selbst verdunkelt sich nie, sie wird nur oft nicht gesehen. Sowie es scheinen kann, als wäre die Sonne nicht da, meint Origenes, wenn wir sie nicht sehen, so könnte es uns auch so vorkommen, als wäre die Wahrheit nicht vorhanden, weil wir sie nicht erblicken. Sie strahlt aber stets und wird nie verschwinden. — Hiernach lehrt auch Origenes, dass das göttliche Wesen sich nicht in den Sohn und den Geist theilen könne. Die Ausdrücke: Vater, Sohn und Geist sind ihm vielmehr Symbole, d. h. Zeichen, welche uns Menschen die Wirksamkeit des Ewigen und Untheilbaren deutlich machen sollen. Wir dürfen also nicht behaupten, dass drei Personen in der Gottheit vorhanden sind, sondern dass wir Menschen eine dreifache Thätigkeit Gottes uns vorstellen: eine schöpferische, erlösende und heiligende. — Thorheit ist es ihm daher, von einer vorweltlichen Entstehung des Sohnes Gottes zu reden; das, was wir „Sohn Gottes" nennen, ist vielmehr die ewige Liebe Gottes, welche sich der fehlerhaften Menschen erbarmt. Und weil diese Liebe ewig ist, so ist Christus auch ewig. Wenn Origenes nun in der Voraussetzung, dass die Namen der Dreieinigkeit bildliche Bezeichnungen sind, genauer auf das Verhältniss der Drei zu einander eingeht, so macht er einen Unterschied zwischen dem „Vater" und dem „Sohn" und spricht sich freimüthig dahin aus, dass der Christ nur zu dem „Vater im Himmel" beten dürfe und nicht zu Christo. Dieser ist ihm auch der „Weg, die Wahrheit und das Leben;" und er glaubt, dass er nur durch Christum, — natürlich, wie er ihn fasst, durch seinen Geist, — zum Frieden und zu Gott kommen kann, aber er behauptet, dass Christus selbst uns aufgetragen habe, zu Gott zu beten. Denn er sagte ja: „warum nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott." Hat er nicht damit, so fährt Origenes fort, deutlich darauf hingewiesen, dass wir in seinem Geiste zu dem himmlischen Vater beten sollen? —

Was Origenes mit freiem und starkem Geiste aussprach, das wurde durch seinen Schüler, den Bischof Dionysius von Ale-

xandria würdig vertreten. Dieser ist von Rom aus heftig wegen seiner Ansichten über die Dreieinigkeit angegriffen und bitter verketzert worden, er hat aber in dem milden Geiste, den die Wahrheit giebt, allen Versuchungen zum Streite Widerstand geleistet. Ueber den einzelnen Ansichten stand ihm und seinen Geistesverwandten die Einheit der Kirche. Und es gelang ihm, für den Augenblick den Riss zu vermeiden.

Ehe man sich ein Urtheil über die weitere Entwickelung des Begriffes der Dreieinigkeit verschaffen kann, ist es aber nothwendig, zu sehen, wie diese Lehre überhaupt hat entstehen können. Ist sie ursprünglich christlich? gehört sie als wesentlich zu dem Evangelium? ist sie in der Bibel zu finden? Wir müssen hierauf, wenn wir unbefangen prüfen wollen, mit „**nein**" antworten. Die Lehre von der Dreieinigkeit gehört nicht zu den Grundartikeln des Christenthums. Diese sprechen den Glauben von Gott aus, der unser Vater ist, uns geschaffen hat und stets für uns sorgt. Sie bekennen dann einen schlichten einfachen Glauben an Jesum, der uns von dem Bösen erlösen will, und an den heiligen Geist, der in unserm Herzen und Leben sich offenbaren und alle Christen vereinigen soll. Und wenn unter den ersten Christen im Namen des „Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes" getauft wurde, so ist darin keine Spur von der spätern, verworrenen Lehre von einer „Drei-Einigkeit." — Es ist aber auch ebenso wenig diese Lehre in der Bibel zu finden. Nur eine einzige Stelle giebt einen Anhalt dafür, (1. Joh. 5, 7.) in der es heißt: „denn drei sind die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort, und der heilige Geist; und diese drei sind Eins." Diese eine Stelle, welche mit allen übrigen Auslassungen in der Bibel über diesen Gegenstand in Widerspruch steht, ist aber nach den zuverlässigsten Untersuchungen erst in bedeutend späterer Zeit in den Johannisbrief eingeschaltet, da sie sich in allen ältern griechischen Handschriften nicht findet. Dagegen treten uns im ganzen neuen Testamente Stellen genug entgegen, welche dem Sinne und Buchstaben nach gegen die Lehre von der Dreieinigkeit gerichtet sind. Christus selbst bezeich-

net sich stets einfach als „Gottes Sohn“ und sucht niemals seine Ehre. Und er hat sich an einer Stelle so scharf gegen jede Vergötterung seiner Person ausgesprochen, dass wir die Dreieinigkeitslehre als vollkommen antibiblisch ansehen müssen. Er sagt nämlich Joh. 17, 3: „Das ist aber das ewige Leben, dass sie dich, dass du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ Die Worte klingen so, als wenn sie absichtlich gegen die Lehre von der Vergötterung Christi gerichtet wären. — Wenn es sonach unzweifelhaft ist, dass die Lehre von der sogenannten Trinität in der heiligen Schrift nicht zu finden ist, wie hat sie denn entstehen können? wie war es möglich, dass sie sich unter Christen bilden konnte? — Es ist nicht zu leugnen, dass die innige Verehrung des Erlösers daran Antheil hatte. Viele, die in die Tiefe nicht recht eindringen konnten, glaubten durch Häufung unverstandener Ausdrücke ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Dazu kamen aber offenbar heidnische Vorstellungen, wie sie unbemerkt sich auch bei Denen erhalten hatten, die darüber weg zu sein schienen. Was das Abendland von „Göttersöhnen“ lehrte, was der Orient von „dreifachen Offenbarungen“ träumte, das schlich sich auch in die christliche Lehre von der Gottheit ein. Und man glaubte schon genug gethan zu haben, wenn man seine christlichen Vorstellungen reinigte und sie von dem „offenbaren Heidenthum“ fernhielt.

Während des zweiten und dritten Jahrhunderts hatte die Lehre von der Dreieinigkeit zwar auch Manche verwirrt und von dem wahren Christenthum abgezogen, aber es war darüber wenigstens zu keiner Kirchenspaltung gekommen. Und wenn die verschiedenen Auffassungen sich nur ungehindert entwickeln durften, so konnte man mit Gewissheit erwarten, dass die Wahrheit endlich auch in dieser Sache den Sieg davon tragen werde. In dem vierten Jahrhunderte wird dann aber Alles durch die Einmischung des Staates verdorben. Arius, Presbyter zu Alexandria, behauptete, dass Jesus ein „Geschöpf Gottes“ sei, und gerieth darüber mit seinem Bischofe Alexander in Streit, der seinen Gegner nicht mit den Waffen des Geistes zu widerlegen vermochte und

ihn deshalb kraft seines bischöflichen Amtes auf einer Synode entsetzte und aus der Kirchengemeinschaft ausstieß. Da aber Arius Theilnahme und Freunde fand, so erlaubte es sich Constantin nicht nur das Concil zu Nicäa 325 zu berufen, sondern auch selbst durch einen ihm gefügigen Bischof ein Glaubensbekenntniss vorzuschreiben. Damit war die freie Entwickelung dieser Lehre gehindert, und es führte denn auch die Anmaßung des Kaisers bald zu jenem furchtbaren Zwiespalt, der die christliche Kirche in zwei feindliche Lager trennte. Aber überboten wurde Constantin noch bei Weitem durch Theodosius I, welcher die Arianer auf das grimmigste verfolgen ließ und in einer neuen Synode zu Constantinopel 381 ein Bekenntniss zu formiren befahl, welches nach dem verstorbenen Bischof Athanasius seinen Namen erhielt. In diesem Glaubensbekenntnisse sind denn die Ausdrücke von der Person Christi absichtlich so gewählt, wie die Parteileidenschaft es wollte. Die Uebertreibungen gehen bis zu völliger Unverständlichkeit. Es kann von „Glauben" an den Inhalt der darin enthaltenen Sätze keine Rede mehr sein, weil die Worte über Alles hinausgehen, was menschlichen Vorstellungen zugänglich ist. Die Gegner wurden allerdings zum Schweigen gebracht, und die Arianer verloren sich immer mehr in der Geschichte.

Und es wurde immer stiller in der christlichen Kirche. Man vernahm wohl äußerlich mit den kommenden Jahrhunderten einen immer größern Lärm, aber das Leben des Geistes verschwand. Während des Mittelalters ist jede freie christliche Ansicht verpönt, die Gewalt gebietet; und wer in seinen Ueberzeugungen mit den Mächtigen nicht stimmt, muss entweder heucheln, oder er wird als Ketzer gerichtet. So ruht der Streit über die Dreieinigkeit bis zur Zeit der Reformation, mit der ein neues Leben erwachte. Aber die Reformatoren sind bei der Masse des Schuttes, den sie fortzuräumen fanden, nicht im Stande gewesen, das christliche Leben bis auf seinen eigentlichen tiefsten Grund zurückzuführen und ließen sich aus menschlicher Besorgniss verleiten, jene Glaubensbekenntnisse anzuerkennen, die unter so traurigen Umständen zu Nicäa und Constantinopel zu Stande gebracht

waren. Ja, Calvin hat sich sogar von seinem Eifer hinreißen lassen in das Todesurtheil Servet's einzustimmen, weil dieser die „Trinität" nicht anerkennen wollte. — Die reichere Entwickelung des gegenwärtigen religiösen Lebens hat nun allerdings eine größere Milde mit sich gebracht; und man hat auch Diejenigen nicht aus der christlichen Kirche ausschließen mögen, welche aus sittlichem Ernste und „um des Gewissens willen" von einem dreieinigen Gott im Sinne des Athanasius nichts hören wollen. Einzelne „Antitrinitarier" haben denn auch zur Genüge dargethan, wie mit einer Verwerfung der kirchlichen Dreieinigkeitslehre das wahre Christenthum bestehen und recht kräftig in guten Werken hervortreten kann. Doch ist die Partei noch immer groß und mächtig, welche mit Erbitterung Alle verketzert, welche es nicht mit der Trinitätslehre der Kirche halten, sondern die einfache Ueberzeugung der Bibel sich wahren wollen.

Gestattet man aber nur den verschiedenen religiösen Ueberzeugungen freie Entwickelung, so werden sich über die engherzigen Bekenntnisse der sogenannten „Kirchlichen" die einfachen, wahren Ueberzeugungen wieder erheben, welche Christus selbst lehrte, und auf denen die christliche Gemeinschaft ursprünglich gegründet ist.

XXVI.

Die religiösen Gebräuche des zweiten und dritten Jahrhunderts.

Je größer die Gemeinden wurden, und je mehr verschiedene Elemente sich in denselben befanden, um so nothwendiger war es, eine Gemeindeordnung festzusetzen. Es mussten religiöse Gebräuche eingeführt werden, die nicht der Willkür anheimfallen durften, weil sonst der Einzelne darunter litt und von keinem gemeinsamen Leben die Rede sein konnte. In dem ersten Jahrhunderte war das Bedürfniss der gemeinschaftlichen Einrichtungen nicht so hervorgetreten, weil sich Alles unmittelbar aus dem Geiste gestaltete, der in ungestörter Lebendigkeit Alle zu ergreifen suchte. Das zweite Jahrhundert fand deshalb wenige und höchst einfache Formen vor, die in gesunder Weise dem christlichen Bewusstsein entwachsen waren; Alles, was man in dieser Art kannte, entsprach dem innern Leben und hatte für sich selbst keine Bedeutung, es erhielt dieselbe nur durch den Sinn, der damit verbunden wurde. Dieses richtige Verhältniss des religiösen Bewusstseins zu den Gebräuchen der Gemeinde erhält sich auch im Ganzen während des zweiten Jahrhunderts, erleidet aber schon im Einzelnen eine Störung. Und das dritte Jahrhundert zeigt dann schon einen Anfang zu den Verirrungen, welche die Formen ihres Geistes berauben, sie dadurch in ihr Gegentheil verwandeln und durch dieselben die christliche Gemeinschaft zu erhalten wähnen; und man kann es bereits in diesem Jahrhundert bemerken, wie etwas Fremdartiges mit den schönen ursprünglich lebensvollen Gebräuchen des Christenthums sich verbindet.

Alle damals herrschenden religiösen Gebräuche bezogen sich auf die gottesdienstliche Andacht, die Taufe, Abendmahlsfeier und Trauung.

Allen Christen war die Andacht ein tiefes Bedürfniss des Herzens. Sie wollten stets dessen gedenken, der ihrer nie vergaß, in dem sie sich allezeit fühlten, und ohne den sie nicht leben konnten. In ihrem Innern sollte stets ein frommes Gefühl wohnen, das sich zu Gott hingezogen fühlte, und von dem sie sich dann in allen ihren Handlungen und Worten leiten lassen wollten. Nie wollten sie auch dessen uneingedenk sein, in dem sie die Wahrheit und das Leben fanden, er sollte ihnen in seiner Liebe stets vor der Seele stehen und sie zu gleicher Aufopferung kräftigen. Um aber in solcher innern Andacht zu bleiben, sahen sie es für ganz nothwendig an, auch zu besonderer Zeit und an einem dazu bestimmten Orte sich zu versammeln und ihre Gedanken auf Gott und die ewige Wahrheit zu richten. Was die Zeit betrifft, so hielt man sich, da man in Nebensachen gern jede Aenderung vermied, bei seiner häuslichen Andacht in der Regel an die unter den Juden gebräuchlichen Gebetsstunden und pflegte darnach um neun, zwölf und drei Uhr des Tages durch Gebet sich zu erheben. Für die Andacht der Gemeinde aber liebte man die Morgendämmerung. Wann die Sonne ihre ersten Strahlen über die Erde wirft und Alles in feierlicher Erwartung des Tages harrt, ist jedes Gemüth besonders zur Andacht gestimmt, und der Gesang und das Gebet der Gemeinde wird dann mit freudigem Dank und feuriger Bitte gen Himmel steigen. Aber daneben hatte man auch die Abendstunden für den Gemeindegottesdienst gern. Ist doch auch die stille Stunde des Sonnenunterganges recht geeignet, über sich selbst nachzudenken und aus der Erinnerung an den allwaltenden Gott Kraft und Trost zu schöpfen; und es muss ein dankbares Gemüth sich dann besonders dazu getrieben fühlen, den zu preisen, der es den Tag über behütet hat. Doch auch die Nacht ist nicht selten zur gemeinsamen Andacht benutzt worden. So oft die Christen verfolgt wurden, durften sie am hellen Tage sich nicht versammeln, sie wären sonst

gestört worden. Aber wann die Nacht ihren Schleier über die Erde breitete und sie den Blicken ihrer Verfolger entzog, sind sie still zusammengekommen und haben sich gegenseitig erbaut und zur Treue ermuntert. Bei ihren nächtlichen Versammlungen musste ihnen die Wichtigkeit ihres Berufes besonders einleuchten, und sie mochten sich an die Nacht erinnern, in welcher Jesus gelitten hatte und gefangen genommen wurde. — Wenn so an jedem Tage bestimmte Zeiten zur Andacht festgesetzt waren, so wählte man auch in jeder Woche Tage aus, an denen man in der einen oder andern Weise das Andenken an Gott und Christum feierte. Der Mittwoch und Freitag waren ernsten Erinnerungen geweiht. An ihnen gedachte man vorzugsweise der schweren Erfahrungen, welche die Christen machen mussten, und ward nicht müde, sich die Leiden Jesu immer aufs Neue wieder vorzuführen und sich dadurch zur Ausdauer zu stärken. Man versetzte sich mit seiner ganzen Seele in den Kampf, welchen Jesus zum Heile seiner Brüder übernommen hatte, und wollte durch das Hineinleben in seinen Schmerz die eiteln Gedanken des eigenen Herzens ersticken. Der Sonntag wurde dagegen als ein froher Feiertag angesehen, an dem man sich der Auferstehung Jesu freuen und Gott für seine Hilfe danken wollte. An diesem Tage sollte Jeder das Glück fühlen, von Irrthum und Sünde erlöst zu sein, er sollte mit Jubel die Macht des Geistes preisen und freudig auf den Sieg der Wahrheit hoffen. — Und wie jeder Tag und jede Woche dazu bestimmt wurde, das Leben Jesu innerlich durchzuleben, so wurde auch das ganze Jahr eingetheilt, damit durch den Kreislauf der Feste das Leben Christi der Gemeinde vorgeführt werden könne. Da man besonders die Leiden des Erlösers feiern zu müssen meinte, so wurde die Fastenzeit im Frühlinge besonders heilig gehalten, in der man vorzugsweise Alles der Betrachtung unterwarf, was sich auf die Leidenstage Jesu bezog. Darnach pflegte man in Asien ein frohes Fest, das Passah, an einem bestimmten Tage zu feiern und es als Auferstehungsfest anzusehen. Aber in andern Gegenden hob man hervor, dass die Auferstehung Jesu durchaus an einem Sonntage gefeiert werden müsse, und es wurde Sitte,

den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmonde des Frühlings dazu zu bestimmen. Dieses geschah im Abendlande. Der Bischof Victor zu Rom gerieth für diese Bestimmung sogar in solchen Eifer, dass er die Morgenländer aus der Kirche ausschließen wollte; und es musste ihm und seinen Anhängern wegen dieser Unduldsamkeit mit allem Ernst entgegengetreten werden. Während das Osterfest also nicht in allen christlichen Kirchen zu derselben Zeit gefeiert wurde, fand doch darin eine Uebereinstimmung statt, dass man fünfzig Tage nach Ostern ein Fest zur Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes, das Pfingstfest, zu feiern hätte. — Die Feier des Weihnachtsfestes war in diesen Jahrhunderten nicht Sitte. Statt dessen wurde der sechste Januar ein Festtag, an dem man die Erscheinung Jesu auf Erden feierte, und Einige sahen diesen Tag auch als den Tauftag des Erlösers an. Die eigentliche Geburt desselben festlich zu begehen, schien den damaligen Christen weniger wichtig, weil sie auf den Anfang seines leiblichen Lebens keinen Werth legten und auch ein bestimmter Tag sich dafür nicht ausrechnen ließ. — Außer diesen Festen, welche sich unmittelbar auf Christum bezogen, pflegte man in vielen Gemeinden auch den Märtyrern zu Ehren Feierlichkeiten zu veranstalten. An ihren Todestagen versammelte man sich nämlich an ihren Gräbern, stimmte fromme Gesänge an, erinnerte sich an ihr Leben und betete. In diese Feste ist wohl zuerst etwas Fremdartiges gekommen, indem man die Märtyrer als „Heilige" zu vergöttern anfing. Anfänglich hatten solche Feste an der Stätte, wo ihre Gebeine ruhten, etwas recht Ergreifendes, besonders wenn noch Augenzeugen ihres Todes unter den Andächtigen sich befanden. Bald aber sah man die Märtyrer für besondere Wesen an, betete zu ihnen und bat sie um ihre Fürbitte und Vertretung bei dem ewigen Richter. Damit war die Einfachheit und Wahrheit des Christenthums aber gefährdet.

Ebenso nothwendig als die Feststellung der Zeit war die Bestimmung des Ortes für die gemeinsame Erbauung. Sobald die Gemeinden größer geworden waren, reichte ein gewöhnliches Zimmer für ihre gottesdienstlichen Versammlungen nicht aus; und

es musste doch gerade auch dafür gesorgt werden, dass nicht nur kleinere Kreise, sondern die ganze Gemeinde sich zusammenfinden konnte, da die Gemeinschaft Grundbedingung ihres Gedeihens war. Man besorgte sich daher einen größern Saal und richtete diesen für die Erbauung ein. Dazu genügte, dass man einen etwas erhöhten Platz einrichtete, damit der Sprecher von Allen gehört und gesehen werden könnte. Und weil man bei den Versammlungen gewöhnlich auch das Abendmahl feierte, so war ein Tisch nothwendig, aus dem später der Altar wurde. Im dritten Jahrhunderte erst findet man Kirchen, d. h. Gebäude, welche ausschließlich die Bestimmung haben, zum gemeinsamen Gottesdienste benutzt zu werden. Auch diese waren einfach; und man hob, um Missverständnissen vorzubeugen, besonders hervor, dass die ganze Welt der „Tempel Gottes“ sei, und dass der Allmächtige nicht in Tempeln wohne, die von Menschenhänden gemacht seien. Auch versammelte man sich wohl in den Katakomben, um den Verstorbenen gewissermaßen näher zu sein. — Da aller religiöse Schmuck, den man damals vorfand, aus der Heidenzeit stammte und die jüdische Religion kein Bildniss des Göttlichen duldete, so zeigt sich anfänglich auch unter den Christen ein Kunsthass. Doch hatten ehemalige Heiden auch wohl Bilder von Christo. Und es wurde allmälig Sitte, bestimmte Sinnbilder unter den Christen zu gebrauchen, um sich äußerlich zu erkennen. Mit denselben schmückte man denn wohl von Außen oder hier und dort auch von Innen die Versammlungsorte. Zu solchen Symbolen gehörte vor Allem das Kreuz, die ernste Mahnung an den Tod des Erlösers; dann der Hirt, weil er der „gute Hirte“ ist, der sein Leben lässt für die Schafe; auch Widder und Lamm wurden Sinnbilder für Jesum, die an seinen Opfertod erinnern sollten, wenn sie auch aus dem Judenthum entlehnt waren; hatte doch auch Johannes ihn bildlich das „Lamm Gottes“ genannt, „welches der Welt Sünde trägt.“ Auch mit einem Fischer hat man Christum im Symbole verglichen, da er das Netz auswirft, um die Menschen für sein Reich zu gewinnen. Sehr häufig war besonders das Bild eines Fisches, weil das Wort, welches im Grie-

chischen diese Bedeutung hat, aus Buchstaben zusammengesetzt ist, die als Anfangsbuchstaben der erhabensten Bezeichnungen für den Erlöser gebraucht werden können. Ein anderes christliches Bild war ein Schiff, wohl auch im Anklange an eine biblische Erzählung, und als Bezeichnung des menschlichen Lebensschiffes, welches auf den Wogen des Meeres der Welt einherfährt. Der Anker als Bild der Hoffnung, der Hahn als Zeichen der Wachsamkeit, der Löwe als Sinnbild der Stärke, die Taube als Erinnerung an das sanfte Herniederschweben des Geistes über Jesum, sind ebenfalls gebräuchliche Bezeichnungen für das Christenthum geworden. Nicht ganz ungewöhnlich ist auch das Bild einer Lyra, vielleicht an christliche Begeisterung zu erinnern; ebenso eines Phönix, um die Kraft der Auferstehung anzudeuten, und einer Palme, weil sie den Sieger erwartet. — Nicht nur in christlichen Häusern und Kirchen, sondern auch auf Sarkophagen findet man dergleichen Abbildungen.

War Zeit und Ort für den Gottesdienst bestimmt, so musste auch eine gewisse Ordnung bei der Leitung desselben eingeführt werden. Die Handlungen, welche in der Versammlung der Andächtigen vorgenommen zu werden pflegten, bestanden im Vorlesen von den Schriften der Propheten, die um ihres allgemeinen sittlichen Gehaltes willen den Christen werth sein mussten, vielfach aber auch als eine Hinweisung auf das Christenthum angesehen wurden. Zu dem Amte des Vorlesens pflegten die Presbyter und Diakonen berufen zu werden. Häufig wurde auch aus den Erzählungen von den Märtyrern etwas vorgelesen, um zu gleicher Treue zu ermahnen. Das Wichtigste aber war ein Vortrag über Stücke der neutestamentlichen Schriften, welchen sich gewöhnlich der Bischof vorbehielt. In demselben konnte mit rechtem Nachdruck das Eigenthümliche der Christuslehre hervorgehoben und die Begeisterung für alles Hohe und Wahre geweckt werden. Die Gemeinde war bei der gemeinsamen Andacht durch Gesang thätig, der zwischen den Reden angestimmt wurde.

Außer dieser gottesdienstlichen Erbauung gehörte die Taufe zu den religiösen Gebräuchen des zweiten und dritten Jahrhun-

derts. Diese wurde anfänglich in der freien Weise der apostolischen Zeit aufgefasst, wonach sie nicht als nothwendig angesehen wurde; doch bald bürgerte sie sich in allen Gemeinden ein und verlor allmälig von ihrer ursprünglichen Bedeutung. Es war jedenfalls ein Fortschritt, wenn man nicht an der Form festhielt und nicht das dreimalige Untertauchen als nothwendig ansah. Denn so erhielt sich die richtige Vorstellung von der Taufe als einem Symbol der Reinigung. Aber eine leichtere Auffassung zeigte doch der Gebrauch, der hier und da vorkam, Kinder zu taufen, was im ersten Jahrhunderte nirgends nachgewiesen werden kann. Wie musste der sittliche Ernst erst gewichen sein, wenn man das Zeichen des neuen Lebens einem Wesen aufzudrücken vermochte, das von diesem Leben noch keine Ahnung haben konnte! Früher trat der Mensch mit der Taufe als selbstständiger Christ in die Gemeinde, gelobte ihr Treue, versprach seine bisherigen Sünden abzulegen und geistig aufzuerstehen, um sein Leben der Wahrheit zu weihen: — jetzt, wenn man Kinder taufte, konnte von dem Allen nicht die Rede sein, man konnte ihnen dann noch Gottes Segen wünschen, auch, dass ihr Leben rein sein möchte; es war auch möglich, die Glieder der Familie und der ganzen Gemeinde zur christlichen Erziehung aufzufordern, aber die Taufe selbst musste bedeutungslos erscheinen, wenn man nicht abergläubische Vorstellungen damit in Verbindung setzen wollte. Und da die Vorstellungen aus dem Heiden- und Judenthum noch in vielen Christen steckten, so sehen wir, wie schon im zweiten und noch mehr im dritten Jahrhunderte bei der Taufe viel Widerchristliches hervortritt. Dazu gehört, dass man eine Theorie von einer Erbsünde aufstellt, nach der jeder Neugeborne schon Sünde mitbringt, welche nun durch das Besprengen oder Begießen mit Wasser fortgenommen werden soll. Dieser Idee liegt in der That eine Verirrung zum Grunde, die uns in Erstaunen setzt: also Sünde wird durch Wasser fortgenommen! — Und nachdem man so einmal den christlichen Boden verlassen hat, erscheint denn auch eine andere traurige Verirrung: man glaubt nämlich, dass der Mensch bei seiner Geburt in der Gewalt des

„Teufels" ist, und dass durch die Taufe der „Teufel mit seinen Engeln" ausgetrieben werden müsse. Also wird die Taufe zu einer „Geisterbeschwörung", wie sogenannte Zauberer sie vorzunehmen pflegten, um Andere zu betrügen. — Neben solcher Entwürdigung eines heiligen Gebrauchs finden wir zu jener Zeit denn auch manche Einrichtung mit der Taufe verbunden, welche aus einem natürlichen frommen Bewusstsein hervorging. Man sprach damals häufig von einer Bluttaufe, welche darin bestehen sollte, dass Jemand seine Ueberzeugung mit seinem Leben besiegelt hatte, und solche Taufe wurde als eine besonders hohe angesehen, zu welcher Gott nur Einzelne berufe. Gern verband man auch mit der Taufe den Gebrauch, einen Namen zu geben. Und es erhielten die Erwachsenen dann häufig Namen von Personen, welche die christliche Gemeinschaft besonders hoch hielt. Es bildete sich dabei ein bestimmter Kreis eigentlich christlicher Namen. Auch war es natürlich, wenn eine Kindertaufe stattfinden sollte, dass man auch Pathen erwählte, die das Versprechen ablegten, für eine christliche Erziehung des Täuflings zu sorgen und sich besonders desselben anzunehmen, wenn die Eltern früher sterben sollten, als die Erziehung beendet war. Auch bei Erwachsenen pflegten Pathen zu sein, welche dann die Bürgschaft für die redliche Absicht des Täuflings zu übernehmen hatten und als „Zeugen" gelten sollten. Auch darin setzte sich mit der Zeit ein Gebrauch fest, dass man den zu Taufenden ein weißes Gewand anzuziehen pflegte, wohl auch ein Sinnbild der Reinigung. Nach der Taufhandlung pflegte man die Mittheilung des heiligen Geistes bildlich durch das Auflegen der Hände zu bezeichnen, wobei oft auch eine Salbung des Hauptes mit Oel stattfand. Später glaubte man, dass die Handauflegung ein Vorrecht der Bischöfe sein müsse, und war daher zuweilen genöthigt, die Taufe von der Auflegung der Hände zu trennen; die erstere wurde oftmals von Presbytern vollzogen, und die zweite geschah dann später von dem Bischof, wenn er bei der Taufe nicht gegenwärtig gewesen war. Man fing auf diese Weise an, Taufe und „Firmelung" zu unterscheiden. In einigen Kirchen des Morgenlandes hat auch der Gebrauch geherrscht, dem Getauf-

ten unmittelbar nach der heiligen Handlung eine Mischung von „Milch und Honig" zu geben, um ihm symbolisch einen Vorschmack von der Seligkeit mitzutheilen, die in jenem Lande zu finden ist, wo „Milch und Honig fließet." — Fast allgemein war die Sitte, den Täufling als Gemeindeglied mit dem „Bruderkusse" zu begrüßen, wodurch er das Recht erhielt, mit diesem Zeichen fortan alle Glieder der Gemeinde zu bewillkommnen. Sehr bald aber musste man vor dem Missbrauch dieses Zeichens der Gemeinschaft warnen; und Viele stimmten dafür, es aufzugeben, weil dadurch etwas Unreines in die Gemeindeversammlungen kommen konnte.

Der dritte religiöse Gebrauch jener Jahrhunderte, die Abendmahlsfeier, musste sich auch durch die Zunahme der Gemeinden in mancher Beziehung ändern. Es wurde nicht mehr jede Mahlzeit in ein Liebesmahl verwandelt, und es durfte nicht mehr Jeder ohne Unterschied in seinem Hause das Abendmahl feiern. Jedenfalls sollte diese Einschränkung die Würde der Handlung sichern. Man fing jetzt auch an, das „Mahl des Herrn" von dem „Liebesmahl" zu unterscheiden. Das Erste wurde bei dem Frühgottesdienst gehalten und fand dann stets nach der gemeinsamen Andacht statt; das Letztere war auf den Abend festgesetzt und sollte eine gemeinschaftliche Mahlzeit sein, wodurch es schon einen eigenthümlichen Charakter annehmen musste. Es war gewöhnlich damit ein herzlicher Erguss der gegenseitigen Liebe verbunden, der oft zu begeisterten Gebeten und zur Dichtung von großartigen Hymnen führte. Im Laufe der Zeit traten die „Liebesmähler" immer mehr in den Hintergrund, und das „Mahl des Herrn" wurde die eigentliche Feier. Bei dieser war es unmöglich, dass sich abergläubische Vorstellungen einschleichen konnten, so lange man dem Gebrauche treu blieb, dass die Gemeindeglieder Brod und Wein selbst mitbrachten, welche dann in der Versammlung von einem Presbyter und Bischof gesegnet wurden. Die Diakonen pflegten darauf Beides zu vertheilen. Und es konnte so Brod und Wein nur als Sinnbild aufgefasst werden, welches an den Leib und das Blut Jesu erinnern sollte. Erst mit der Zeit, da die Zeichen des Abendmahles auf geheimnissvolle Weise aus der Hand des Priesters den

Christen gegeben wurden, fing man an, einen Unterschied zwischen dem Brode und Weine des Abendmahls und anderm Brod und Wein zu machen. Nun hieß es bald, wovon das dritte Jahrhundert schon etwas gekannt zu haben scheint, die Speisen, welche beim Abendmahl genossen werden, sind „durchdrungen von Christo", er ist gewissermaßen geistig im Brod und Wein enthalten. Seitdem solche Ansichten aufkamen, glaubte man auch, dass Brod und Wein des Abendmahls eine besondere Kraft hätten; man nahm sie deshalb zu besonderm Gebrauch aus der gottesdienstlichen Andacht mit nach Hause, gab sie auch den Todten mit und fügte noch Sprüche hinzu, welche darauf Bezug hatten.

Auch von einer Trauung finden sich unter den Christen des zweiten und dritten Jahrhunderts deutliche Spuren. In dem Streben, das Familienleben zu heiligen, mussten sie wünschen, dass besonders der Anfang der Ehe im rechten Sinne geschehe. „In Gott" sollten Eheleute sich verbinden, um im Geiste und in der Liebe Jesu Eins zu sein und das Gute mit einander zu pflegen. Und die ganze Gemeinde sollte Antheil daran nehmen, wenn zwei Glieder derselben sich für ihre Lebenszeit vereinigen wollten. Deshalb wurden die Verlobten der Gemeinde angezeigt, damit diese für sie bete und mit ihrem Geiste auf sie segensreich einwirke. Wie ernst man es mit der Verheirathung nahm, zeigte sich denn auch darin, dass die Einsegnung des Brautpaares nach dem Genusse des Abendmahls zu geschehen pflegte. Das Brautpaar sollte sich zuerst seiner Sünden erinnern und dann fühlen, wozu es berufen war, mit der Ehe sollte zugleich ein neues und besseres Leben anfangen. Wenn also die Ehe ein Bund im Geiste Jesu sein sollte, so konnte eine Trauung da nicht stattfinden, wo der Eine kein Christ war. Bei der entschiedenen Auffassung der Christen jener Zeit und dem schroffen Gegensatz derselben zu allem Heidnischen konnte auch der Wunsch einer Verheirathung mit einem Nichtchristen nicht leicht vorkommen. Eine Auflösung der Ehe musste nach dem Ausspruche des Evangeliums als eine große Sünde angesehen werden; doch haben die Christen auch damals eine Scheidung zugeben müssen, wo die Ehe thatsächlich durch Untreue aufgelöst war.

Wenn wir bei einzelnen christlichen Gebräuchen jener Jahrhunderte schon eine Entstellung und Vermischung mit unreinen Vorstellungen wahrnehmen, so darf es uns nicht wundern, dass diese Verderbniss im Laufe der Zeit riesenhafte Fortschritte macht. Im Mittelalter sehen wir den gemeinsamen Gottesdienst von Unkraut überwuchert. Seine Einfachheit ist verschwunden, die Erkenntniss der Wahrheit erscheint dabei als Nebensache, daher die Predigt fast aufhört, und lateinische Worte von den Priestern vorgelesen werden, damit die Gemeinde nichts verstehen soll. Die Gotteshäuser werden nicht nur geschmückt, sondern mit bunten Gemälden überladen, dass sie mehr einem Museum als einer Kirche gleichen. An Stelle des Gemeindegesanges tritt ein unverständliches Absingen der Chöre. Ohne Würde bewegen sich die buntgeputzten Priester an ihren Altären, von Chorknaben bedient. Sie „knieen rechts, sie knieen links.“ Die Monstranz wird angebetet. Mit Kerzenschimmer sucht man dem Gottesdienste eine Feierlichkeit zu geben, die Christen beten in schmählichem Aberglauben „Reliquien“ an, und dazu ertönen Klappern und Schellen, und es wird ein Lärm gemacht, der alle tiefern frommen Empfindungen verletzen muss. Feste auf Feste folgen, um die Gewissen zu betäuben. Die Taufe verliert ihre Bedeutung immer mehr, und das Abergläubische bleibt allein noch von ihr übrig; man bildet sich ein, durch ihren äußerlichen Gebrauch selig zu werden. Und auch die Abendmahlsfeier erscheint als eine zauberhafte Vergebung der Sünde. Die Priester wissen dabei ihr Vorrecht geltend zu machen und den „Laien“ den Genuss des Kelches zu entziehen. Die Trauung konnte weniger durch abergläubische Vorstellungen entstellt werden, erschien aber auch oft als eine Formel, die an sich heilig machte, wenn auch die Sünde im Herzen fortwucherte. — Die Reformation hat in Bezug auf die religiösen Gebräuche einen deutlich wahrzunehmenden Segen gebracht. Der Gemeindegottesdienst ist durch dieselbe wesentlich gereinigt. Die Unzahl der Feiertage hat aufgehört, alles Zerstreuende ist verbannt, man sucht wieder die Erkenntniss der Wahrheit und die sittliche Erhebung als die Hauptsache festzuhalten, und ein wirk-

licher Gemeindegesang ist wieder Sitte geworden. Freilich hat die neuere Zeit hierin auch wieder einen Rückschritt gezeigt, indem sie durch Einführung liturgischer Gottesdienste eine Annäherung an die römisch-katholische Kirche sucht; aber im Vergleiche zu den gottesdienstlichen Ceremonien der römischen Priester darf man sich wohl entschieden auf einem bessern Standpunkte fühlen. Die beiden andern religiösen Gebräuche, die Taufe und Abendmahlsfeier, haben die Reformatoren aber selbst nicht ganz rein aufzufassen vermocht. Sie haben die Kindertaufe beibehalten und in Verkennung der Bedeutung des Abendmahls sogar jenen unnützen Streit begonnen, unter dem die Frömmigkeit der Christen vielfach gelitten hat.

In unsrer Zeit haben die religiösen Gebräuche am meisten aber darunter zu leiden, dass ein Zwang bei ihrer Beobachtung stattfindet. Man sucht den regelmäßigen Besuch der Kirchen zu befehlen, wo es nur irgend möglich ist, weil man zu fürchten scheint, dass die Wahrheit nicht mehr Zuhörer anzuziehen vermag. Sollte das wirklich der Fall sein, so wäre aber ein Zwang zum Besuche der Kirchen gerade das verkehrteste Mittel, eine Besserung herbeizuführen, das man nur finden könnte. Auch die Taufe überlässt man leider nicht dem freien Ermessen der Betreffenden, sondern sieht sie als einen Gebrauch an, den jeder Christ beobachten müsse. Und wie sehr ist es zu bedauern, dass es auch noch Vorschriften über den Genuss des Abendmahls giebt, von deren Beobachtung für Einzelne viel abhängt. Und die Trauung ist in vielen Gegenden ja auch noch eine Form, zu welcher Eheleute gezwungen werden. Es scheint darnach, als ob das Christenthum keine innere Kraft mehr habe und sich nur durch die zerbrechlichen Stützen von Zwangsgebräuchen halten könne. — Dem ist aber nicht so. Man gebe volle Freiheit in der Beobachtung der religiösen Gebräuche; und diese werden, in ihrer ursprünglichen Bedeutung aufgefasst, allen bessern Menschen sehr theuer sein, und sie werden sie freiwillig, von ihrem Herzen allein getrieben, beobachten. —

XXVII.

Die sittlichen Grundsätze jener Zeit.

Aus den religiösen Gebräuchen kann man auf die Vorstellungen schließen, welche eine Gemeinde sich von ihrem Verhältniss zur Gottheit macht, und wie sie sich das höchste Wesen selbst denkt; aber einen tiefern Blick in ihr inneres Leben erlangt man, wenn man nach ihren sittlichen Grundsätzen forscht. Denn diese zeigen uns erst, wie tief die Religion ins Leben eingedrungen ist, ob sie nur flüchtig die Seele berührt und die Einbildungskraft beschäftigt, oder ob sie den Willen anzuregen und ein Streben hervorzurufen vermag, das dem Höchsten zugewandt ist. Es hat aber jedenfalls größere Schwierigkeiten, die sittlichen Ueberzeugungen einer frühern Zeit kennen zu lernen, als die Gebräuche, welche sich auf den Gottesdienst beziehen. Diese treten uns bestimmt entgegen, jene erfüllen das Gemüth und müssen erst mit Gewissenhaftigkeit aus den gelegentlichen Aeußerungen der Schriftsteller jenes Zeitabschnittes herausgezogen werden.

So viel wir nun aus dem zweiten und dritten Jahrhunderte von den sittlichen Grundsätzen der Christen zu erkennen vermögen, so zieht sich durch dieselben ein großer Ernst in Bezug auf die Forderungen hindurch, welche an jeden Christen gestellt werden. Wir bemerken dann aber auch einen schroffen Gegensatz gegen alles Heidnische und ein Streben Einzelner, sich durch Enthaltsamkeit zu einer höhern Vollendung emporzuschwingen.

Was von den ersten Christen im Schwunge der Begeisterung freudig durchgeführt war, das erschien im Laufe der Zeit als eine

Forderung, von der nicht abgelassen werden dürfte, die aber Vielen schon sehr schwer wurde zu erfüllen. Das christliche Leben sollte ein neues sein und mit einer innern Umgestaltung beginnen. Der war kein Christ, welcher nicht im Geiste „wiedergeboren" war. Er musste also seine alten Laster, wenn er solche an sich gehabt hatte, ablegen, und er durfte sich durchaus nicht seinen unedlen Neigungen überlassen. Die Selbstsucht, welche die eigne Person zum Mittelpunkte macht und fordert, dass Alles dem lieben „Ich" geopfert werden soll, durfte in „Christen" nicht zu finden sein. Wer sich dennoch derselben überließ, erschien als „Heuchler." Weil Christus noch als lebendiges Vorbild verehrt wurde, so glaubte man auch, dass seine Jünger ihm ähnlich sein müssten, und wie er in Liebe sich geopfert hatte, so dürfe es auch ihnen nicht erlassen werden, in der Liebe zu wandeln. Christen also hätten nie sich von Hass leiten zu lassen, sie müssten allen Menschen ihre Fehler vergeben, sie hätten in Güte Andrer zu gedenken, dürften nicht in unheiligem Zorn auflodern, sondern müssten im Stande sein, von Herzen zu verzeihen. Es wurde von jedem Christen verlangt, dass sein Geist nie die Herrschaft über die Sinne verliere, und dass Alle sich als „Kinder Gottes" zu wandeln bemühten, an denen der himmlische Vater sein Wohlgefallen haben könne. Nur durch solche Heiligung hoffte man Gnade bei Gott zu finden und meinte, die Vergebung der Sünde wäre nur durch wirkliche Besserung von Gott zu erlangen. In diese reinen christlichen Ueberzeugungen kamen aber auch damals schon Irrthümer, zu denen die menschliche Schwäche verführte. Man fing an, sich einzubilden, dass durch einen wunderbaren Vorgang die menschliche Sünde verschwinden könne. Es hieß, der Sterbliche sei zu gering, um etwas zur Vergebung seines begangenen Unrechts beitragen zu können, durch eine äußere Opferung Jesu sei der Zorn Gottes versöhnt, und Jesus habe für die Sünden „genug gethan." So wurde Etwas, das rein geistig im Innern vorgehen muss, außerhalb des Menschen hingestellt; und es musste wie etwas Zauberhaftes angesehen werden, wenn das Böse einem Menschen vergeben wurde. Man hielt solche Auffassung

für „demüthig", und doch steckte darin eine „Trägheit." Ueberall, wo sich diese Ansicht von der Sündenvergebung Bahn brach, glaubte man auch, dass die äußere Handlung eines Geistlichen von den uns anklebenden Schwächen befreien könne, und schrieb diese magische Wirkung der Handauflegung, der Taufe und der Firmelung zu. Nicht viel fehlte, und man legte auch bestimmten Personen das Recht und die Kraft bei, Andern die Sünden abzunehmen. — — Heruntergezogen wurden die christlichen Ueberzeugungen auch dadurch, dass man sinnlichen Vorstellungen einen ungebührlichen Einfluss auf die Wahrheit gestattete. Viele fingen an, die in der heiligen Schrift gebrauchten Bilder für buchstäbliche Wirklichkeit zu nehmen, und malten sich nun mit ihren eignen Ideen die Zukunft des Reiches Jesu aus. Sie wurden von Leidenschaft erhitzt und schwärmten, wenn sie von der Seligkeit der Frommen und der Verdammniss der Gottlosen sprachen. Sie schilderten mit glühenden Farben die Wiederkunft Christi und sein herrliches Reich, das dann beginnen sollte. Und wie in jeder Sinnlichkeit Selbstsucht steckt, so konnte man auch aus diesen Ausführungen nur zu deutlich die Eitelkeit heraus erkennen, die sich der eignen Ehre nur allzusehr bewusst war.

Während so die reine Gesinnung getrübt wurde, hielt man die christlichen Tugenden hoch. Die erste war Wohlthätigkeit. Wo sich ein liebevoller Sinn zeigte, da musste man auch der Armen eingedenk bleiben. Auch die Gemeinden dieser Zeit haben es für ihre Pflicht gehalten, für die leiblichen Bedürfnisse aller ihrer Glieder Sorge zu tragen: sie theilten den Bedürftigen mit, ohne sich dessen zu rühmen, und suchten Denen, die sich durch Arbeit ernähren konnten, eine geeignete Beschäftigung zu besorgen, wenn es ihnen daran fehlte. Die verschiedenen Sammlungen für wohlthätige Zwecke fanden stets allgemeine Theilnahme. Damit haben sie dann auch fortwährend der Krankenpflege sich freudig unterzogen, und es ist darin wohl keine Abnahme im Verhältniss zu dem ersten Jahrhunderte zu finden. Auch an schönen Beispielen von Aufopferung fehlte es nicht. Wir hören von mehr als Einem, der sich dem Dienste Andrer widmet und sich

für sie hingiebt. Treue ist gleichfalls eine der Tugenden gewesen, auf welche großer Werth gelegt, und die oft in schöner Weise geübt wurde. Im Ganzen verfolgten die Christen eine geistige Richtung und suchten daher eine Stellung über dem Irdischen einzunehmen. Erhebung war die schöne Eigenschaft ihres Herzens, welche ihr Leben weihte. Nicht abhängig von Erdenglück zu werden, an die Güter dieser Welt nicht das Herz zu hängen, war ihr fortwährendes Streben.

Wie das Christenthum die Sitte verklärt, das trat am schönsten im Familienleben hervor. Die Ehe wurde in einem bis dahin unbekannten Sinne aufgefasst: sie sollte aus der reinsten Liebe hervorgehen, und der Frau wurde eine Stelle neben ihrem Manne eingeräumt, nicht, wie es bisher gewöhnlich war, unter ihm. Auch das Weib erschien nach Gottes Bilde geschaffen, sein persönlicher Werth wurde anerkannt, es sei auch zur Seligkeit berufen. Und die Männer hielten sich die Forderung vor, dass sie mit der heiligsten Liebe an ihren Frauen hängen sollten, wie „Christus die Gemeinde," so sollten sie ihre Weiber lieben. Auch Tertullian weist der Frau als Christin eine würdige Stellung an, indem er sie ermahnt, nicht durch glänzende und üppige Tracht sich auszuzeichnen, sondern die einfachste Kleidung anzulegen, weil diese am geeignetsten den bescheidenen Sinn ausdrücke, der im Innern wohnen soll. So verbreitete sich gerade in den Familien eine ächt christliche Gesinnung, das Leben der Ehegatten vermochte die innigste Frömmigkeit zu pflegen, und die Kinder, welche in solchem Hause aufwuchsen, hatten die schönste Gelegenheit, den Segen des Christenthums zu erfahren.

Um in sich selbst eine unerschütterliche Festigkeit zu erlangen, hielten die Christen jener Zeit es aber auch für nothwendig, in einen schroffen Gegensatz gegen alles Heidnische zu treten und sich durch ihre Sitte von den übrigen Religionsbekennern zu unterscheiden. Die Natur der Verhältnisse brachte zum Theil diese Stellung mit sich. Die Christen konnten sich nicht an den Gewerben betheiligen, welche mit dem Götzendienst zusammenhingen. Es waren aber damals nicht Wenige, welche Götzenbilder

verfertigten, wovon sie sich gut ernährten; Andere hatten mit den verschiedenen Opfern zu thun, die heidnischen Altäre zu schmücken, für Opferthiere zu sorgen. Wenn nun ein Heide sich zum Christenthum bekannte, der von solchem Gewerbe gelebt hatte, so musste er es aufgeben. Wie sollte er es auch ferner mit seinem Gewissen vereinigen, von dem sich zu ernähren, was ihm als Irrthum erschienen war; und wie sollte er es verantworten, Andern Gelegenheit zu geben, ihren Aberglauben zu pflegen, durch den sie nach seiner Meinung sich um den Frieden ihrer Seele brachten? Eine künstlerische Auffassung des Heidenthums konnte in jener Zeit nicht aufkommen, denn dieses stand im Kampfe mit der christlichen Religion; und es war nicht möglich, den Standpunkt einzunehmen, den die Dichter der neuern Zeit zu dem Heidenthum behaupten, dass sie seine Sagen als eine anmuthige „Poesie" betrachten und nicht um ihrer Wahrheit, aber um ihrer Schönheit willen verehren. Diese unbefangene, leidenschaftslose Schätzung des Alterthums konnte erst stattfinden, als das Heidenthum überwunden war und die christliche Wahrheit den Sieg davongetragen hatte. Wer in jener Zeit etwas that, was zur Verherrlichung der heidnischen Religion diente, ist nicht für einen Christen angesehen worden. Ebenso beurtheilte man die Wahrsagerei. Diejenigen, welche sich einbildeten, dass die Schicksale der Menschen von einem Zufall abhingen und an Kleinigkeiten vorher zu erkennen wären, hatten keine christliche Einsicht in den Zusammenhang der Weltregierung. Auch Alle, welche aus den Sternen die Zukunft des Menschen lesen wollten, wurden in ihren Bestrebungen getadelt. Damit hing denn zusammen, dass Diejenigen, welche sich als Zauberer ernähren und Ansehen erwerben wollten, auf einem Standpunkte erkannt wurden, welcher mit dem Vertrauen auf Gottes Leitung nicht übereinstimmte. Daraus ging hervor, dass auch kein Christ Astrologie und Magie treiben durfte.

Die Christen suchten sich aber auch von allen Vergnügungen fern zu halten, welche unter den Heiden vorzukommen pflegten. Sie fanden es für unschicklich die Fechterspiele zu besuchen, bei welchen gewöhnlich Menschen gezwungen wurden, im

Kampfe mit Andern ihre Kraft und Geschicklichkeit zu erproben; und noch unpassender erschien es ihnen, den Thiergefechten beizuwohnen, an denen sich in der That nur die Roheit weiden konnte. Es war jedenfalls ein richtig geleitetes sittliches Gefühl, was sich empörte, Thiere zu reizen und sich an ihrer Wuth zu freuen oder gar Verbrecher im Kampfe mit wilden Bestien zu erblicken. Und die Sitte jener Christen beschämt die Gemeinheit jetziger Völker, welche an jenen Schauspielen noch immer ihre Lust haben. — Wenn aber von den Christen jener Jahre überhaupt alle Schauspiele ohne Unterschied verworfen wurden, so können wir das im Allgemeinen nicht zum Vorbilde nehmen. Damals hielten sich Christen von allen Volksspielen fern, sie nahmen also auch nicht Theil an den üblichen Wettfahrten und Wettrennen, sie besuchten keine mimischen Darstellungen, keine Tragödien und Komödien. Sie hatten dazu einmal den Grund, dass sie bei allen öffentlichen Lustbarkeiten etwas vom heidnischen Götzendienst nicht nur mitansehen, sondern zuweilen auch stillschweigend mitmachen mussten. Dann kam in den Aufführungen Manches vor, was gegen ein besseres sittliches Gefühl verstieß, und der Eitelkeit fröhnten alle diese Darstellungen und Feste. Manche Christen haben sich auch deshalb von solchen Komödien und Tragödien ferngehalten, weil dieselben ihnen nur als „Lüge" erschienen. In diesem Sinne spricht sich unter Andern Tertullian dagegen aus. — Ganz anders muss unsere jetzige Stellung zu dem Theater sein. Wenn dasselbe alte heidnische Darstellungen vorführt, so ist gegenwärtig keine Gefahr, dass dadurch Jemand sich verleiten lassen werde, die Altäre des Jupiter und seiner übrigen Familienglieder wieder aufzurichten. Wir können aber jetzt die Zeit der Griechen und Römer aus solchen bildlichen Darstellungen genauer kennen lernen und uns an den künstlerischen Vorzügen derselben erfreuen. Unser Theater bietet uns aber meistens auch Stücke aus christlicher Zeit, stellt uns die bedeutendsten Personen der Vergangenheit als lebendige Vorbilder hin, die uns zur Nacheiferung anspornen. Es sind auch unsere bessern Drama's so gehalten, dass sie auf einem sittlichen Grunde sich bewegen, die

Gerechtigkeit Gottes veranschaulichen und lehren, wie jeder wahrhaft tüchtige Mensch sich hindurcharbeitet, und wie das Gute den Sieg davonträgt. Unsre Dichter gehören zu den edelsten Persönlichkeiten und haben oft in ihren Tragödien und selbst in Komödien ächt christliche Wahrheiten ausgesprochen. Da auch unser Theater vom Christenthum nicht fern hat bleiben können, so ist gegenwärtig kein Grund, warum gute Christen nicht dasselbe sollten besuchen können. Nur jene leichtfertigen Stücke, welche keinen sittlichen Hintergrund haben, sollte man verbannen; aber die bessern können nur zur Volksbildung beitragen. Und es ist keine Heuchelei, wenn Menschen uns Dinge und Ereignisse vorführen, die nicht „wirklich“ da sind, die Poesie ist keine „Lüge“. Denn wie stünde es sonst mit den anerkannt dichterischen Stücken in der Bibel, also mit den Gleichnissen und Psalmen? — Wenn man in jener Zeit mit Recht von den heidnischen Vergnügungen fern blieb, so stellte man der sogenannten „weltlichen“ Freude die wahre Freude gegenüber, welche darin bestehe, dass man sich an dem Erstarken des Guten freue, in sich selbst reich werde an Liebe, Geduld und Freundlichkeit, und dass man sein Glück im Wohlthun suche, Andere zu erfreuen und sie aufzurichten sich bemühe. Das sei dann die „Freude in dem Herrn“.

Was den Gegensatz des Christenthums gegen das Heidenthum aber am schönsten hervorhebt, das ist die Aufhebung der Sclaverei. Dadurch steht die christliche Sitte so bedeutend höher, als das ganze Alterthum, dass es hiermit allein schon seine göttliche Kraft beweist. Bei den Heiden ist der Sclave rechtlos; er wird zwar oft menschlich behandelt und als ein Familienglied gehalten, ja, man überlässt ihm die Erziehung der Kinder. Aber er kann nie vor seinem Herrn Recht erhalten; dieser vermag ihn, wenn er grausam sein will, zu quälen, darf ihn verhungern und tödten lassen. Die christliche Religion aber lehrt, dass auch der Sclave ein Mensch sei und vor Gott dem Herrn gleichstehe, ja, dass der Knecht, der im Geringen treu ist, höher steht, als ein gewissenloser Herr. Auch die Sclaven, so heißt es nach dem Evangelium, sollen selig werden, auch für sie ist Christus in die

Welt gekommen. Darum hat in christlichen Häusern auch der Untergebene an dem Gottesdienste seiner Herrschaft Theil genommen, er durfte auch neben seinem Gebieter stehen und beten, er hatte sogar das Recht, ebenfalls sein religiöses Gefühl auszusprechen und zur Erbauung zu reden. Wie herrlich hat hier das Christenthum zur Befreiung eines großen Theils der Menschheit beigetragen! Wie vortheilhaft unterschied es sich dadurch vom Heidenthum! In einem christlichen Hause und einer christlichen Gemeinde giebt es keinen unglücklichen Knecht mehr, Alle sind „Eins in Christo". Und zum Staunen ist es, wie still durch seine innere Macht das Evangelium diese ungeheure Umgestaltung vollzieht. Es säet keine Empörung aus, es fordert keinen Sclaven zum Aufstande auf, dass er sich mit der Gewalt der Waffen seine Freiheit erringe; es ermahnet vielmehr alle Knechte zum Gehorsam auch gegen die „wunderlichen" Herren. Aber es gestaltet die Gedanken und Empfindungen, die innersten Grundsätze um und erzieht so durch Jahrhunderte ein neues Geschlecht.

Blicken wir auf die sittlichen Anschauungen jener beiden Jahrhunderte, so treten uns aber auch Einzelne entgegen, welche durch Enthaltsamkeit sich zur höchsten Vollkommenheit emporzuarbeiten streben. Diese glaubten durch Berührung mit dem Natürlichen verunreinigt zu werden und bemühten sich daher, soviel es ihnen möglich war, in Betrachtungen des Göttlichen ihr Leben zuzubringen, um keine Zeit mit der Befriedigung ihrer irdischen Bedürfnisse zu verlieren. Da solche Enthaltsamkeit sich schon vielfältig vor der Zeit Jesu findet, so kann man zwei Gruppen unter diesen Enthaltsamen unterscheiden: solche, welche als Heiden ein Leben der Entbehrung angefangen hatten und es als Christen fortsetzten, und Andere, welche durch missverstandene Auffassung christlicher Lehren dazu gekommen waren. Bei den Ersten wirkt das Evangelium mildernd ein. Ihre herben Vorstellungen von dem Fluche, der auf dem Irdischen liegen soll, verschwinden, und dieses erscheint ihnen mehr als ein Stoff, woran sie ihre geistige Kraft bewähren können, indem sie demselben kei-

nen Einfluss auf die Seele gestatten. Die Uebungen zu der Enthaltsamkeit sind ihnen ein Durchgang, wodurch sie zur Versöhnung mit Gott gelangen. Zuweilen wissen diese Enthaltsamen auch, was der Mehrzahl freilich nicht gelingt, die Tugend der Demuth sich zu bewahren, und sie hüten sich vor Selbstüberschätzung und Eitelkeit; manche von ihnen haben nicht mit ihrer Unterdrückung der irdischen Triebe glänzen wollen. So wird von Alcibiades in Lyon erzählt, der mit andern Christen im Gefängnisse lebte und sich auch hier, wie er es gewohnt war, nur von Wasser und Brod ernährte. Als er aufmerksam gemacht wurde, dass die Uebrigen an seiner Lebensweise Anstoß nähmen und glaubten, er verachte die von Gott gegebene Speise, nahm er sogleich auch andere Lebensmittel und lobte Gott, der sie gegeben hat. Wo also die Liebe über die Enthaltsamkeit gesetzt wurde, da mochte diese ihren Werth für Einzelne behalten. — Die Andern, welche nach Annahme des Evangeliums mit ihren Anforderungen der Enthaltsamkeit hervortraten, legten meistens einen ungebührlichen Werth auf eine Sache, die erst durch die Gesinnung ihre Bedeutung erhielt. Es war dieses eine Einseitigkeit, wie sie so häufig hervorgetreten ist, dass ein Gedanke, welcher mit andern in ein richtiges Verhältniss gesetzt, wahr ist, zur Verirrung führt, wenn man ihn obenan stellt und alles Uebrige von ihm abhängig machen will. „Entbehrung" ist unter Umständen als etwas sehr Hohes zu schätzen, aber in der „Entbehrung" allein das Christliche sehen, heißt die Wahrheit einseitig auffassen. Es bildete sich nun bald die Vorstellung, als ob durch Entsagung irdischer Genüsse eine höhere Stufe der Seligkeit gewonnen werden könne. Man hielt demnach die Ehe für heilig, aber man meinte, Ehelosigkeit sei ein höherer Zustand der Vollkommenheit und mache die Christen reifer für den Himmel. So hatte man in orientalischer Weise „Abstufungen" für die Seligen, und die Ansichten der Braminen hatten sich einen Boden im Christenthum erworben. Wenn man die Männer für etwas Besseres hielt, welche keine Ehe eingingen, so gab es bald auch Jungfrauen, die sich als „Bräute des Herrn" ansahen und nicht vermählt sein

wollten. In verschiedenen Gemeinden bildeten sich Kreise solcher „Gottgeweihten", die man mit besonderer Ehrfurcht anzusehen pflegte, wodurch denn die Eitelkeit recht genährt wurde. — Indessen ließen sich auch innerhalb der christlichen Kirche Stimmen vernehmen, welche vor dieser Art der Enthaltsamkeit warnten. In einer Schrift von Hermas, welche der „Hirt" genannt ist, wird über das Fasten gesprochen: „Vor Allem übe Deine Enthaltung darin, dass Du Dich hütest, böse Dinge zu reden oder zu hören, und reinige Dein Herz von aller Befleckung." Wenn man dann an einzelnen Tagen faste, sagt er ferner, so soll man Gott auch für die geringe Nahrung, die man zu sich nimmt, danken, und das Geld, welches man sonst für Nahrungsmittel ausgegeben hätte, möge man den Armen geben. Auch Clemens von Alexandrien schreibt von der rechten Enthaltsamkeit, dass sie nicht nur in dem Entbehren leiblicher Speise zu suchen sei und Niemand glauben dürfe, durch Fasten das Reich Gottes zu erwerben. Denn dieses ist nicht „Essen und Trinken", hat also nichts mit der leiblichen Nahrung zu thun. Rechte Enthaltsamkeit aber sei es, sich alles Bösen zu enthalten. Vor den Gefahren aber, welche in dem Leben der „gottgeweihten Jungfrauen" lägen, haben alle einsichtsvollern Schriftsteller jener Zeit gewarnt. — Aus der Zahl der Enthaltsamen tritt damals besonders der allgemein bekannte Antonius hervor. Dieser war der Sohn reicher Eltern, welche frühzeitig starben und ihm ein großes Vermögen hinterließen. Er soll zu Kana in Oberägypten geboren sein. Um sich einen besondern Schatz im Himmel zu erwerben, verkaufte er Alles, was er hatte, und schenkte es den Armen. Darauf begab er sich in die Einsamkeit, lebte einige Zeit in einem alten Grabmal und dann in den Höhlen des Gebirges. Hier hatte er große Versuchungen zu bestehen, indem das Böse ihm bald reizend und schmeichelnd in Gestalt eines schönen Weibes, bald drohend in den Gestalten wilder Thiere entgegentrat. Freunde, welche ihm alle halbe Jahre Nahrung brachten, haben sein wildes Geschrei gehört oder ihn ganz erschöpft von seinem Kampfe gefunden. Im Jahre 311 hat er seine Einsamkeit aufgegeben und ist unter den Chri-

sten erschienen, sie in den Verfolgungen zu stärken. Er fürchtete sich vor keinem Menschen und ging in die Gefängnisse, um zur Standhaftigkeit zu ermuntern. Auch hat er viele Kranke geheilt, sich aber dessen nicht gerühmt, sondern Gott gepriesen, der sein Gebet erhört hatte. Alle, die zu ihm kamen, suchte er auf den rechten Weg zu führen; er versöhnte Feinde, er tröstete Unglückliche, er half den Schwachen auf. Was war natürlicher, als dass sich um ihn ein Kreis Gleichdenkender versammelte? Er bildete schon eine Art Orden, der sich aber durch Arbeitsamkeit und Wohlthätigkeit auszeichnete. — Als Antonius in seinem armen Leben sich reich fühlte, hörte er von einem Andern, der noch mehr zu entbehren vermochte, als er. Es sollte dieser Paulus von Theben sein, der neunzig Jahre gelebt hatte, ohne dass Menschen von ihm hörten, dem eine Palme Nahrung, Schatten und Kleidung gab. Sogleich suchte ihn Antonius auf, kam aber nur, um Zeuge seines Todes zu sein. Am Abende seines Lebens hat sich Antonius vor der Verehrung der Menschen immer tiefer in die Wüste zurückgezogen und soll im Jahre 356 verschieden sein, nachdem er 105 Jahre gelebt hatte.

Wie haben wir nun über die Sitten des zweiten und dritten Jahrhunderts zu urtheilen? Wir finden in denselben einen schönen Ernst, der mit der Wahrheit nicht nur sein Spiel treiben, sondern sie im Leben durchführen will. Aber es zeigen sich auch schon die Anfänge der mönchischen Richtung des Mittelalters und der kalvinistischen und puritanischen Strenge der neuern Zeit. Man begreift nicht, dass die Lehre Jesu das natürliche Leben heiligt, aber nicht zerstört, dass sie nicht in Beobachtung einzelner Gesetze, sondern in dem Geiste der Liebe das Heil erblickt, der Alles durchdringt. Mit Riesenschritten geht dieser Irrthum voran, und wir erblicken in der Zeit des Mittelalters ein Gewühl von Mönchsorden und eine Unzahl von Nonnenklöstern: die Sittenlehre des Erlösers ist verdrängt, man meinte durch Entbehrungen den Himmel sich zu erwerben, man ist in heidnische Anschauungen zurück gesunken. Und Kalvin kann in späterer Zeit einen Werth darauf legen, dass Christen

keine Gasthäuser besuchen, keinen sogenannten weltlichen Vergnügungen beiwohnen, keine muntere Gesellschaften besuchen, nie in das Theater gehen. Die Puritaner schärfen diese Vorschriften noch und meinen damit für christliche Sitte gesorgt zu haben. Sie und Alle, welche in unsrer Zeit eine ähnliche Richtung verfolgen, vergessen, dass „dem Reinen Alles rein" ist, und dass die heilige Schrift nie verbietet, dieses oder jenes anzurühren. Es ist ja nicht die äußere That, in welcher Sünde oder Tugend liegt, sondern die Gesinnung oder der Glaube, woraus sie hervorgeht. Und der Christ, welcher das sittliche Gesetz Gottes in seinem Herzen trägt, darf an Allem Theil nehmen, was seine innere Stimme nicht verurtheilt. Er soll sich mitten in der Welt bewegen, wie sein Erlöser ihm selbst das Vorbild giebt; er darf sich nicht von dem Umgange mit den Schlechten und Leichtsinnigen fern halten, Jesus ist auch der „Zöllner und der Sünder Geselle" genannt worden. Er darf in die Gesellschaften froher Menschen gehen und muss sich so zu betragen wissen, dass er sich dadurch nicht versündigt. Er soll so fest in sich sein, dass auch das böse Beispiel ihn nicht verführt. Von heiliger Liebe getrieben, soll er Alles thun, das Größte wie das Kleinste. Denn die reine christliche Sitte besteht darin, dass wahre Liebe zu Gott und zu den Menschen unsre Schritte lenkt, unsre Worte durchdringt und in unserm Gemüthe bleibt.

XXVIII.

Die Bestrebungen nach Vollendung der Kirche.

Ueberall wo Leben ist, wird auch nach Fortschritt und Vollendung gestrebt. Wie sollte auch Jemand auf halbem Wege stehen bleiben, nach dem Gipfel emporschauen und nicht alle Kräfte daran setzen, ihn zu erreichen? Die christliche Forderung: „ihr sollt vollkommen sein!" darf nicht abgeschwächt werden und gilt ebenso von ganzen Gemeinschaften wie von einzelnen Personen. Nur muss man sich immer klar bewusst bleiben, worin die Vollkommenheit besteht, und mit welchen Mitteln man dieselbe zu erreichen hat. Hierüber ist die christliche Kirche nicht stets einverstanden gewesen, und darum kommen bei dem Streben nach Vollendung derselben solche grobe Verirrungen vor.

Ein Grundirrthum, welcher sich durch die meisten dieser Bemühungen hindurchzieht, besteht darin, dass die ideale Geisteskirche mit der sichtbaren Kirche verwechselt wird. Die erste ist aber die Gemeinschaft des Geistes, in welcher alle irdischen Unterschiede aufgehört haben, und in der alle Mitglieder von der Wahrheit geleitet werden. Sie besteht aus Vollendeten, die keine menschliche Schwäche mehr kennen, die ganz durchdrungen sind von der Liebe zu Gott, die sich nie mehr übereilen, nichts mangelhaft erkennen können. Die andere aber ist die Gemeinde, welche aus Menschen mit ihren Fehlern gebildet wird, die zwar auch nach dem Höchsten streben, es aber noch nicht erreicht haben. Natürlich finden sich in dieser Kirche mannichfache Unvollkommenheiten, die mit der irdisch-beschränkten Natur der

Menschen zusammenhängen, und es müssen in ihr auch die Schwachen geduldet werden. Solange wir nun einen vergänglichen Leib an uns tragen, wird die ideale und die sichtbare Kirche nicht zusammenfallen, und jeder Versuch, die vorhandene Gemeinschaft so zu reinigen, dass nur das wahrhaft Christliche übrig bleibt, muss fehlschlagen. Hohes und Tiefes, Himmlisches und Irdisches muss auf Erden mit einander bestehen.

Wir finden im zweiten und dritten Jahrhunderte kräftige und kühne Versuche, eine ideale Reinigung der Kirche Christi durchzuführen. Es lebte damals in den meisten Gemeinden und auch in vielen einzelnen Persönlichkeiten der Wille, nicht nur die „Heiligen" zu heißen, sondern es auch zu sein. Deshalb finden wir allgemein eine Kirchenzucht, die sich an apostolische Einrichtungen anschloss und diese nur fester zu begründen sucht. Man hatte immer mehr Grund, mit der Aufnahme vorsichtig zu sein, weil es bei der größern Ausbreitung der Gemeinden häufiger vorkommen konnte, dass Solche sich in die christliche Kirche aufnehmen ließen, welche sie nicht kannten und wohl auch wegen äußerer Vortheile, also vielleicht wegen zu erwartender äußerer Unterstützung, in dieselbe eintreten mochten. Die Aufzunehmenden mussten deshalb verschiedene Stufen zurückgelegt haben, ehe ihnen die Taufe und Firmelung ertheilt wurde. Wenn es trotz dieser Vorsicht aber dennoch vorkam, dass Personen zu den Christen gerechnet wurden, die eigentlich nicht christlich leben wollten, so musste man diese aus der Gemeinschaft ausschließen. Dazu ist es aber nur gekommen, wenn Vergehungen stattgefunden hatten, die ein öffentliches Aergerniss gaben, oder wenn Christen, von ihrer Reue getrieben, selbst eine Schuld bekannten, für die sie eine Strafe forderten. Gewöhnlich erfolgte die Entfernung aus der Gemeinde nur auf einige Zeit, die länger oder kürzer bestimmt wurde, je nachdem der Fehltritt gewesen war. Doch haben einige Bischöfe auch behauptet, es gebe Sünden, für welche die Kirche keine Versöhnung habe, sogenannte „Todsünden" oder „Sünden wider den heiligen Geist". Und es ist vorgekommen, dass Gefallene trotz aller ihrer Bitten nicht wieder in die Kirche

aufgenommen sind. Meistens verkündigte man jedoch wenigstens auf dem Sterbebette noch eine Vergebung. Wenn Zeiten eintraten, in denen die Zahl der Gefallenen besonders groß wurde, wie bei Verfolgungen, so machte man immer eine mildere Anwendung von der Kirchenzucht. Im zweiten Jahrhunderte schon stellte man dann bestimmte Bußübungen auf, welchen die Ausgeschlossenen vor ihrer Wiederaufnahme sich zu unterziehen hatten. Und da es den Meisten als das schwerste Unglück vorkam, fern von der kirchlichen Gemeinschaft zu stehen, und da eine Ausschließung aus der Kirche ihnen gleichbedeutend mit einer Ausschließung aus dem Himmel war, so haben Christen in jener Zeit zuweilen die schwersten Strafen ausgehalten, um nur wieder Mitglieder der Kirche zu werden.

So rein die Absicht in dieser Handhabung der Kirchenzucht ist, und so gewiss dadurch in vielen Fällen Gutes gewirkt sein mag, so liegt doch darin auch Vieles, was mit dem Geiste des Christenthums in Widerspruch steht. Es ist nicht zu rechtfertigen, gewisse ins Leben tretende Vergehungen zu strafen und andere geheime Sünden, die nicht in die Oeffentlichkeit kommen, aber eigentlich vor Gott zuweilen straffälliger sind, zu übergehen. Dadurch muss der Sinn weniger auf innere Heiligkeit als auf äußere Anständigkeit gerichtet werden. Dann widerstreitet es dem christlichen Geiste, Menschen das Recht zu ertheilen, über Andere zu richten, da doch Gott allein Sünde zurechnen kann und Jeder „seinem Herrn" Rechenschaft abzulegen hat. Mit dem Beaufsichtigungsrechte hat man den Bischöfen ein Vorrecht eingeräumt, das zur Vergrößerung ihrer Macht beitragen musste. Und wenn durch die Kirchenzucht, und wäre sie die beste, die Christengemeinde rein erhalten werden sollte, so hatte man sich darin gründlich getäuscht. Geheiligt wird eine Gemeinschaft nur durch den Geist.

Mehr noch als durch eine allgemein übliche Kirchenzucht ist aber in jenen Jahrhunderten durch den feurigen Willen Einzelner für die Vollendung der Kirche versucht worden. Einen gewaltigen Einfluss übte in dieser Beziehung Montanus, der

um 170 lebte. Er stammte aus Ardaban in Phrygien und war Priester der Cybele gewesen. In seinem Charakter zeigt sich deshalb eine Neigung zur Schwärmerei, wie sie in Phrygien gewöhnlich war. In diesem Lande legte man einen besondern Werth auf alles Wunderbare, glaubte an ein „Hellsehen“ einzelner Personen, denen das Reich der Geister ganz besonders erschlossen sein sollte. Man hielt somnambule Zustände für geeignet, höhere Wahrheiten zu offenbaren, und träumte viel von wirklichen und eingebildeten Entzückungen. Als Montanus zum Christenthum übergetreten war, konnte er seine phrygischen Eigenthümlichkeiten nicht ablegen, er suchte sich daher in seiner neuen Religion Alles geflissentlich hervor, was mit seinen Anschauungen zu stimmen schien, und malte sich die Schilderungen des Evangeliums in überschwänglicher Weise aus. In dem christlichen Kleinasien fand er aber einen Kampf vor, an dem seine feurige Natur sogleich den lebhaftesten Antheil nahm: es stritt dort nämlich das einfache Christenthum mit den phantastischen Ausschmückungen der Gnostiker; oder, wenn man den Streit tiefer fassen wollte, so war es der sittliche und wissenschaftliche Gegensatz, der sich geltend machte. Ein Mann wie Montanus bemächtigte sich sofort ganz der sittlichen Auffassung des Christenthums und forderte im Namen desselben eine Erneuerung des Lebens. Und was er lehrte, das fand den entschiedensten Anklang in jener ganzen Gegend und wurde besonders auch im Westen mit ungetheiltestem Beifall aufgenommen. Er hat eigentlich die Ueberzeugung ausgesprochen, welche durch die Mehrzahl der Christengemeinden ging, dass man das Evangelium nicht erstarren und in Formen untergehen lassen dürfe, sondern dass die christliche Gemeinschaft der Vollendung entgegengeführt werden müsse, zu der Jesus sie bestimmt habe. Darum ist der Einfluss des Montanus und seiner Freunde so gewaltig gewesen, weil sie das Bewusstsein ihrer Zeit zum Grunde ihrer Lehre hatten. Bald fühlte sich Montanus von seiner Ueberzeugung so getragen, dass er sich für Den erklärte, von welchem Jesus prophetisch gesprochen hatte, dass er nach ihm kommen und die Jünger in alle Wahrheit leiten solle. Er ge-

rieth daher oft in Verzückung, in welcher er von sich selbst nichts weiß, wo die Worte bewusstlos über seine Lippen kommen und erst von seinen Jüngern zu einem Ganzen zusammengesetzt werden müssen. Er spricht dann von Verfolgungen, welche über die gesunkene Kirche kommen müssen, und fordert zu einem reinen Wandel und zum treuen Bekenntniss auf. Begeistert verkündigt er die Seligkeit der Märtyrer, stellt in glühenden Bildern die Strafgerichte Gottes daneben und redet dann von der „Wiederkunft Christi", der ein herrliches tausendjähriges Reich stiften werde. Das Glück, den Frieden, die Herrlichkeit dieser Herrschaft Jesu weiß er nicht genug zu preisen. Um ihrer aber werth zu werden, verlangt er eine gründliche Reform und will eine höhere Sittenlehre durchführen. — Um seinen kühnen Predigten einen noch größern Nachdruck zu geben, ist er auf seinen Reisen zur Bekehrung der Welt von zwei heiligen Frauen umgeben gewesen: der Priscilla und Maximilla, welche als Prophetinnen ähnliche Offenbarungen verkündigten, als Montanus.

Merkwürdig sind die Vorstellungen dieses Mannes von dem christlichen Leben in der Seele des Einzelnen und in der Gemeinschaft. Er sagt: die Seele ist leidend, sie hat keinen eignen Willen und darf ihn nicht haben; sie ist nur das Instrument, auf welchem Gott spielt. Sie ist wie eine „Leier", in deren Saiten der göttliche Geist greift. Den Menschen denkt er sich schlafend, wann er die höchsten Offenbarungen hat. Dann wache Gott in ihm auf, und man könne sein Wehen und Walten empfinden. Bei der Erkenntniss der Wahrheit hört also jede eigene Thätigkeit auf, man werde still, und Gott spreche. — Die Offenbarung des heiligen Geistes ist nach seiner Ueberzeugung nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, sondern gehe durch alle Zeiten hindurch. Der Geist habe nicht nur die Apostel erfüllt, er herrsche noch fort und fort; man könne auch deutlich verschiedene Stufen in dieser Mittheilung des Geistes unterscheiden. Zum Beweise dafür macht er auf die Natur aufmerksam, in welcher sich nach den verschiedenen Reichen auch Stufen der Vollkommenheit unterscheiden lassen. Es ist ihm ein trostloser Gedanke, dass die Wahr-

heit oder der heilige Geist sich zu seiner Zeit nicht mehr so offenbaren solle, wie im Alterthum. Er meint vielmehr, der Geist müsse sich im Laufe der Geschichte immer herrlicher entwickeln und der Vollkommenheit näher kommen. Damit ist aber Montanus nicht der Meinung, dass es im Christenthum nichts Feststehendes gebe und jede Zeit die Werke der Vergangenheit zerstören und etwas Neues anfangen müsse. Er glaubt vielmehr, dass es in der Religion eine ewige Wahrheit gebe, die für alle Zeiten und alle Verhältnisse Geltung hat, dass aber um diese herum eine freie Bewegung stattfinden solle, und dass jede Zeit verpflichtet sei, von der ewigen Erkenntniss aus sich neu und eigenthümlich zu gestalten. Alle kirchlichen Einrichtungen sind daher nach Montanus wandelbar und dürfen durchaus nicht festgehalten werden, wann der Geist eine Aenderung fordert. Er greift daher die damalige bischöfliche Kirche an und will sich ihren Bestimmungen nicht unbedingt unterwerfen. Ueber die Bischöfe setzt er die Propheten, welche ohne einen äußern Beruf von dem Geiste der Wahrheit getrieben das Göttliche verkündigen; und über der Bischofskirche steht nach ihm die Geisteskirche. Die letzte aber allein ist eine wahre Kirche. Wo der heilige Geist nicht regiert, da ist auch keine christliche Kirche zu finden. Und derjenige ist der wahre Christ, in dem der Geist gebietet. Jedes Mitglied der christlichen Kirche steht dem andern gleich. Denn es soll keinen Unterschied zwischen Priestern und Laien geben, die Christen sind alle Priester. Was also für einen Vorzug des geistlichen Standes angesehen wurde, das sollte nach Montanus allgemein werden. Wäre es eine Pflicht des wahren Jüngers Jesu, zu fasten und die irdischen Triebe zu unterdrücken, so dürfe das nicht nur der sogenannte Priester thun, sondern jeder Christ ohne Unterschied sei dazu verpflichtet. Mit kühnem Sinne und gewaltigem Ernste fingen deshalb die Montanisten an, von allen Christen die Beobachtung strenger Fasten zu fordern und ein der Welt abgeneigtes Leben. Eine Ehe hielten sie für erlaubt, aber sie gestatteten nach dem Tode der ersten Gattin, nicht eine zweite zu nehmen.

Es steckte demnach in dem Montanismus eine reformatorische Kraft. Richtig beurtheilt tritt uns doch aber in demselben etwas Heidnisches in so fern entgegen, als ein unbewusster Seelenzustand höher sein soll, als das bewusste, überlegte Denken des Geistes. Das ist eine sittliche Schwäche, welche die klare Stimme Gottes im Gewissen nicht als das Höchste hinstellt. Und das beabsichtigte Einwirken auf die Sinne in den Prophezeihungen zeigt eine Gemeinheit, die von der Kraft der Wahrheit nicht durchdrungen ist. Und wie sehr die Freiheit des Geistes in einzelnen Sätzen hervorgehoben wird, so ist es doch wieder eine Knechtschaft unter einem äußern Gesetz, wenn bestimmte Vorschriften für das Verhalten Aller maßgebend sein sollen. Das würde besonders auch von den Ansichten über die zweite Ehe gelten. — Aber einen großen Kampf hat der Montanismus hervorgerufen, der Jahrhunderte lang durch die christliche Kirche ging. Das Abendland nahm die sittlichen Grundsätze der Montanisten fast einstimmig an; und die Gemeinde zu Lyon soll in dieser Angelegenheit einen sehr schönen und frommen Brief an den Bischof Eleutheros in Rom gesandt haben, der aber verloren gegangen ist. Später erscheinen die Montanisten unter dem Namen Pepuzianer von dem Orte Pepuza in Kleinasien.

Ein ähnliches Streben nach Reinigung der Kirche verfolgte auch Novatianus. Dieser war auf einem rauhen Wege zur Erkenntniss der Wahrheit gelangt. Er besaß eine leidenschaftliche Natur, die sich bis zur Wildheit gestaltete; und, von den heftigsten Begierden innerlich aufgerieben, gerieth er in einen Zustand der Zerrüttung, der ihn in eine schwere Krankheit warf. Er brachte Tage in Geistesabwesenheit zu, wurde dann aber durch einen Christen geheilt. Während seines Krankenlagers erhielt er Unterricht in der christlichen Religion und wurde auch getauft. Darnach erwählte man ihn in Rom zum Presbyter, obgleich nach dem damaligen Gebrauch Keiner, der auf dem Krankenbette, also wohl aus Furcht vor dem Tode, in die christliche Kirche aufgenommen zu werden wünschte, zu einem kirchlichen Amte zu-

gelassen wurde. Mit Recht hat man bei Novatianus eine Ausnahme gemacht, weil seine Bekehrung eine Folge der innersten Ueberzeugung war. In seinem neuen Berufe soll er nun aber nicht frei von Ehrgeiz geblieben sein, sondern sehr bald nach der bischöflichen Würde getrachtet haben. Seine ganze Natur veranlasste ihn, immer kühn hervorzutreten und mit seiner Meinung sich geltend zu machen. Gewiss ist, dass er sich bald in heftiger Opposition gegen den römischen Bischof Cornelius befand, der nach seiner Meinung zu milde mit den Gefallenen verfuhr. Von Afrika aus wurde dieser Streit verschärft, indem heftige Eiferer sich hinter Novatianus steckten und diesen als Gegenbischof aufzutreten veranlassten. Derselbe hatte sich damals, um seine Seele von irdischen Schwächen zu reinigen, in die Einsamkeit zurückgezogen und eine Zeit lang keinen Antheil an den religiösen Händeln genommen. Er ergab sich strengen Bußübungen, hielt es aber doch 251 für seine Pflicht, um die Heiligkeit der Kirche zu wahren, an die Spitze einer Partei zu treten und sich Bischof zu nennen. Seine Grundsätze bezogen sich im Allgemeinen auf das Bußwesen und auf die Reinheit der Kirche. Ueber das erstere hat er sich so ausgesprochen, dass die Vergebung der Sünden nur auf die Fehler Bezug habe, welche vor der Taufe begangen wären. Da mit der Taufe das wahre christliche Leben in seiner ganzen Reinheit begonnen wäre, so müsse man alle spätern Vergehungen als einen „Abfall", eine „Treulosigkeit" ansehen, die keine Verzeihung vor Gott finde. Worin diese Sünden bestünden, das sei eigentlich gleichgiltig; ob sie wirkliche Verleugnung des Erlösers seien, mit klaren Worten ausgesprochen, oder ob sie mit einem andern besondern Namen zu bezeichnen wären, das entscheide nichts. Denn jede Sünde wäre eine Verleugnung Jesu, da sie nur so begangen werden könne, dass man seiner Pflicht als Christ uneingedenk wäre. Wie schroff sich Novatianus hierin auch aussprach, in der Wirklichkeit musste er eine größere Milde gelten lassen, weil sein Grundsatz eine vollständige Auflösung der kirchlichen Gemeinschaft herbeigeführt hätte. In der That beschränkte sich daher auch innerhalb seiner Partei

die Ausschließung auf solche, welche sogenannte „Todsünden" begangen hatten. Und um dem Gebote der Liebe nicht offenbar entgegenzutreten, forderte er auch eine Fürsorge für diese Ausgeschlossenen. Man solle sie ermahnen, sich zu bessern, ihnen auch wohl Trost zusprechen, sie pflegen in leiblicher und geistiger Noth und sie auf die Barmherzigkeit Gottes hinweisen; — aber als „Glieder der Kirche" dürfe man sie nicht ansehen, weil es eine Unwahrheit sei, Jemanden für einen Christen zu erklären, der es nicht wäre. Hiergegen wurde von der andern Partei geltend gemacht, daſſ man es unbarmherzig nennen müſſe, den Sündern den Himmel zu verschließen und sie doch aufzufordern, Buße zu thun. Das hieße von einem Menschen „Arbeit" fordern, ihm den „Lohn" zeigen, aber nicht geben. Wie werde, so sagte man mit Recht, ein Landmann seinen Acker pflügen und besäen, wenn er keine Erndte erlangen könne? — Von der Reinheit der Kirche lehrten die Novatianer, daſſ sie auf's Entschiedenste festgehalten werden müſſe. Die Kirche ist nach ihnen eine rein geistige Gemeinschaft, zu der also Niemand gehöre, in dem nicht der Geist regiere. Alle, welche gesündigt hätten, würden nicht durch andere Menschen, sondern durch ihre eigene Schuld ausgeschlossen; sie wären thatsächlich nicht Mitglieder der Kirche Christi, und kein Mitleid, so gern man es auch sonst beweisen wolle, dürfe uns bewegen, die heilige Kirche des Erlösers zu verunreinigen.

Es ist unzweifelhaft, daſſ in der Richtung des Novatianus eine sittliche Wahrheit liegt, welche es sehr ernst mit dem Christenthum meint. Was daher auch in jenen Jahren gegen diese Auffassung geschrieben wurde, das vermochte sich nicht zu behaupten. Wenn die Gegner das Mitleid wach riefen und meinten, man dürfe es im Leben nicht „so genau" nehmen, so gaben sie sich damit Blößen, welche von den Novatianern leicht benutzt werden konnten. Eine tiefere Erfassung der Wahrheit, welche das Wesen der Kirche und die Vergebung der Sünde innerlich begriff, brach sich erst allmälig Bahn; und die montanistischen und novatianischen Verirrungen sind bis auf unsere Zeit in verschiedenen Gestalten immer wieder hervorgetreten.

Die römisch-katholische Kirche führt den Bann ein, um in ihrer Gemeinschaft nichts Unreines zu dulden und eine vollständige Einheit herbeizuführen. Sie sieht aber mit der Zeit die Entfernung von dem Sittengesetze des Erlösers für unbedeutender an, und unchristliche Handlungen werden immer seltener geahndet; dagegen die Abweichungen von der Lehre der Kirche werden als ein Aufgeben des Christenthums angesehen. Während in den frühern Jahrhunderten die Machthaber der Kirche, die Päpste, ihre Gewalt öfters zum Segen des Volkes und zum Schutze des Rechtes gebrauchten, indem sie unsittlich lebenden Königen Vorwürfe machten und den Unterdrückten ihre Hilfe angedeihen ließen; sehen wir eine immer größere Gleichgiltigkeit gegen Ausschweifungen aller Art, denen sich nicht ganz selten die Geistlichen selbst hingeben. Dagegen werden unter dem Vorwande einer Reinigung der Kirche die tüchtigsten Glieder derselben ausgestoßen, weil diese die Mißbräuche der Kirche anzugreifen wagen und ihr Gewissen unter das Joch priesterlicher Satzungen nicht gefangen geben wollen. So wird eine Maßregel, welche ursprünglich die Säuberung der Gemeinschaft beabsichtigte, zu einem Mittel, die reinern und lebenskräftigern Elemente auszuscheiden und nur diejenigen zu behalten, welche sich aus Eigennutz oder aus Theilnahmlosigkeit dem vorgeschriebenen kirchlichen Bekenntnisse fügen. — Damit werden dann zugleich äußere Kennzeichen für das Leben Derer angegeben, welche sich zu den höher Vollendeten hinaufgeschwungen zu haben einbilden. Zur Reinigung soll es dienen, dass man sich der gewöhnlichen Speise enthält, und das Fasten erscheint als eine Verherrlichung Gottes, was zugleich aber auch eine Art Verklärung auf Diejenigen werfen soll, welche sich dadurch auszeichnen. Das Cölibat soll ebenfalls eine besondere Art von Heiligkeit gewähren. Es werden aber auch noch besondere „Heilige" ernannt, die von ihren überzähligen guten Werken auch andern schlechtern Geschöpfen etwas abgeben können. Welche bedauernswerthen Verirrungen, die alle darin ihren Grund haben, dass man äußere und innere Reinheit verwechselt!

An Versuchen, die vollendete Kirche herzustellen, hat es

aber auch in spätern Jahren und in ganz andern religiösen Gesellschaften nicht gefehlt. Wenn um die Reformationszeit sich die „Brüder des gemeinsamen Lebens“ zusammenthun, so wollen sie unter sich eine heilige Genossenschaft gründen, die ganz von Einem Geiste, und zwar von dem Geiste Jesu, durchdrungen sein soll. Und schön war der sittliche Ernst, der sie zu solchem Streben anfeuerte. Ganz anders in ihren äußern Erscheinungen, und doch in ihrem wesentlichen Zwecke auf dasselbe gerichtet, rang unter den Hussiten eine Partei darnach, das Himmelreich auf Erden zu gründen. Ergriffen von wildem Fanatismus wollten sie Alle, die sie für gottlos hielten, vertilgen, damit nur „Heilige“ in ihrem Sinne übrig blieben. Die gräuelvollen Thaten, welche sie ausübten, sind nur durch „religiösen Wahnsinn“ zu erklären, welcher alles Bestehende missachtet und von grenzenlosem Stolz erfüllt ist. — Ihnen ähnlich, nur noch mit größerer Roheit, stehen die Wiedertäufer in Münster da, jene wahnwitzige Rotte, welche von den Begierden eines sittenlosen Menschen sich zu den abscheulichsten Mordthaten fortreißen lässt. Der Sinn, welcher sich durch ihr Treiben hindurchzieht, besteht in nichts Anderm, als in der Idee, das vollendete Reich Gottes, das neue Jerusalem, wie sie sich ausdrückten, aufzurichten. Heuchelei und Schwärmerei erscheinen hier in der ekelhaftesten Mischung. — Verwandt mit diesen Bestrebungen, wenn auch durch bessere Elemente gemäßigt, tritt dieselbe Verirrung dann in einem Cromwell und seinen Genossen auf, welche aus alttestamentlichen Vorstellungen ihre Begeisterung für ihren Kampf schöpfen und sich ebenfalls einbilden, sie wären berufen, die Christenheit zu reinigen und ein vollkommenes Leben in Gemeinschaft mit dem Erlöser zu führen. Auch ihnen erscheint die Vollendung in einer äußern Gleichheit; und die Mittel, dazu zu gelangen, sind nach ihrer Ansicht nur in der Gewalt und in der Vernichtung der Andersdenkenden zu finden. — Doch kennen wir aus neuerer Zeit auch Gemeinschaften, welche auf einem klaren sittlichen Grunde erbaut sind, doch aber auch einen Bann oder eine Ausschließung üben, um ihre religiöse Gemeinschaft nicht verderben zu lassen. Und wir dürften

wohl auch an die Bündnisse erinnern, welche sich nicht geradezu als religiöse bezeichnen, doch aber auch ein ideales Christenthum erstreben. In den Zeiten der Noth sind ja wiederholt Männer zusammengetreten, welche unter dem Namen eines „Tugendbundes" oder anderer Bündnisse ein vollkommenes Christenthum suchten. Und wir dürfen solche Bemühungen, die aus richtiger Schätzung dessen, was Noth ist, hervorgingen und mit freudiger Aufopferung ihrem Ziele nachstrebten, nicht gering achten.

Was sollen wir denn aber zu allen solchen Bestrebungen sagen? Dürfen wir nicht an eine Vollendung der Kirche glauben? Sollen wir uns mit den bestehenden Verhältnissen derselben begnügen und sie nicht zu verbessern wünschen? Dann müssten wir die Reformation anklagen, dass sie sich auf Dinge eingelassen habe, die nicht zum Guten führen; ja das Christenthum selbst mit seinen hohen Forderungen müsste uns dann als eine Vermessenheit erscheinen, weil es sich gegen das Vorhandene kühn aufgelehnt habe. Nein, das Streben nach Vollendung ist tief im Menschen begründet, und die Kirche allein soll nicht davon ausgeschlossen sein. Wir müssen nur bei diesem Trachten einige auf Erfahrung beruhende Grundsätze festhalten. Vor Allem dürfen wir nie vergessen, dass wir kein Urtheil über die innere Reinheit eines Andern haben. Wir können nur Thaten beurtheilen, welche wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, und alle Gedanken über die Gesinnung, welche denselben zum Grunde liegt, sind nur Voraussetzungen. So sehr wir uns daher bei der Erziehung zu bemühen haben, einen edlen Sinn in Andern zu wecken; so wenig können wir mit Gewissheit angeben, wieviel Selbstgefühl sich in die Handlungsweise eines Menschen mischt, und wieviel Edles sich darin findet. Der Grundsatz des Christenthums: **„richtet nicht!"** darf daher nie von uns vergessen werden; und wir dürfen **nie** einem Andern das Christenthum absprechen. Dann muss es uns aber feststehen, dass wir uns in keinem Falle von einem andern Menschen zu trennen haben, der uns nicht christlich erscheint. Wer die „Schwachen" in der religiösen Gemeinschaft nicht dulden will, um

dieselbe „rein" zu erhalten, der verleugnet das christliche Gebot der Liebe und bemüht sich nicht, dem Erlöser zu folgen, welcher auch die offenbaren Sünder in seiner Nähe duldete. Hüten wir uns, gegen diese Grundsätze zu fehlen, dann werden wir wirklich an der Vollendung der Kirche mitarbeiten und darnach streben können, daſſ Alle, die derselben angehören, reinere Glieder werden, daſſ also die christliche Gemeinschaft in sich edler, geläuterter, heiliger werde. Nur durch solch ein Ringen des Geistes, Alle mit wahrer Liebe zu durchdringen, aber nicht durch Bannflüche und äußere Heilighaltung soll und kann die Vollendung der Kirche erstrebt werden.

XXIX.

Die Verfassung der bischöflichen Kirche.

Alles, was die christliche Gemeinschaft zur Zeit der Apostel von einer Verfassung besaß, beruhte auf der Gleichberechtigung sämmtlicher Gemeindeglieder, bei der von einem besondern Stande keine Rede sein konnte. Das zweite und dritte Jahrhundert zeigt uns dagegen, wie sich zuerst ein besonderer geistlicher Stand bildet, aus dem dann Einzelne als Stimmführer und Herrscher hervortreten: es bildet sich eine Aristokratie in der Kirche, diese zerfällt in zwei Parteien, und es entsteht eine vollständige bischöfliche Verfassung.

Während in der Apostelkirche jedes Gemeindeglied ohne Unterschied die religiösen Handlungen zu vollziehen berechtigt und verpflichtet war, sehen wir im zweiten Jahrhunderte, dass man es für einen Vorzug hält, zur Ausübung eines religiösen Amtes berufen zu werden. Die Gemeinde selbst will Diejenigen ehren, welche sie durch ihr Vertrauen gewissermaßen an die Spitze stellt, sie legt deshalb ein besonderes Gewicht auf ihre Ansichten und befolgt gern ihren Rath, der sich auch manchmal durch größere Einsicht empfehlen mochte. Man überträgt dann, ohne sich dessen klar bewusst zu sein, jüdische Vorstellungen auf die christlichen Diener der Kirche und unterscheidet Priester, welche ein geistliches Amt verwalten, Leviten, die sich dazu vorzubereiten suchen, und Laien, welche mit der Verwaltung der kirchlichen Aemter nichts zu thun haben. Die ähnliche Beschäftigung, die gleiche Bildung, und derselbe Vortheil führen die Beamten einander

näher. Sie werden zuweilen von den Laien nicht verstanden und halten deshalb unter sich um so sorgfältiger zusammen. Manche menschlich schwachen Regungen kommen dazu. Der Ehrgeiz mischt sich hinein, und es entsteht die vorchristliche Ansicht von einem Priesterthum, welches über den Laien steht und näher der Gottheit wäre, als die Gemeinde. Bald bildet sich daraus die heidnische Vorstellung, dass der Klerus eine Vermittelung zwischen Christo und der Gemeinde zu übernehmen habe und die Laien sich nicht unmittelbar zu dem Erlöser zu wenden hätten. Erst die Priester müssten ihre Gebete zu dem Heilande bringen, sonst hätten sie keine Aussicht auf Erhörung. Sobald solch eine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Klerus sich Bahn gebrochen hatte, geschah denn auch Manches, um diesen von der Gemeinde zu entfernen und vermeintlich recht hoch zu stellen. Zum Ansehen der Kleriker oder Geistlichen musste es beitragen, dass ihnen das Vorrecht der kirchlichen Rede zuertheilt wurde. Es durfte nun nicht mehr Jeder in der Gemeindeversammlung seine religiösen Ueberzeugungen frei aussprechen, sondern nur die für den geistlichen Stand Bestimmten. Vielleicht war solch eine Maßregel um der Ordnung willen nothwendig; man hätte aber gewiss auf dieselbe Weise, wie im ersten Jahrhunderte, die Ordnung aufrecht erhalten und doch Jedem die freie Rede gestatten können, wenn man nicht schon darauf ausgegangen wäre, den geistlichen Stand auf Kosten der Gemeinde zu heben. Zugleich bestimmte man auch, dass religiöse Handlungen, wie Taufe und Austheilung des Abendmahls, von dem Geistlichen allein vorgenommen werden müssten, wenn sie Giltigkeit haben sollten: eine neue Scheidewand zwischen Klerus und Laien, von der das frühere Christenthum nichts weiß. Besonders aber musste das Ansehen der Priester dadurch gehoben werden, dass sie eine Art Beamte wurden, welche auf ein bestimmtes Einkommen angewiesen waren. In Erinnerung an das alte Testament machte man nämlich die Vorschrift geltend, dass der „Zehnte" von dem Klerus gefordert werden dürfe, und dass es eine göttliche Einrichtung sein sollte, wonach Jeder den Zehnten

von Allem, was er hätte, der Geistlichkeit zu entrichten habe. Dadurch erhielt diese auch äußerlich eine feste Stellung und konnte durch weise Benutzung des Mammons eine große weltliche Macht erlangen. Außerdem fing man an, die Zahl der Geistlichen bedeutend zu vermehren und konnte also mit einer ansehnlichen Partei für seinen Vortheil auftreten und ein schlagfertiges Heer aufbieten, wenn es einmal galt, die heiligen Rechte der Gemeinde zu vernichten.

Nachdem diese Lösung des geistlichen Standes von der christlichen Gemeinschaft einmal stattgefunden hatte, nahm die Macht des Klerus im Laufe des dritten Jahrhunderts gewaltig zu. Bis dahin hatte die Gemeinde das unbestrittene Recht, sich ihren Bischof und die übrigen Diener der Kirche selbst zu wählen. Jetzt hält man die „ungebildeten" Gemeindeglieder nicht mehr für fähig dazu und meint, solch eine wichtige Wahl könne nur von dem Klerus ausgehen. Ist also eine Bischofsstelle erledigt, so versammeln sich die benachbarten Bischöfe, um einen neuen zu wählen. Da man aber die Gemeinde noch nicht ganz zur Unthätigkeit zu verdammen wagt, so gestattet man ihr, die Wahl der Presbyter nach eignem Gutdünken vorzunehmen. Doch finden wir bald auch unter den Presbytern Solche, welche von dem Klerus, und Andere, die von der Gemeinde zu ihrem Amte berufen waren. Die Diakonen pflegte man damals als halbe Priester anzusehen, die also eine neue Abstufung in die Verfassung der Kirche brachten. Und um ihre Zahl zu größerm Ansehen der Geistlichkeit zu vermehren, begnügte man sich nicht bei der ursprünglichen Zahl von Sieben stehen zu bleiben, sondern ernannte auch noch Subdiakonen. Alle wurden in den meisten Fällen vom Bischof ernannt, der sie also wie seine Untergebenen anzusehen pflegte, die nur seine Befehle zu vollziehen hatten. Außerdem wurden aber noch vier Grade anderer Beamten eingeführt, die man auch als halbe Kleriker anzusehen gewohnt war. Es waren diese die Vorleser, welche in den Gemeindeversammlungen vorlasen und auch die alten Handschriften aufbewahrten, ferner die Aufwärter der Bischöfe, welche

diese bei ihren Amtshandlungen bedienten, dann die Beschwörer, welchen es aufgetragen war, über die Besessenen Gebete zu sprechen, um ihnen die bösen Geister auszutreiben; endlich die Thürhüter, welche für die Reinigung der Gotteshäuser, das Oeffnen derselben und die damit verbundene äußere Ordnung Sorge zu tragen hatten. Auch zählte man zu solchen Beamten wohl die Vorsänger. — Wenn es nun für kein kirchliches Amt als nothwendig angesehen wurde, dass man eine gelehrte Bildung besaß, so wurde es doch von selbst immer mehr Sitte, dass Diejenigen, welche sich zu den höhern und vollen Klerikern heranbilden wollten, auch durch wissenschaftliche Bildung sich auszuzeichnen suchten. Sie hatten dann um so mehr Aussicht, gewählt zu werden. Und als die Wahl in die Hände der Geistlichen gelegt war, haben diese fast ausschließlich Solche herangezogen, die etwas Gelehrsamkeit besaßen, damit auch dadurch der Stand der Kleriker in sich abgeschlossen würde und die Erhebung über die Laien größer sei. So musste sich mit der Zeit diejenige theologische Wissenschaft bilden, welche nicht frei nach Wahrheit forscht, sondern das Wissen nur dazu anwendet, die dem geistlichen Stande nützlichen Lehren der Religion zu begründen, die dann zugleich mit Verachtnng auf Andere herabsieht, welche nicht zu den „Eingeweihten" gehören. Die ganze Organisation, welche den Klerus umfasste, war so gegliedert, dass Eins in das Andere eingriff und oft die Hälfte aller Glieder einer Gemeinde demselben angehörte oder doch durch persönliche Bande mit ihm zusammenhing. Und es war zu natürlich, dass eine Familie, die auch nur Eines ihrer Glieder im geistlichen Stande hatte, Theilnahme für denselben hegte und sich selbst zu ehren meinte, wenn es auf den Kleriker hielt.

Als in dieser Weise der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien sich unter allen Christengemeinden festgesetzt hatte, trat in jeder einzelnen Gemeinde ein monarchisches Streben hervor, indem der Bischof seine Macht zu vergrößern suchte. Dieser war ursprünglich den Presbytern völlig gleich, hatte nur, wie diese alle, eine Stimme bei den Berathungen. Das Collegium der Presbyter versammelte sich, so oft eine Gemeindeangelegenheit zu bespre-

chen war, und Jeder gab seine Meinung in brüderlicher Gleichheit ab. Bei solchen Besprechungen wurde es nun nöthig, dass Einer den Vorsitz führte, also die Berathung leitete. Und dieser konnte dadurch leicht ein Uebergewicht über die Andern erhalten. Am Anfang wählte man daher, um dieses zu vermeiden, für jede Besprechung einen besondern Vorsitzenden; und es kam so die Reihe mit der Zeit an Jeden, auch war damit der Vortheil verbunden, dass die verschiedenen Angelegenheiten unter solchen Vorsitzenden erledigt werden konnten, die vorzugsweise vertraut damit waren. Weil nun aber einzelne Presbyter sich mehr zur Leitung einer Berathung eigneten, als andere, und weil man auch Einem das Recht ertheilen musste, Versammlungen einzuberufen und Ort und Zeit derselben zu bestimmen; — so geschah es, dass gewisse Persönlichkeiten regelmäßig als die Leiter der Berathungen angesehen wurden und dadurch ein größeres Ansehen erlangten, als die ihnen gleichstehenden Presbyter. Hervorragende Männer, welche durch ihre Einsicht und ihre Thaten sich allgemeine Verehrung erworben hatten, wussten diese Vortheile zu benutzen und sich über das Collegium der Presbyter zu stellen. Ignatius schon verlangt, dass dem Bischofe gehorcht werden solle. Diesem herrschsüchtigen Streben widersetzten sich zwar anfänglich fast allenthalben die Presbyter und wollten die Bischöfe nicht als ihre Vorgesetzten ansehen. Aber es gelang doch mit der Zeit den bedeutendsten Bischöfen überall, die Gemeinde auf ihre Seite zu bringen, indem sie ihr Uebergewicht nur zum Besten der sogenannten Laien geltend machten und durch ihre Frömmigkeit Alle für sich einnahmen. — Einen bedeutenden Fortschritt machte das bischöfliche Ansehen, als Cyprian seine ganze Würde in die Wagschale legte und die Theorie aufstellte, dass jeder Bischof unmittelbar von Gott selbst in sein Amt eingesetzt sei und von dem Bischofe eigentlich nur die übrigen Diener der Kirche gewählt werden könnten. Die Apostel, so hieß es, hatten die ersten Bischöfe eingeführt, indem sie ihnen die Hände aufgelegt und dadurch den heiligen Geist mitgetheilt hätten; von diesen Bischöfen wären dann die übrigen eingesetzt, und so hätte sich eine lange Kette gebildet, durch welche der heilige Geist

sich fortgepflanzt habe, bis er zu den damaligen, richtig gewählten und eingeführten Bischöfen gekommen wäre. Zu einer rechten Bischofsweihe gehöre es also, dass ein mit dem heiligen Geiste ausgerüsteter Bischof dem Einzuweihenden die Hände auflege. Dieser stehe dann im Namen „Gottes“ da, habe auf die Wünsche seiner Gemeinde keine Rücksicht zu nehmen und sei ausschließlich Gott verantwortlich. Was er spreche und thue, das müsse so angenommen werden, als käme es geradezu von Gott, und sei „Gottes“ Wille. Man drückte sich sehr bald auch dahin aus, dass, wie der heilige Geist das Werk Jesu weiter zu fördern habe, so stehe der Bischof als der „Stellvertreter Christi“ da und dürfe als dessen Gefäß gleiche Ehre in Anspruch nehmen. Die Gemeinde sei ihm „verlobt“ und habe keine schönere Pflicht, als unverbrüchlich treu an ihm zu hangen. — Hiernach sind die Presbyter ihm nicht nur untergeordnet, sondern dürfen auch gar keinen Einfluss auf die Gemeinde üben. Sie sind ein Rath, auf den der Bischof hören darf, wenn es ihm beliebt, den er aber ohne Weiteres auch verwerfen mag, wenn er seiner eignen Meinung folgen will. So ist der Bischof ein Monarch in seiner Gemeinde, der unumschränkt regiert und nicht durch Wahl der Gemeindeglieder, sondern, wie man sich fälschlich auszudrücken beliebte, von „Gottes Gnaden“ in sein Amt eingesetzt ist.

In der weitern Ausbildung der bischöflichen Verfassung stellte sich das Bedürfniss einer Verbindung der einzelnen Gemeinden immer fühlbarer heraus. An sich wäre solch ein Verband durchaus wünschenswerth gewesen, die verschiedenen Gemeinschaften konnten dadurch nur gewinnen und an innerer und äußerer Kraft zunehmen, auch musste das allgemeine Gebot der Liebe schon dazu treiben, und es gab auch aus der apostolischen Zeit eine solche Gemeinschaft, die sich vorzugsweise bei Sammlungen für die Armen zeigte. Wie aber im zweiten und dritten Jahrhunderte diese Verbindung sich gestaltete, so konnte man es nicht für gut heißen, denn es lag diesen Einrichtungen das Streben nach Verweltlichung zum Grunde. In Griechenland und in Asien hatte man nämlich Provinzialsynoden, welche

jährlich ein- auch wohl zweimal zusammenkamen. Dass hier die bürgerliche Eintheilung des Landes zum Grunde gelegt wurde, war jedenfalls das Richtige, weil die Provinzen selbst sehr groß zu sein pflegten und auch durch Sitten und Sprache so verschieden waren, dass über die Grenzen derselben hinaus eine nutzenbringende Versammlung kaum denkbar war. Dass aber auf diesen Provinzialsynoden nur Bischöfe und Presbyter und keine Gemeindeglieder erscheinen durften, entsprach schon nicht dem Grundsatze des Christenthums. So war das überwiegende Interesse ein klerikales, und man bestimmte Gesetze für die Gemeinden, von denen diese nicht einmal vorher eine Kunde bekommen hatten. Was also vom Christenthum recht eigentlich für den Menschen im wirklichen Leben nothwendig war, das wurde auf diesen Synoden wenig berührt. Als aber auch die Stimmen der Presbyter den Bischöfen nicht mehr gleichgesetzt wurden und zwar alle Bischöfe der ganzen Provinz, aber doch nur einige Presbyter zur Synode gehörten, da wurden diese Versammlungen dem Volksleben noch mehr entfremdet. Immer war es noch gut, dass sie öffentlich gehalten wurden, und dass also wenigstens Jeder sich überzeugen konnte, was man in denselben verhandelte. Aber verderblich musste es wirken, dass gerade die Bischöfe der Provinzialhauptstädte stets den Vorsitz führten, da diese in der Regel sich für mehr hielten, als die Bischöfe anderer Städte und die Unterschiede des bürgerlichen Lebens allen Besprechungen ihr Gepräge aufdrückten. Man pflegte diese Bischöfe der Hauptstädte der Provinz Metropoliten zu nennen und gab ihnen zugleich das Recht, die Provinzialsynoden zu berufen, ganz nach ihrem Gutdünken zu leiten und sie auch für geschlossen zu erklären, sobald sie nach ihrer Meinung ihre Pflicht erfüllt hatten. Außerdem erhielten die Metropoliten das Recht, die Bischöfe ihrer Provinz zu bestätigen und zu weihen. Wo in einer Provinz nicht eine bestimmte Stadt als Hauptstadt hervortrat, war der älteste Bischof derjenige, welcher die Bischöfe einführte und die Synoden berief und leitete. So war es in Afrika, obgleich der Bischof

von Karthago sich gern als der Metropolit dieser ganzen römischen Provinz ansah.

Aber nicht nur, daſſ die Bischöfe mit einander eine Aristokratie in der christlichen Kirche bildeten, unter ihnen erhob sich wieder eine Dreiherrschaft. Wir haben schon oben des Unterschiedes zwischen dem Metropoliten und den übrigen Bischöfen der Provinz gedacht. Außerdem pflegte man noch unter dem Bischof einer Stadt und des platten Landes zu unterscheiden. Der Erste stand in einem höhern Ansehen und sah auf den Andern wegen seiner nicht so feinen Sitten hochmüthig hinab. Aber die Bischöfe der größten Städte bildeten sich mit der Zeit auch ein, daſſ sie eine höhere Stellung einnehmen müſſten, als Ihresgleichen in kleinern Orten. So ganz hatten sie den Sinn des Erlösers vergessen, daſſ sie nicht mehr an „Dienen," sondern nur an „Herrschen" dachten, und daſſ sie die Worte nicht mehr zu kennen schienen, daſſ es unter Christen nicht so sein solle, wie unter den „Großen und Gewaltigen" der Erde. Vor andern Städten glänzte damals Antiochia als das Haupt Syriens, wo rings umher sich das Christenthum ausgebreitet hatte, schon wegen seiner Nähe an Palästina mit seinem in Trümmern liegenden Jerusalem berühmt. Darüber ragte aber noch das gewaltige Alexandria, das Haupt Aegyptens, hervor. Und vor Allem strahlte Rom, die ewige Stadt, das Alles vereinigende, glänzende Kleinod der Welt. Die Bischöfe dieser drei Städte suchten die Herrschaft über die Christenheit unter sich zu theilen. Doch nicht lange, so maßte sich Rom auch eine Gewalt über die Metropoliten von Antiochia und Alexandria an und wollte seine Herrschaft mit Niemandem theilen. Es hob dabei hervor, daſſ es der Mittelpunkt der Welt sei und mit seinen Schätzen das größte Gewicht bei allen Angelegenheiten in die Wagschale zu legen habe. Der Bischof von Rom wies auf die Gelehrsamkeit hin, die sich in seiner Stadt vorfinde, und legte noch größern Werth auf die Märtyrer, an denen seine Gemeinde reich war. Es ist beachtungswerth, daſſ Rom eigentlich keinen persönlich großen Bischof in dieser Zeit aufzuweisen hatte und doch solch ein Uebergewicht

errang. Der Verachtung ist sogar Kallistus I anheimgefallen, der von 219 bis 224 in Rom den Bischofsstuhl einnahm. Er war ein ehrloser entlaufener Sclave und wollte sich selbst den Tod geben, hatte aber später durch Scheinheiligkeit sich bei der römischen Gemeinde einzuschmeicheln gewusst, dass er rechtgiltig gewählt und geweiht wurde. Weil er sich selbst viel zu vergeben hatte, so war er sehr bereit, auch Andern ihre Sünden durchgehen zu lassen, und erwarb sich dadurch einen großen Anhang. Als Bischof behauptete er, er könne nie durch das Presbyterium entsetzt werden, auch wenn er „Todsünden" begehe. — Ein Anderer, Marcellinus, der um 302 lebte, hatte selbst den Götzen Weihrauch gestreut und wurde dennoch als „Heiliger" verherrlicht. — Und doch versuchte Rom es damals, den Kirchen in Afrika und Asien seine Gebräuche aufzuzwingen, wurde aber freilich mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Dennoch trat es bald genug wieder mit der Anmaßung hervor, dass der römische Bischof ein „Bischof der Bischöfe" sein müsse. Und wie es in politischer Hinsicht soviel durch seine Ausdauer erreicht hatte, so sah es sich auch in religiöser Beziehung seinem Ziele immer näher geführt. Man meinte, sowie Petrus das Haupt der Apostelkirche gewesen wäre, (was wohl schon auf entschiedenem Irrthum beruhte), so müsse auch der Bischof in der ganzen Christenheit obenan stehen, welcher das Haupt einer Gemeinde sei, die Petrus mit seinem Märtyrerthum begründet hätte. Was Rom besonders in seinem Streben nach Herrschaft zu statten kam, das war der Glaube, dass es mit besonderer Treue die Ueberlieferungen der apostolischen Zeit bewahrt hätte.

Aus der Dreiherrschaft, in welcher Rom ein Uebergewicht auszuüben suchte, wurde aber im weitern Verlaufe eine Doppelkirche, die sich nach Abendland und Morgenland unterschied. Beide Kirchen suchten eine Einheit des Glaubens festzuhalten, welche den Sektyrern gegenüber sich als die allgemeine oder katholische Kirche hinstellte. Aber zu groß war der Unterschied in der abendländischen und morgenländischen Lebensweise, als dass die Einrichtungen und Gebräuche der

beiden Kirchen hätten gleich sein können. Schon die Sprache war verschieden, die Sitten aber noch mehr und die religiöse Richtung. In der römisch-katholischen Kirche wird die Religion viel mehr mit den sittlichen Anforderungen in Verbindung gebracht und soll sich in Thaten kund thun; in der griechisch-katholischen dagegen herrschen die buntesten Ceremonien, die Religion beschäftigt hier vorzugsweise die Phantasie und die Sinne und äußert sich mit besonderer Vorliebe in Betrachtungen und Vergleichen zwischen der Natur und dem Geiste.

Fragt man sich, wie die bischöfliche Kirche sich bilden konnte, so ist man leicht im Stande, die Gründe anzugeben, welche dazu führen mussten. Offenbar wirkten auf diese Gestaltung die bedeutenden Persönlichkeiten ein, welche die bischöflichen Aemter verwalteten. Mit ihrer Willensstärke hoben sie das Ansehen des Standes, dem sie angehörten. Aber unmöglich wäre auch den ausgezeichnetesten Männern gewesen, ihr Streben durchzuführen, wenn ihnen nicht der Wunsch der Gemeinden nach Einheit entgegen gekommen wäre. Der Geist jener Zeit drängte nach Zusammenfassung des Verwandten, man fürchtete sich zu zersplittern und aufzulösen, wenn man nicht auch äußerlich ein Band der Gemeinschaft festhielt. Es mochte Vielen so scheinen, als ließe sich religiöse Gemeinschaft auch nur dadurch erreichen, dass man einzelnen Menschen eine Aufsicht und Herrschaft über die Andern einräumte. Und so opferte man viel von dem innern frommen Leben, um nur die äußere Macht nicht zu verlieren. — Und was in jeder Beziehung einen verderblichen Einfluss auf die Christenheit übte, das Streben nach irdischem Glanz, das trieb auch besonders zur Ausbildung der bischöflichen Verfassung. Die Christen hielten das stille Wirken des frommen Geistes nicht mehr für das Höchste, sondern ließen sich von der Herrlichkeit dieser Welt täuschen. Sie wollten nicht mehr „verachtet" dastehen und „geschmäht" werden, wie ihre Väter, sondern ihren Ehrgeiz befriedigen und berühmt werden. So fassten sie häufig genug das Märtyrerthum auf, welches ihnen auch Glanz in den Augen der Menschen bringen sollte. Es begann sich die in-

nige, geistige Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, welche das Christenthum ursprünglich war, zu verweltlichen.

Und was in diesen Jahrhunderten anfängt, das erreicht im Mittelalter seinen Höhepunkt. Wir sehen zu dieser Zeit im Abendlande Einen Bischof an der Spitze, welcher für unfehlbar gehalten wird und alle seine Einbildungen für Eingebungen Gottes ausgiebt. Er tritt überall mit der äußersten Pracht auf und hält einen glänzenden Hof. Die Kardinäle umgeben ihn und regieren nach der Weise der Fürsten, nur mit weniger Einsicht, ihren Staat. Sie häufen Schätze auf Schätze, uneingedenk des biblischen Wortes: „ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, welche Motten und Rost fressen!" Die Bischöfe sind oft tapfere Streiter mit Lanzen und Streitäxten, aber sehr wenig bewandert in der Lehre der heiligen Schrift. Die einfache und naturgemäße Verfassung der christlichen Gemeinschaft, wie sie die Zeit der Apostel uns vorführt, suchen wir in der allgemeinen Kirche des Mittelalters vergebens. Wohl haben sich Einzelne gegen solche Regierung der Bischöfe aufgelehnt, sie haben aber ihr Haupt auf den Block legen müssen oder sind auf den Scheiterhaufen gestorben. Und kleinere Gemeinschaften, wie unter Andern die Waldenser, haben mit freudiger Ausdauer sich ein besseres Gemeindeleben errungen; aber über ihnen ging der Strom der bischöflichen Kirche dahin. Von größerm Erfolge war, was zu Anfange der neuern Zeit die deutschen Protestanten errungen haben, welche wenigstens theilweise von den Uebelständen einer Bischofskirche befreit wurden. In der Hochkirche Englands aber erhielt sie sich, und in jenem Lande vermochten nur die Presbyterianer und die ihnen verwandten Gemeinden sich eine freiere Verfassung zu geben. Wo aber auch der Name verschwunden ist, da ist man doch noch nicht überall von der Sache erlöst. Denn eine Verweltlichung der Kirche macht sich in unsern Tagen sehr fühlbar. Es geht auch ein Streben nach äußerer Vereinigung durch unsre Kirche. Lassen sich doch auch unter den Evangelischen Stimmen hören, welche die Einheit der römischen Kirche preisen und gern ihrer Kirche eine **solche** Einheit auf-

nöthigen möchten. Sie sehnen sich nur zu sehr nach einer Autorität, wie sie den Päpsten eigen ist, und würden gern selbst als „Stellvertreter Petri" Gesetze vorschreiben. Und Viele, die es nicht so arg treiben, glauben doch, durch von Außen übergeworfene Verfassungen könnten sie die Armseligkeit ihres Gemeindelebens verdecken; und ihre Blößen würden nicht gesehen werden, wenn eine etwas glänzendere Kleidung angelegt würde. So geschieht es gewöhnlich, dass derjenige Kaufmann das größte Haus zu machen sucht, der schon bankerott geworden ist. Was sollen aber wohl die seidenen Läppchen, mit denen man sich aufzuputzen sucht? Kann es uns wohl etwas nützen, wenn wir Provinzialsynoden und Generalsynoden haben und in denselben ganz „parlamentarisch" debattirt wird, während unsre Gemeindeglieder von wahrer Frömmigkeit immer weiter abkommen? — — Nur durch Rückkehr zum einfachen Grunde des Christenthums kann es besser werden. Keine Verfassung der Kirche vermag eher etwas zu nützen, als bis den Gemeinden ihr volles Recht der freien Selbstbestimmung wieder gegeben ist. Nur auf dem Grundsatze des Evangeliums, dass alle Christen einander gleich stehen sollen, lässt sich eine naturgemäße Verfassung für die Kirche schaffen. Jede Spur eines Unterschiedes zwischen Klerus und Laien oder zwischen Geistlichen und Gemeindegliedern muss vernichtet werden. Dann erst wird die wahre Einheit der Kirche in ihrer Verfassung zu erzielen sein, wenn man die Gemeinschaft des Geistes festhält, im Aeußern aber die Mannichfaltigkeit gelten lässt. Erst wenn man Christum versteht und dann sich in ihm verbindet, wird jede Gemeinde sich selbstständig die Verfassung geben, welche mit den übrigen Gemeinden das „Band des Friedens" zu erhalten im Stande ist.

XXX.

Das Verhältniss der Kirche zum Staat.

Je mehr die christliche Kirche sich äußerlich zu einem künstlich gegliederten Ganzen ausbildete, um so weniger war von Seiten des römischen Kaiserstaates auf Duldung zu rechnen. Denn dieser konnte, wenn er sich nicht selbst aufgeben wollte, einen „Staat im Staate" nicht ertragen. Rom war nur dadurch stark, dass Ein Wille Allen gebot und kein eignes, dem Ganzen entgegengesetztes Streben aufkommen konnte; wollte man also den Christen das Recht ertheilen, den Gehorsam gegen Gott über den Gehorsam gegen den Kaiser zu setzen, so hielt man damit die Bande der Ordnung für aufgelöst. Bei dieser Voraussetzung erscheint der im Christenthume liegende Geist um so gewaltiger, da er dennoch den Staat zur Anerkennung zwingt. — Den verschiedenen Charakteren der Kaiser entsprechend, sehen wir aber während des zweiten und dritten Jahrhunderts ein mannichfaltiges Schwanken in dem Verhältnisse der Kirche zum Staate.

Von Trajan haben wir schon bemerkt, wie seine Stellung zu den Christen eigentlich unklar und unentschieden war, indem seine natürliche Milde zur Schonung rieth und das Princip, das er vertrat, unbarmherzige Vernichtung des Christenthums verlangte. Er hatte daher festgesetzt, man solle die Bekenner der Religion Jesu nicht aufsuchen, sondern übersehen, so würden sie sich weniger verbreiten. Um die Gesetze aufrecht zu erhalten, müssten aber Diejenigen, welche als „Christen" angezeigt wären, auch ihre Strafe empfangen. Sobald sie aber Reue zeigten, wären

sie zu begnadigen, damit in ihre Unterdrückung sich nichts von Rachsucht und Verfolgungswuth einmische. Durch das Willkürliche, welches in diesen Maßregeln lag, wurden einzelne Christen sehr hart bedrängt, während andere, die mit derselben Entschiedenheit an ihrer Ueberzeugung festhielten, frei ausgingen und nicht beeinträchtigt wurden. Viel hing bei der Durchführung der trajanischen Gesetze von der Stimmung des Volkes ab. War diese aufgeregt und forderte Opfer, so glaubte man ihr die Christen preisgeben zu müssen. Es starb daher der greise Symeon, der Nachfolger des Jakobus in Jerusalem, am Kreuze; der Bischof Ignatius von Antiochien wurde zum Kaiser berufen, der sich selbst mit ihm unterhalten wollte, ihn dann aber zum Ergötzen des Pöbels im Colosseum von Löwen zerreißen ließ. — Der Kaiser Hadrian wollte die Willkür in der Verfolgung abschaffen und streng nach den bestehenden Gesetzen verfahren. Er drang darauf, dass die Christen in gesetzlicher Weise angeklagt und ihr Process ordentlich vor den zustehenden Richtern geführt werden sollte. Wenn es sich dabei herausstellte, dass die Anklage eine unbegründete oder geradezu eine falsche gewesen war, so sollte der Ankläger streng bestraft werden und musste in den meisten Fällen dieselbe Strafe aushalten, welche den Angeklagten getroffen hätte, wenn er schuldig befunden wäre. So ließ der Kaiser das Spioniersystem und das Denunziren wenigstens nicht aufkommen. Im Christenthum selbst sah er eben keine sonderliche Gefahr für den Staat, aber es war ihm verhasst, weil es nach seiner Meinung keine entschieden ausgeprägte Religion war, sondern eine Mischung aus jüdischen, indischen und allen möglichen Elementen anderer Religionen; und er glaubte, solch ein „Gemisch“ müsse die klaren und handfesten Grundsätze im Volke untergraben. — Als 138 Antoninus Pius seine Regierung antrat, gewährte er auch den Christen einen Schutz gegen die oft bei Festen erwachende Volkswuth. Es durfte nämlich nur irgend ein Unglücksfall sich ereignen, so war der Aberglaube des Volkes, durch seine Priester geschürt, sogleich bereit, die Schuld auf die Christen zu schieben, weil diese nicht geopfert hätten. Mehrmals

war auf diese Weise ein Blutbad unter den Christen angestiftet worden. Solcher Verfolgung trat Pius nun mit dem Nachdruck der Gesetze entgegen. Auch machte er bereits bei der Behandlung der zur Verantwortung gezogenen Christen einen Unterschied zwischen Vergehungen gegen die Religion und gegen den Staat. Die erstern wären keiner Strafe unterworfen, und die letztern sollten nach den bestehenden Gesetzen beurtheilt werden. Schwierig ist es offenbar gewesen, das Wesen eines Verbrechens immer richtig herauszuerkennen, da die heidnische Religion mit dem Staate innig verwachsen war und es schon als ein politisches Unrecht angesehen werden konnte, wenn ein Christ sich auf Befehl eines Staatsbeamten weigerte, den Göttern zu opfern. Auch sind unstreitig in böswilliger Absicht viele eigentlich religiöse Frevel als politische behandelt worden. Aber es war doch schon ein Fortschritt zum Bessern, wenn ein richtiger Grundsatz aufgestellt wurde, der bei klarerer Entwickelung der Begriffe von Nutzen werden konnte. Und es ehrt den Kaiser, dass er wenigstens gerecht sein wollte.

Diesen Weg der Gerechtigkeit und Milde verließ die Regierung aber, als der philosophische Kaiser Marc Aurel 161 auf den Thron kam. Von diesem würde man bei flüchtiger Beurtheilung das Gegentheil erwarten, da er sonst in der Geschichte als ein gerechter und milder Regent gerühmt wird. Aber seine philosophische Ausbildung trieb ihn zu um so größerer Härte, weil er glaubte, für die Wahrheit zu streiten. Er ist in heidnischer Frömmigkeit aufgewachsen und hat an das wirkliche Dasein der Götter geglaubt. Wenn wir diese auch nicht sehen, sagt er, so hindert uns doch nichts von ihrer Wirklichkeit überzeugt zu sein. Wir sehen unsre Seele auch nicht und zweifeln darum doch nicht, dass sie da sei; aus den Wirkungen könne man aber auch auf die Götter schließen. Ueber den sittlichen Werth des Menschen hatte der Kaiser wohl nachgedacht, ja, er hatte auch nach Tugend gestrebt, er war dabei auch nicht zu der Selbstgefälligkeit gekommen, die sich für vollkommen hält, sondern gestand, dass er an Andern und auch an sich viele Fehler bemerke. Die höchste

Tugend, um die er fortwährend sich bemühte, war „Würde,“ die sich selbst nie vergisst und auch Schmerz zu ertragen weiß. Diese war das Ideal der Stoiker, zu denen er sich auch bekannte. Von solchem Standpunkte aus war ihm das Christenthum zuwider. Er sah darin eine Unklarheit und Ueberspanntheit, welche alles Maßes entbehrte. Der Todesmuth der Christen war ihm etwas ganz Anderes, als die stoische Würde des Weisen, er schien ihm eine wilde Schwärmerei zu sein, die höchst unwürdig wäre. Und er fürchtete, dieses schwärmerische Wesen könnte die Nüchternheit der Philosophie verdrängen und die Menschen fortreißen, dass sie alle „Bildung“ verleugneten. Darum begann unter Marc Aurel eine harte Verfolgung. Jetzt waren die römischen Obrigkeiten wieder darauf angewiesen, mit dem Volke vereint die Christen zu verderben. Während man unter den frühern Kaisern die Behörden die Volksaufstände unterdrücken sah, so stellten sich jetzt die Beamten an die Spitzen der Pöbelhaufen, um ihre Wuth gegen die Christen zu schüren. Während das Denunziantenwesen bis dahin mit Gesetzen gebändigt worden war, so forderte man jetzt zum Anzeigen der Christen auf und begann nach ihnen zu suchen. Man hatte früher nur diejenigen „ohne Marter“ hingerichtet, welche unerschütterlich auf ihrem Bekenntniss bestanden; — jetzt suchte man durch Anwendung von Martern Geständnisse zu entlocken, um Hinrichtungen herbeizuführen. Im Jahre 167 wurde in Kleinasien die erste schwere Verfolgung ausgeführt. Der Proconsul zu Smyrna, welcher sie leitete, soll persönlich kein Feind der Christen gewesen sein, sondern nur der Volkswuth nachgegeben haben. Doch suchte er die Standhaftigkeit der Bekenner durch Drohungen zu erschüttern, er ließ die wilden Thiere vorführen, denen sie vorgeworfen werden sollten. Mehr als Einer ist auch durch solchen Anblick zur Nachgiebigkeit gebracht worden und hat seine Ueberzeugung verleugnet. — Ein Beispiel wird uns in dieser Beziehung mitgetheilt, welches deutlich beweist, dass die Schwärmerei der ruhigen Erkenntniss nicht gleich kommt. Ein überspannter Mensch, Quintus aus Phrygien, drängte sich, um seine Kraft zu zeigen, zum Märtyrerthum und meldete sich, dass er ein Christ wäre. Als

ihm aber die wilden Thiere gezeigt wurden, erlag er, schwur bei dem Genius des Kaisers und opferte. Anders benahm sich bei dieser Verfolgung der schon als Lehrer des Irenäus erwähnte Bischof Polycarp. Er hielt sich still zurück und suchte auch anfangs durch die Flucht nach seinem Landhause sein Leben zu retten. Da er aber auch hier aufgesucht war, stellte er sich den Richtern; und obgleich diese mit Theilnahme ihm vorstellten, er dürfte ja nur sagen: „Der Kaiser unser Herr", und man würde ihn frei lassen, so erklärte er doch fest, er werde das nicht thun. Er starb dann mit solcher Würde, dass seine Gemeinde nicht nur sein Märtyrerthum, sondern noch mehr die Art pries, wie er es übernommen und ausgeführt hatte. — Die zweite Verfolgung unter der Regierung dieses Kaisers traf das südliche Gallien, also die Gemeinden zu Lyon und Vienne, im Jahre 177. Hier vereinigten sich die Behörden mit der Volkswuth und wandten geradezu unerlaubte Mittel an, um Zeugnisse gegen die Angeklagten vorzubringen. Was nach dem römischen Rechtsgange durchaus unzulässlich war, geschah, dass nämlich Sclaven gegen ihre Herren Zeugniss ablegen durften, ja, es sind durch die Folter Sclaven zu einem falschen Zeugnisse gebracht worden. Damals starb der neunzigjährige Bischof Pothinus. Viele Andere wurden in die Gefängnisse geworfen, und ihre Verurtheilung sollte erst geschehen, wann eine Nachricht aus Rom gekommen wäre, da einige von ihnen römische Bürger waren. Nun hatten Mehrere, als sie in die Kerker geführt wurden, sich schwach gezeigt und Christum verleugnet. Die Standhaften gaben sich aber während ihrer Haft Mühe, auf sie einzuwirken. Und als es hieß, dass Diejenigen, welche das Christenthum verleugnet hätten, freigelassen werden sollten, fanden sich keine, die das thun wollten, sondern Alle bekannten jetzt freudig ihren Glauben, und die Meisten starben unter der Wuth des Volkes. Unter diesen treuen Bekennern wird auch ein fünfzehnjähriger Jüngling Ponticus und eine Jungfrau Blandina genannt, welche man dadurch zu erschüttern suchte, dass man sie die Qualen der Uebrigen mitansehen ließ und sie dann erst selbst tödtete. Die Asche der Verbrannten hat man in die Rhone geworfen und

spöttisch hinzugefügt, nun wolle man sehen, wie sie auferstehen würden. Was diese Bekenner zu Lyon vortheilhaft auszeichnet, ist ihre Bescheidenheit. Sie haben sich ihres Muthes nicht gerühmt und erklärt, dass sie doch eigentlich tief unter den ersten Märtyrern ständen. — In der Nähe von Lyon, zu Autun, kam es bei einem Feste der Göttin Cybele ebenfalls zu einer Verfolgung. Das Bildniss derselben wurde durch die Straßen getragen, und fast Alles fiel vor demselben nieder und betete es an. Ein vornehmer Jüngling aber, Symphorian, konnte sich dazu nicht entschließen und wurde vor das Gericht geladen. Auf die an ihn gerichtete Frage, ob er ein Christ sei, erwiderte er: „ich bete den wahren Gott an, der im Himmel herrscht, das Götzenbild kann ich nicht anbeten, ja ich will es auch, wenn ihr mir das erlaubt, auf meine Verantwortung zerschmettern." — Wegen dieser Antwort wurde er als ein Frevler gegen die Religion und die Staatsgesetze zum Tode verurtheilt. Auf dem Wege zu seiner Enthauptung hat seine Mutter ihm zugerufen: „sei standhaft, wir können den Tod nicht fürchten, der so sicher zum Leben führt!" —

Man hat unter den Christen erzählt, dass Marc Aurel durch eine wunderbare Begebenheit im Jahre 174 veranlasst worden sei, die Verfolgung gegen die Christen aufzuheben. Es soll nämlich um diese Zeit im Markomannenkriege einst eine furchtbare Hitze und Trockenheit geherrscht haben, während die Römer jeden Augenblick einen Angriff der Feinde erwartet hätten. Da soll die zwölfte Legion, welche aus lauter Christen bestand, auf die Kniee gesunken sein und Gott um Regen angefleht haben, worauf ein Gewitter entstanden und Regen herniedergeströmt wäre. Von diesem Ereigniss führe die zwölfte Legion den Namen Fulminea, und der Kaiser habe von jetzt an keinen Christen mehr verfolgen lassen. — Diese Erzählung stimmt mit der Geschichte nicht überein, weil noch drei Jahre später die Verfolgung zu Lyon stattfand. Es ist also wohl in diesem Berichte Wahrheit und Dichtung mit einander gemischt. Wir brauchen auch nach keinem Grunde für das Aufhören der Verfolgung zu suchen. Diese musste eingestellt werden, sobald die Wuth der Feinde befriedigt war, und sie hörte

unter Commodus, der seinem Vater 180 folgte, thatsächlich auf, weil dieser Kaiser in unsittlichem Lebenswandel alle Willenskraft einbüßte. Unter Septimius Severus gelang es dann den Christen häufig, sich für Geld loszukaufen. Die Proconsuln zogen es nämlich oftmals vor, ihre Einkünfte zu vergrößern und den Verfolgten Ruhe zu lassen. Der Kaiser war auch dem Christenthum nicht feindlich gesinnt, es gingen nur damals die widersprechendsten Gesetze durch sein Reich, so dass Duldsamkeit und erbitterte Verfolgung neben einander vorgekommen sind. So fand unter ihm eine grausame Behandlung der Christen in Karthago statt. Unter Andern, die alle noch nicht getauft waren, befand sich dort auch Perpetua, die unter ihren Freunden im besten Andenken geblieben ist. Ihr Vater war ein Heide und hatte seine Tochter sehr lieb. Er besuchte sie sogleich im Polizeihause und bat sie dringend, nicht zu sagen, dass sie eine Christin wäre. Sie wies als Antwort auf ein Gefäß, das auf dem Boden lag, und fragte dann den Vater, ob man sagen könne, dass dieses etwas anderes sei, als eben ein Gefäß. So sei es auch nicht möglich, dass sie von sich etwas sagen könne, was nicht so sei. — Im Gefängnisse ist sie dann getauft. Aber noch mehrmals versuchte der Vater, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen und seiner, sowie ihres kleinen Kindes, zu gedenken. Während des letzten Verhöres hat er neben ihr gestanden und sie bei seinen grauen Haaren beschworen, auch die Richter wiesen sie wiederholt auf ihren Vater hin. Perpetua blieb fest, obgleich ihr Herz der Liebe zu dem Vater und ihrem Kinde nicht vergaß. Sie ist mit den Uebrigen den wilden Thieren vorgeworfen. — Viel günstiger gestaltete sich das Verhältniss der Christen unter Alexander Severus, der ihnen duldsam begegnete, wenn er die christliche Religion auch nicht durch ein Gesetz freigab. Er war ein in jeder Beziehung durchgebildeter Mann, der alles Gute und Schöne, wo er es nur fand, anerkannte und jede Religion ehrte, in welcher er nur etwas Sittliches wahrnehmen konnte. Es geschah daher, dass er einzelne Aussprüche der heiligen Schrift sehr hoch schätzte und unter Anderm den Spruch: „Alles, was ihr wollt, dass euch die

Leute thun sollen, das thut ihr ihnen!" in seinem Palaste anbringen ließ. Er hatte auch unter andern Büsten eine Statue von Christo, den er persönlich hochachtete. Wenn er sich dennoch nicht entschließen konnte, für die Duldung des christlichen Gottesdienstes durch ein Gesetz zu wirken, so zeigt uns dieser Umstand, wie auch mächtige Kaiser vom Volksgeiste abhängen und in einem großen Reiche wenig ändern können. — Nach kurzer Zwischenregierung des rohen Thraziers Maximinus sahen die Christen dann in Philippus Arabs einen ihnen besonders günstigen Herrscher auf dem Throne. Es wird von demselben erzählt, dass er selbst ein „Christ" gewesen sei; was sich aber schwer für wahr halten lässt.

Nachdem bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts eine ruhige Zeit für die Christen gekommen war und sie sich wie unter freundlichem Sonnenscheine auszubreiten vermochten, sollte mit der Regierung des Decius 249 ein neuer gewaltiger Sturm über sie einherbrausen und heftige Wetterschläge auf Diejenigen herniederfahren, welche die Häupter der christlichen Kirche waren. Es stand fest, wenn das Christenthum unterdrückt werden sollte, so war es hohe Zeit. Denn ließ man es noch weiter sich verzweigen, so hatte es den Boden des heidnischen Staates unterwühlt, und dieser löste sich in innerer Vermesung auf. Das mochte Decius fühlen; und so war es von seinem Standpunkte aus eine Art Nothwehr, die ihn zur heftigen Verfolgung trieb. Es erschien von ihm 250 ein Edict, wonach ein Termin für alle Christen festgesetzt wurde, an welchem sie vor dem bestimmten Richter erscheinen, das Christenthum verleugnen und opfern sollten. Wer sich in das Ausland flüchtete, wurde nicht weiter verfolgt, als dass seine Güter eingezogen wurden. Die nicht erschienen und im Lande blieben, wurden aufs Neue zu einer Erklärung aufgefordert. Alle, welche jetzt öffentlich ihrem Bekenntnisse treu blieben, wurden in die Gefängnisse geworfen und durch Hunger und Durst zum Widerrufe zu bewegen gesucht. Zum Tode verurtheilt sind Wenige. In richtiger Würdigung der bestehenden Verhältnisse suchte man besonders sich der Bischöfe zu bemächtigen, weil die Gemeinden rathlos schienen, wenn sie ihren Führer verloren hatten.

Und wenn es gelungen wäre, einen Bischof zur Verleugnung zu bewegen, so wäre das für die Verfolger ein großer Triumph gewesen, der gewiss einen bedeutenden Abfall der Gemeindeglieder zur Folge gehabt hätte. Die Bischöfe sollten daher auch für ihre Festigkeit stets mit dem Tode bestraft werden. Dieses Schicksal hatte denn auch Cyprian, den wir hier nochmals anzuführen verpflichtet sind, da er mit Würde seine Gemeindeglieder ermahnte, sich nicht zu fürchten, wenn auch das äußere Band der Gemeinschaft unter ihnen zerrissen werden sollte. Er hielt es nämlich mit Recht für die Pflicht der Verfolgten, sich zu verbergen und die Zeit des Sturmes abzuwarten. Nachdem er so zum großen Segen während der Verfolgung gewirkt, ist er selbst standhaft gestorben. — Und das Wetter tobte sich aus, die christliche Gemeinschaft hatte im Ganzen dadurch nicht verloren, sondern vielmehr ein Siegesbewusstsein gewonnen, das nach jeder überstandenen Gefahr nur um so kräftiger hervortreten musste. Gallienus, der von 260 bis 268 regierte, gab der ganzen christlichen Kirche den Frieden und erklärte das Christenthum für eine „erlaubte Religion.“ Während vierzig Jahre konnte dasselbe sich von den Leiden erholen, die es getroffen, und die es würdig überstanden hatte.

Da sollte zur Bewährung christlicher Treue die letzte und schwerste Verfolgung unter Diocletian anheben. Dieser, durch seine Weisheit und Mäßigkeit berühmt, der freiwillig die Regierung niederlegen und sich in die Muße des Landlebens zurückziehen konnte, war am Anfange seiner Herrschaft 284 dem Christenthum nicht abgeneigt. Als er aber zu immer größerem Ansehen gelangte und sich berufen hielt, die alte Herrlichkeit des römischen Reiches herzustellen, meinte er auch, die Staatsreligion in ungeschwächter Macht aufrecht erhalten zu müssen. Dazu kam, dass sein Schwiegersohn Galerius von niedriger Gesinnung war und dem rohesten Aberglauben fröhnte, wodurch es der heidnischgesinnten Partei am Hofe gelang, ihn zu ihrem Werkzeug zu machen. So unternahm es denn Diocletian, mit dem Christenthum einen letzten Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Er ging dabei systematisch zu Werke. Es sollten zuerst die Sekten der Christen

seine schwere Hand fühlen, die also gewissermaßen auch der christlichen Religion feindlich gegenüberstanden. Dann wollte er die Versammlungen der Christen unmöglich machen und ließ ihre Kirchen zerstören. Mit der Kirche zu Nicomedien machte er 303 den Anfang, das Bauwerk sank in Trümmer, und viele andere kirchliche Gebäude hatten dasselbe Schicksal. Ein weiteres kaiserliches Edict gebot, die heiligen Bücher der Christen zu verbrennen; christliche Staatsbeamte sollten ihre Würde, Bürger ihr Bürgerrecht, Sclaven selbst die Hoffnung der Freiheit verlieren. Da es bald hieß, dass von Seiten der Christen das Leben des Kaisers in Gefahr gesetzt sei, so sollten nach einem neuen Edict von 304 alle Christen durch jedes Mittel zum Opfern gezwungen werden. Fast durch das ganze Reich wüthete die Verfolgung, nur Constantius Chlorus milderte in seinen Provinzen diese Härte. — Endlich wurde die Wildheit des Galerius durch eine Krankheit gebrochen, 311 gab er den Befehl, die Verfolgung einzustellen, und 312 wurde von Constantin und Licinius ein Toleranzedict gegeben, wonach den Christen freie Religionsübung bewilligt wurde.

Man pflegt sich, wenn man die Verfolgungen von Seiten des römischen Staates übersieht, eine zu große Vorstellung von der Zahl der in denselben Umgekommenen zu machen. Ein Wüthen gegen ganze Massen kommt nur unter Decius und Diocletian vor, sonst sind es immer nur Einzelne gewesen, die für ihre Ueberzeugung den Tod fanden. Die christliche Sage hat es dann aber für ihre Pflicht gehalten, die Zahlen zu vergrößern. Unter Anderm heißt es von 11,000 Jungfrauen, welche mit der h. Ursula gestorben sein sollen. Im neunten Jahrhundert wusste man nur von 11.

Wenn in dieser angegebenen Weise der Staat sich der Kirche gegenüberstellte, so entsteht von selbst aber auch die Frage: und wie glaubten sich denn damals die Christen dem Staate gegenüber verhalten zu müssen?

Sie haben sich über diese Angelegenheit in verschiedener Weise ausgesprochen: Einige behaupteten, man müsse in jedem

Falle dem Staate gehorchen, auch wenn derselbe Unrecht thue und Unrecht fordere. Diese sahen die Sache so an, dass eine äußere Ordnung sein müsse und der Obrigkeit der Gehorsam nie verweigert werden dürfe. Ist das, was sie von uns fordert, Unrecht, so ist es ihre und nicht unsre Sünde. Damit konnte man sich bei jeder Verleugnung des Christenthums beruhigen, erniedrigte sich selbst aber zu einem durchaus unfreien, knechtischen Geschöpfe. — Andere suchten sich durch Geld loszukaufen, dass sie nicht opfern und den heidnischen Götzendiensten nicht beiwohnen durften. Sie fanden in der Regel auch feile Beamte, welche sich bestechen ließen. Man entschuldigte sich vor sich selbst damit, dass man lieber sein Geld hingebe, als sich zur Sünde zwingen lasse; es wurde dann aber nicht überlegt, dass man die Beamten in Versuchung führte und sie zu einer schlechten That, einer Untreue in ihrem Berufe, verleite. — Es hat jedoch auch nicht an Solchen gefehlt, welche dem Worte nach Christum verleugneten und ihre Aeußerungen als Nothlügen ansahen, die erlaubt wären. Sie beschwichtigten ihr Gewissen wohl damit, dass ihre Feinde nicht wüssten, was sie verlangten, dass sie nicht „zurechnungsfähig“ wären, sondern oft von wildem Fanatismus ihrer gesunden Vernunft beraubt seien. Man könne und dürfe ihnen also nicht die Wahrheit sagen, so hieß es nach diesem Grundsatz. Wie aber, wann bleibt es denn noch Pflicht, die Wahrheit zu reden? wird man sich nicht auf diese Weise überreden können, alle Lügen seien Nothlügen? — Ferner haben auch Viele einen Unterschied zwischen den Forderungen gemacht, welche von der sie verfolgenden heidnischen Obrigkeit an sie gerichtet wurden, und nur einigen von denselben den Gehorsam verweigert. Sie hielten es in der Regel für erlaubt, den Militärdienst zu übernehmen und den Staatseid zu leisten, obgleich sie sich damit dem Heidenthum, indirect wenigstens, dienstbar machten. Als Soldaten mussten sie die Schlachten der Kaiser schlagen, den Opfern des ganzen Heeres beiwohnen; und in der Eidesformel kamen heidnische Ausdrücke vor. Diejenigen, welche

sich in diesen beiden Dingen dem Staate fügten, meinten, diese Verleugnung des Christenthums verantworten zu können, weil sie nicht zu einer offenbaren Lossagung von der christlichen Gemeinschaft gezwungen werden sollten. Die Meisten vermieden es, wenn es möglich war, ein Staatsamt anzunehmen, weil jedes sie in etwas dem Christenthum entfremdete, da es nicht ganz frei von dem Einflusse des Heidenthums ausgeübt werden konnte. An Unbesonnenen hat es gleichfalls nicht gefehlt, die sich zum Märtyrerthum drängten, ihre Religion zur Schau trugen, die Aufmerksamkeit auf sich zogen und dann tollkühn in den Tod gingen. Am höchsten standen aber unstreitig Diejenigen, welche sich ein reines Gewissen bewahrten und bescheiden, aber fest, bei der Wahrheit blieben, die alle erlaubten Mittel anwandten, der Verfolgung zu entfliehen, aber auch heldenmüthig dem Tode in's Auge sahen, wenn ihr Gehorsam gegen Gott sie dazu führte.

In spätern Jahrhunderten haben die Verfolgungen gegen die Christen überhaupt aufgehört, aber die Christen selbst sind unduldsam geworden; und seitdem sie zur Herrschaft gekommen sind, haben sie ihre Verfolgungswuth an Heiden, Juden und Mohamedanern ausgelassen. Darin ist es ihnen leider gelungen, alle übrigen Religionen zu übertreffen. In Strömen ist das Blut der Nichtchristen geflossen, man hat ohne Weiteres ein Recht zu besitzen geglaubt, Alles, was nicht den Namen des Erlösers tragen wollte, zu vertilgen. Und die Unduldsamkeit der sogenannten Christen hat sie zur blutigsten Verfolgung unter einander geführt, sie gönnten sich selbst nicht, den Namen Christi zu tragen. Eigentliche Religionskriege kennt nur das christliche Zeitalter. — Und ist nicht der Staat noch in vielen Ländern der Meinung, daß er für die Seligkeit seiner Mitglieder einzustehen habe, als ob er dergleichen könnte? Ist er nicht parteiisch für eine Religionsgesellschaft eingenommen, der er Vorrechte einräumt in Bezug auf die zu besetzenden Aemter? Die Begriffe von Staat und Kirche sind noch keines-

wegs geläutert, und das richtige Verhältniss beider zu einander ist noch in keinem Volke richtig durchgeführt. Staat und Kirche müssen sich wahre Duldsamkeit aneignen, dann werden beide in der schönsten Ordnung neben einander bestehen und sich aus der Fülle der in ihnen ruhenden Kraft entwickeln können. Dann wird man „dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

XXXI.

Die Staatskirche.

Mit vieler Mühe und unter schweren Kämpfen hatte das Christenthum sich Duldung errungen, so dass es als eine besondere Religion neben den übrigen im römischen Staate geduldeten Religionen bestehen durfte. Unerwartet schnell sollte es aus dieser Stellung emporsteigen zur Herrschaft über diejenigen Gemeinschaften, welche bis dahin mit Verachtung auf dasselbe geblickt und es nicht hatten aufkommen lassen wollen. Der nachdenkende Beobachter muss staunen, wie es möglich geworden ist, dass das Christenthum Staatsreligion wurde.

Diese Verwandlung der christlichen Gemeinschaft in die Staatskirche ist durch Constantin den Großen geschehen; und es ist unsre Aufgabe, soviel wir können, diese That zu begreifen.

Viel ist darüber gestritten worden, was Constantin dazu veranlasste, sich mit solcher Entschiedenheit der Christen anzunehmen. Einige versuchen ihn als einen von der Wahrheit tief durchdrungenen Menschen hinzustellen, für dessen Sendung also die Christen Gott ganz besonders zu preisen hätten. Diese meinen, er wäre persönlich ein rechtes Vorbild für andere Herrscher und hätte ein Werk zu Stande gebracht, für welches man ihm zum ewigen Danke verpflichtet wäre. Andere sehen in dem Kaiser nur den klug berechnenden Politiker, der gar keine Zuneigung zu den Lehren der Christen kennt, dem sie wohl gar zuwider gewesen sind, der aber dennoch die Heuchelei soweit ge-

trieben habe, daſſ er ſich als Freund des Chriſtenthums zeigte, um ſeine Gegner zu überwinden. Darnach wäre denn ſeine That auch gerichtet, und man könnte nur Nachtheile darin für das wirklich chriſtliche Leben ſehen. — Bei unbefangener Prüfung haben weder die Erſten noch die Zweiten Recht, und man findet in Conſtantin mehrere verſchiedene und ſich theilweiſe widerſprechende Beweggründe. Es hat wahrſcheinlich das Chriſtenthum ſchon in ſeiner Jugend einen Eindruck auf ihn gemacht. Sein Vater Conſtantius Chlorus war demſelben zugethan und ſchützte in ſeinen Provinzen die Chriſten, ſoviel er vermochte. Seine Mutter Helena hat mit ganzem Gemüthe ſich der chriſtlichen Gemeinſchaft angeſchloſſen; und man kann wohl auch bei Conſtantin annehmen, was ſich ſo oft in der Geſchichte wiederholt hat, daſſ er die erſten beſſern Eindrücke ſeines Lebens von der Frömmigkeit ſeiner Mutter empfing. Wenn auch das, was ſein Vater im Chriſtenthume ſah, noch ſehr fern von der Wahrheit lag, da er Chriſtum als einen beſondern Gott neben den heidniſchen Göttern betrachtete; und wenn auch ſeine Mutter noch nicht recht in die Tiefe der Wahrheit eingedrungen ſein mochte: ſo muſſte doch Conſtantin auch nach dieſer flüchtigen Bekanntſchaft ſchon die chriſtliche Religion für beſſer, nüchterner, verſtändiger halten, als das Heidenthum. Er lebte darauf als Jüngling bei Diocletian zu Nicomedien und ſah hier den blinden Haſſ gegen eine Gemeinſchaft, für welche er Theilnahme empfand. Die Verfolgung der Chriſten, welche er zu ſehen bekam, muſſte ihn von der Schlechtigkeit des Heidenthums überzeugen. Dennoch konnte er ſich nicht entſchließen, ein Chriſt zu werden, ſondern blieb, auch als er 306 Auguſtus geworden war, der vorherrſchenden Religion treu. Ein gewiſſes dumpfes Gefühl ſeiner Abhängigkeit von höhern Weſen muſſ in ſeinem Innern gelegen haben, denn 308 hat er dem Apollo Geſchenke dargebracht. Er iſt alſo nicht gleichgiltig gegen die Religion überhaupt geweſen und ſcheint damals der vielfach verbreiteten Anſicht gehuldigt zu haben, daſſ Heidenthum und Chriſtenthum neben einander beſtehen könnten. Bis zu ſeinem acht und drei-

ßigsten Lebensjahre ist er Heide geblieben. Und die Art, wie er zum Christenthum sich bekehrt haben soll, zeigt, dass er nicht frei von Aberglauben gewesen ist. Wie er selbst später erzählte, so ist ihm, als er gegen Maxentius Krieg führte, bei hellem Sonnenscheine am Nachmittage plötzlich am Himmel ein Kreuz erschienen, über dem gestanden habe: „Durch dieses wirst du siegen!“ In der darauf folgenden Nacht sei ihm dann Christus im Traume entgegengetreten und habe ihm gesagt, er solle eine Fahne mit jenem Zeichen seinen Truppen vorantragen lassen und werde so den Sieg erringen. — Auch diese bekannte Erzählung ist sehr verschieden aufgefasst und beurtheilt worden. Einige wollen darin ein Wunder sehen, dessen sich Gott bedient hätte, um den Christen zu helfen. Andere, die weniger wundersüchtig sind, wollen das Vorgefallene als eine Erscheinung betrachten, welche nur die Einbildungskraft dem Kaiser vorgezaubert habe. Manche sind auch der Ansicht, dass Constantin die Erzählung erfunden habe, um seinen Uebertritt zum Christenthum vor den Menschen zu rechtfertigen und auch Andere herüberzuziehen. Aus der Art aber, wie der Kaiser selbst davon gesprochen hat, scheint am ehesten hervorzugehen, dass er sich über den Vorgang selbst nicht klar gewesen ist und an Dinge geglaubt habe, welche vor einer klaren Auffassung des Lebens nicht Stich halten. Dass in seinem Gemüthe manche Unklarheit wohnte, zeugt wohl auch zur Genüge seine Ansicht über die Taufe, die er erst auf seinem Todtenbette wünschte.

Zu dieser Hinneigung Constantin's zu den Christen sind unstreitig noch andere Gründe dazu gekommen, die auf seinen Entschluss zu Gunsten der christlichen Kirche einen Einfluss übten. Er hat in dem Evangelium Jesu auch eine Tilgung seiner Sünden zu erlangen gehofft. Die Grausamkeiten, welche er sich gegen seine Angehörigen erlaubt hatte, indem er sogar seinen eignen Sohn tödtete, lagen schwer auf seinem Gewissen, und er sah sich nach Beruhigung um. Die heidnischen Priester erklärten, für gewisse Vergehungen keine Vergebung zu haben. Die christlichen Geistlichen aber wiesen in unverständlicher Weise auf Den

hin, der „unsre Sünden auf sich nimmt". Und Constantin hat sich in diese Vorstellung hineinzuleben gesucht und in den Versicherungen des christlichen Klerus eine Art Beruhigung empfunden. Auch hiermit ist seine kluge Berechnung im Bunde gewesen: er mochte auch in den Augen der Menge sich für gerechtfertigt halten, wenn seine Geistlichen für das Gute, was er ihnen that, ihm Vergebung und Rechtfertigung verhießen.

Viel hat gewiss auf seinen Entschluss ferner die Erkenntniss eingewirkt, dass er mit seiner Erklärung, er sei Christ, ein großes politisches Uebergewicht erlangte. Das konnte ihm nicht entgehen, dass die Christen die besten Kämpfer im Heere wären, durch ihre sittliche Zucht und durch ihre Todesverachtung; und dass er den Sieg davon tragen werde, wenn er sie zu der Ueberzeugung gebracht hätte, dass sie zugleich für ihren Glauben kämpften, indem sie unter seinen Fahnen stritten. Tausende fielen ihm zu, die für ihn Alles duldeten, sobald er auf die Seite der Christen getreten war. Der glänzendste Erfolg rechtfertigte seine Berechnung. Sobald er 312 und 313 mit Licinius Toleranzedicte gegeben hat und den Christen die Kirchen zurückerstattet waren, nöthigte er auch Maximinus sich ihm anzuschließen, und bald theilte er die Herrschaft der Welt nur mit Einem. Da dieser aber, Licinius, sich verleiten ließ, dem Christenthum wieder abtrünnig zu werden, rief Constantin dasselbe auch gegen ihn in den Kampf und trug einen vollständigen Sieg davon. So von der Richtigkeit seiner Beurtheilungen überzeugt, tritt er als Alleinherrscher mit voller Entschiedenheit für die Religion auf, welche sich ihm so nützlich erwiesen hatte.

Doch noch etwas Besseres als bloße Berechnung finden wir in der Handlungsweise des Kaisers. Er zeigt auch einen richtigen geschichtlichen Blick; und es ehrt ihn, dass er seine Zeit verstand. Aber wir ersehen auch zugleich, dass er die Vergangenheit des menschlichen Geschlechtes durchdacht und sich ein Urtheil darüber gebildet hatte. Er war sich bewusst, dass die heidnischen Religionen sich erschöpft und ihre Aufgabe, zur

Erziehung der Menschen zu wirken, erfüllt hatten. Die Hohlheit ihrer Begriffe konnte ihm nicht verborgen bleiben; er musste einsehen, dass der Mensch etwas Edleres bedurfte, dass er ohne inneres Leben, ohne Religion nicht zu bleiben vermochte und also dem Christenthum die Zukunft gehörte. Er hat geahnt, dass die Religion Jesu zur Herrschaft über die Welt bestimmt sei und eine Kraft in sich trage, die neue Gestaltungen hervorrufen werde. Hierin ist Constantin wahrhaft groß gewesen und hat sich des Ruhmes, ein Beherrscher der Welt zu sein, würdig gezeigt.

Ist denn also Constantin wirklich ein Christ geworden, oder hat er sich nur als solcher gestellt? — Er hat jedenfalls Etwas vom Christenthum in sich aufgenommen, hat dasselbe geehrt, die Glaubenssätze, welche man ihm mittheilte, als wahr befunden. Aber zum rechten Christen hat ihm doch noch viel gefehlt. Denn in die Lehre Jesu eingedrungen ist er nicht; die hohe Bedeutung derselben, welche eine geistige Verehrung Gottes im Herzen und Leben verlangt, hat er nicht zu würdigen verstanden. Sonst würde sein Wandel nicht soviel offenbar Unchristliches enthalten haben. Wir finden in seiner Person Heidnisches und Christliches vermischt und dürfen, um gerecht zu urtheilen, nicht vergessen, wieviel Verschiedenartiges in jedem Menschen wohnt, und dass Niemand von uns sich im vollen Sinne des Wortes einen wahren Christen nennen darf.

Seinen bewundernswerthen politischen Scharfblick zeigt Constantin auch in der ruhig besonnenen Haltung, womit er Schritt vor Schritt in seinen Plänen vorangeht. Er hat nicht mit Einem Schlage das Heidenthum vernichten und das Christenthum zur Herrschaft bringen wollen. Allmälig sollten seine Völker sich von ihrem heidnischen Wesen entwöhnen und aus Ueberzeugung zum Christenthum übertreten. Daher haben wir eine ganze Reihe von Edicten von Constantin, welche diese Umgestaltung des Denkens und Lebens herbeiführen sollten. Im Jahre 319 erschien ein Gesetz, welches die Opfer in Privathäusern verbot. Als Grund konnte angegeben werden, dass damit ein Missbrauch getrieben würde, der gewissermaßen die Götter beleidige. Man konnte noch allen-

falls glauben, daſſ dieses Gesetz zum Schutze des heidnischen Götzendienstes dienen sollte. Waren aber die Opfer in den Häusern nicht mehr Sitte, so fing man an, seltener an die Götter zu denken, und erfuhr auch, daſſ man dennoch glücklich lebe. Vorläufig blieb der öffentliche Götzendienst in den Tempeln bestehen, doch musste er weniger Bedeutung haben, da seine Verbindung mit dem heidnischen Leben in den Familien gelockert war. — Etwas später trat der Kaiser in seinen Erlassen als Vertheidiger der christlichen Religion auf. Er wies in denselben darauf hin, wie er selbst durch Erfahrung sich von der Vortrefflichkeit des Christenthums überzeugt hätte, und daſſ Gott sich für dasselbe entschieden habe, da er ihn zum Siege geführt hätte. Er erklärte ausdrücklich, daſſ er Niemanden zwingen wolle, ein Christ zu werden, sondern daſſ er nur einen Rath ertheilen möchte, sich der Religion anzuschließen, die so viele Vorzüge hätte. — Um das Heidenthum zu verdrängen, musste nun sorgfältig aufgepasst werden, ob dasselbe sich etwas gegen die bestehenden politischen Gesetze erlaube. Da bei den Festen der Heiden oftmals große Aufzüge veranstaltet wurden, so fehlte es nicht an Vorfällen, welche als „Ausschweifungen" geahndet werden konnten. Wo dergleichen geschehen war, wurden die heidnischen Tempel von Staats wegen geschlossen. So geschah es zu Heliopolis in Phönizien. An den Stellen aber, wo ein heidnisches Gebäude nicht mehr benutzt werden durfte, baute Constantin christliche Kirchen und beschenkte diese reichlich. Durch ihn entstand eine bedeutende Anzahl Gotteshäuser, die auch zugleich so ausgestattet wurden, daſſ sie äußerlich nicht den Heidentempeln nachstanden und auch dadurch auf die Menge gewirkt werden konnte. Sobald Constantin sich anfing, sicher zu fühlen, ließ er die Todesstrafe über diejenigen aussprechen, welche noch zu opfern wagten. Die Christengemeinden dagegen wurden in jeder Weise begünstigt, ihre Geistlichen erhielten bedeutende Einkünfte und konnten bald als „ansehnliche" Leute auftreten. — Endlich hieß es, daſſ nur Christen zu den Staatsämtern zugelassen werden würden. Die Heiden, welche noch im Dienste des Staates waren, geriethen daher immer mehr in Ver-

achtung, die Meisten nahmen deshalb auch das Christenthum an, und der römische Staat bekam von Tag zu Tage ein anderes Aussehen. Mit Riesenschritten verbreitete sich nun die Lehre Jesu in mehr oder weniger reiner Auffassung und gelangte zum Gefühle der Sicherheit. Die Welt wurde eine andere, das Christenthum prangte im Glanze einer Staatsreligion.

Die Folgen dieser Veränderung sind so gewaltig gewesen, dass sie der Kirche ein ganz anderes Gepräge aufgedrückt haben. Es war zunächst der christlichen Gemeinschaft sehr erwünscht, dass sie eine Zeit der Ruhe und Erholung erhielt, die ihr nach den Verfolgungen zu gönnen war. Andauernde Angriffe und Unterdrückungsversuche kommen in der Geschichte nicht mehr vor, denn der Kaiser Julianus vermochte nicht mehr die christliche Kirche aus ihrer einmal angenommenen festen Stellung hinauszutreiben. Nach den schweren Kämpfen, welche die Christen bestanden hatten, musste man sich freuen, dass es ihnen jetzt gestattet war, öffentlich in ihren Gotteshäusern zusammenzukommen und ihre Ansichten frei auszusprechen. Auch mussten sie dankbar dafür sein, dass sie eine mächtige Unterstützung durch das Staatsoberhaupt erhielten. Es kam von jetzt ab eine schöne äußere Ordnung in ihre Angelegenheiten: die Gebäude, welche sie brauchten, wurden ihnen vom Staate erbaut, auch äußerlich geschmückt, sie standen unter besonderer Aufsicht der kaiserlichen Beamten. Für ihre Geistlichen hatten sie selbst wenig zu sorgen, der Kaiser ließ sie unterhalten. Kurz, die Christenheit hatte ein schönes Haus bekommen, in dem sie frei wohnen durfte; es ging ihr wie einem reichen Erben, der Güter in Menge empfängt und sich nur seines Daseins zu freuen hat. Die Vorrathskammern sind gefüllt, unermesslich ist der Ertrag des Einkommens, es schließen sich schön die Besitzungen an einander, und überall sind die Mittel vorhanden, mehr dazu zu erwerben. — Es wäre sehr überspannt, einen solchen glücklichen Erben zu bedauern und ihm Armuth und Noth zu wünschen, weil er seine Vortheile missbrauchen könnte. Aber ob ihm nicht Entbehrung heilsamer wäre und zur Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten mehr beitragen würde, kann man nicht wissen. Die christliche

Kirche, welcher man die Ruhe und Erholung und die äußere Ordnung von Herzen wünschen mochte, ist dadurch doch in sich eine andere geworden, sie hat ihr Glück nicht vertragen können. Die Nachtheile, welche mit der Einführung der Staatskirche verbunden gewesen sind, überwiegen die augenblicklichen und äußern Vortheile.

Die Kirche hat damit ihre Unabhängigkeit eingebüßt. Bis dahin hatte sie kühn behauptet: „Einer ist unser Meister, Christus," und ihm nur wollte sich Jeder unterwerfen, seine Worte sollten gelten, sein Geist sollte herrschen. Jetzt trat neben das unsichtbare Oberhaupt noch ein sichtbares, der Kaiser. Dieser wurde der erste Bischof und konnte und wollte den übrigen Bischöfen nicht gleichstehen. Von freier Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten konnte nicht mehr die Rede sein. Die Christenheit fühlte sich Constantin verpflichtet, musste ihn dankbar verehren und Alles vermeiden, was ihn kränken oder vielleicht auf andere Gedanken bringen konnte. Man begann sich um seine Gunst zu bewerben, weil davon soviel für das äußere Gedeihen der Gemeinschaft abhing. Es war also der kaiserliche Wille, welcher die Synoden zusammenrief, so oft und wo es ihm beliebte. Was der Kaiser wünschte, wurde berathen, bei den Abstimmungen nahm man besonders auf seine Wünsche Rücksicht; und Viele stimmten gegen ihre eigene Ueberzeugung mit dem Landesherrn, um ihn nur sich günstig zu erhalten. Und wenn auch eine christliche Versammlung ihrer Meinung im Gegensatze zu den Ansichten des Staates einen Ausdruck zu geben versucht hätte, so war ihr Beschluss ohne die Genehmigung des Staatsoberhauptes bedeutungslos. — Wenn es schon zu bedauern war, dass die Geistlichen in den Berathungen der Christen ein Uebergewicht ausübten, so wurde jetzt die Knechtschaft vollständig; denn eine fremde nicht kirchliche Macht, die nach politischen Zwecken handelte, beherrschte das religiöse Leben. Einen bedauernswerthen Anblick bieten daher von jetzt ab die Zusammenkünfte der Christen: kaiserliche Bevollmächtigte sitzen meistens obenan, oder kaiserlich gesinnte Bischöfe stolziren einher und suchen durch Schaustellung ihrer Mei-

nung zu imponiren. — Dadurch ist denn die Lehrfreiheit beschränkt. Die verschiedenartigsten Auffassungen des Christenthums hatten sich schon früher geltend gemacht, und manche heidnische und jüdische Anschauungen waren schon in die einfache Lehre des Evangeliums eingedrungen; aber solange es der christlichen Kirche verstattet war, ohne äußere Einflüsse der weltlichen Macht die Wahrheit zu suchen, durfte man auch mit Sicherheit erwarten, dass sie immer wieder zu dieser zurückkehren werde. Seitdem man aber nicht mehr die Wahrheit, sondern das von dem Staate anerkannte Bekenntniss festzuhalten genöthigt wurde, stand es mit der Forschung sehr übel. Und man darf sich nicht wundern, dass sich alsbald eine Erstarrung des wissenschaftlichen Strebens kund giebt. — Doch auch auf den Gottesdienst der Gemeinde übte die Einführung der Staatskirche ihren verderblichen Einfluss. Dieser durfte nicht mehr als eine freie Vereinigung der Gemeinschaft angesehen werden, an welcher man sich aus innerm Bedürfniss betheiligte; er wurde vorschriftsmäßig vollzogen, die Formen desselben sind auch immer mehr fest gestellt, er sollte ja die Opferceremonien vertreten, an welche die Heiden gewöhnt waren. Vorschriftsmäßige Gebete wurden ausgeschrieben; und der Staat, wenn er die Kirche als sein Eigenthum betrachtete, hielt auch eine Beaufsichtigung der Gemeindeversammlungen, welche zu gottesdienstlichen Zwecken gehalten wurden, für nothwendig. Bald genug hat die kaiserliche Regierung es auch begriffen, dass sie in den Gottesdiensten ein Mittel besitze, auf den blinden Gehorsam des Volkes einzuwirken. — Vor Allem nachtheilig war die neueingerichtete Staatskirche aber für die Geistlichen. Diese hörten auf, „Diener der Gemeinde" zu sein, als sie „Diener des Staates" geworden waren. Sie traten nicht mehr aus der Gemeinde selbst heraus, durch das Vertrauen ihrer Brüder berufen; die Staatsbeamten zogen sie hervor und stellten sie über die Gemeinden. Vom Staate empfingen sie ihren Sold, ihm waren sie deshalb auch in erster Linie verpflichtet, weil ihnen bei dem geringsten scheinbaren Versuche des Ungehorsams ihre Stelle gekündigt werden konnte. Eitle Männer haben sich

durch den größern Glanz blenden lassen und Constantin gepriesen, dass er gerade soviel für die Geistlichkeit gethan hätte. Die aber tiefer blickten, mussten trauern, dass auch über die Kirche ein Beamtenthum gestellt wurde, welches das Wesen des Christenthums gefährdete. Die Würde der Geistlichen, welche in ihrer frühern Freiheit beruhte, ging verloren, da sie mit glänzendern Einkünften „kaiserliche Diener" wurden. — Sittlich haben sie dadurch sehr gelitten. Denn ihr Sinn wurde immer mehr auf das gelenkt, was ihnen zum Ersatz für den Verlust ihrer Unabhängigkeit geboten wurde, auf weltlichen Besitz und weltliche Ehre. Nach Geld und Gut fingen sie an zu streben, für ihre Kirche bemühten sie sich um Erbschaften, den Großen der Erde suchten sie sich gleichzustellen, um Herrschaft über Andere rangen sie. Daher auch schon sorgfältig unterschiedene Titel, Rangstreitigkeiten sich unter ihnen finden. Wie wurde aber der Heuchelei Thür und Thor geöffnet, wenn man wusste, dass man durch Gunst der Gewalthaber zu den besten Stellen gelangte! Wie Viele von den Geistlichen sind nun dadurch emporgekommen, dass sie eine Richtung zur Schau trugen, von welcher sie in sich wenig oder nichts wussten, die aber den hohen Staatsbeamten erwünscht war!

So glänzend die Staatskirche unter Constantin hervortritt, und soviel verblendete Schriftsteller diese Einrichtung des Kaisers gepriesen haben, so müssen wir doch einsehen, dass es der wahren christlichen Kirche zum Verderben gereichte, dass sie in ein Staatsinstitut verwandelt wurde. Ihr eigentliches inneres Leben trat zurück und verlor sich immer mehr; sie hatte eine Uniform bekommen, welche sie zu einer Maschine macht, das wahre fromme Leben wurde durch verweltlichte Geistliche wenig oder gar nicht gepflegt. Die christliche Kirche sah ihr Ziel nicht mehr in seiner Reinheit vor Augen; sie sollte nicht ein Gottesreich, sondern eine Dienerin der Menschenreiche sein.

Unter den römischen Kaisern erhielt sich die Staatskirche, wenn auch bei einigen der Einfluss der bürgerlichen Obrigkeit auf die Kirche sehr gering gewesen ist. Als aber die weltlichen Reiche zerfielen und die Völkerwanderung die bestehenden Staaten

auflöste und neue bildete, da bietet sich uns ein eigenthümliches Schauspiel dar, dass nämlich die Kirche sich über den Staat erhebt und einen Kirchenstaat bildet. Man könnte die Sache ungefähr so ansehen: Der Staat als Vater erzieht die Kirche als seine Tochter und stattet sie reichlich mit allen Vorzügen aus, die er ihr nur zu geben vermag. Er ist der Meinung, das Kind werde diese väterliche Sorgfalt stets dankbar anerkennen und immer fein gehorsam sein. Aber die Tochter fühlt ihre Kraft und freut sich des Gebietes, das ihr abgetreten ist; und da ihr der Staat morsch geworden zu sein scheint und seine gesunden Säfte verloren hat, so ergreift sie die Herrschaft und verlangt Gehorsam. — Es sind die Geistlichen, welche es Constantin verdanken, dass sie so mächtig geworden sind, die von der Idee ergriffen werden, dass alle weltlichen Reiche sich ihnen unterzuordnen haben. Sie stellen die Ansicht auf: das Christenthum enthält die Wahrheit und ist daher zur allgemeinen Herrschaft berufen. Alle Verhältnisse sollen durch dasselbe geordnet werden, alle Menschen haben sich ihm zu unterwerfen. — Wenn wir unter dem, was Christenthum genannt wird, die Lehre Jesu verstehen, so würden wir diese Behauptung als vollkommen wahr erkennen. Denn das Evangelium, rein gefasst, und die Wahrheit sind Eins. Und sicher glauben wir Alle, dass die Wahrheit Alles durchdringen, beleben und beherrschen muss. Der gewaltige Fehler des Mittelalters, welches den Kirchenstaat will, besteht aber darin, dass „Kirche" und „Christenthum" als dasselbe angesehen werden. Und „Kirche" ist in dieser Auffassung nicht etwa die „unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen", sondern die verweltlichte päpstliche Hierarchie. Und so erscheint uns die mittelalterliche Kirche als eine große Verirrung. Eine menschliche Person, der Papst, soll unfehlbar sein, ihn umgeben die Würdenträger der Kirche, die nach ihrer Meinung Alles bestimmen wollen, Könige ein- und absetzen, Abtrünnige in den Bann thun, Einigen die Sünden vergeben, Andern sie behalten. Darin zeigt sich uns eine grenzenlose Verwirrung aller Begriffe und eine empörende Anmaßung der Geistlichkeit.

Nachdem der Kirchenstaat eine Zeit lang sich behauptet hatte und zuweilen nahe am Ziele zu sein glaubte, wenn er nämlich an einem besonders schwachen Oberhaupte des Staates seine Macht auszuüben vermochte; so ist sein Regiment beim Beginne der neuern Zeit zusammengestürzt und hat sich nicht wieder erheben können. Wie sehr auch von Rom aus daran gearbeitet wurde, die mittelalterliche Hoheit wieder zu erringen, es ist bisher nicht gelungen. Und wenn auch die Netze kühn und klug über Europa ausgespannt werden und jener schlagfertige Orden, der durch den Zweck die Mittel geheiligt glaubt, seine Fäden über die ganze Welt verbreitet hat; so ist doch nicht zu fürchten, dass derselbe Irrthum in gleicher Gestalt noch einmal in der Weltgeschichte auftreten werde. Die Reformation hat der mittelalterlichen Hierarchie den Todesstoß gegeben. Zu bedauern ist nur, dass sie selbst keine Lösung für die Frage nach dem Verhältniss der Kirche zum Staate gefunden hat. Sie hatte nicht den Muth, die christliche Gemeinschaft zu der Reinheit der Apostelkirche zurückzuführen und ihr so die volle Unabhängigkeit wieder zu geben. Man fürchtete nach den menschlich wohl begründeten Erfahrungen, dass die christlichen Gemeinden nicht mehr den ursprünglichen Geist des Erlösers besäßen und sich darum nicht behaupten würden, wenn man sich nicht nach weltlichen Stützen umsähe. Von dem Kirchenstaate riss sich daher die Reformation zwar los, aber sie kehrte aus Besorgniss vor den sie äußerlich bedrohenden Gefahren zu dem alten Experimente der Staatskirche zurück. Die Reformatoren suchten die Unterstützung der Großen, wandten sich an die Churfürsten und Landgrafen und freuten sich der Hilfe, die ihnen zu Theil wurde. Die Großen dieser Welt aber begriffen den Vortheil recht gut, der ihnen daraus erwachsen musste, dass die Kirche wieder abhängig vom Staate wurde; und sie gingen bereitwillig auf den Bund mit den Stiftern der protestantischen Gemeinden ein. Vollständig durchführen hat sich aber die Staatskirche nur in wenigen Ländern lassen; in den deutschen Staaten, die eine protestantische Regierung haben, ist deshalb

eine unglückliche Halbheit entstanden, die zu einem gekünstelten Abwiegen der Rechte des Landesherrn und der religiösen Gemeinden führt, woraus schon unendlich viel Streit entstanden ist. Die allein richtige Ordnung dieses Verhältnisses ist der Zukunft vorbehalten. Und diese wird erkennen, daß nicht in der Staatskirche, auch nicht im Kirchenstaat, sondern in dem **„christlichen Staate“** das Heil zu finden ist.

XXXII.

Rückblick und Aussicht.

Wenn der Wandrer eine Strecke seines Weges zurückgelegt hat, so steht er still und schaut sich um, weil er übersehen will, wo er gegangen ist. Nun erblickt er die Thäler, durch welche sein Pfad ihn führte, und die Berge, über die er steigen musste, er sieht die Abgründe, an denen er wandelte, die starren Felsen, welche ihm die Aussicht verbargen, er schaut die mannichfaltigen Krümmungen der Flüsse, die ihn in seinem Laufe aufhielten Und jetzt erst wird ihm der Zusammenhang klar, der in Allem herrscht, das ihm begegnete, und den er früher nicht bemerken konnte. Was ihm in unmittelbarer Nähe Schrecken erregte, erscheint jetzt nicht gefährlich, sondern nothwendig zum Ganzen. Es musste Alles so kommen, wie es geschehen ist; er kann nur staunen über die Schönheit, die er überall wahrzunehmen vermag.

Sie haben auch mit mir eine weite Wanderung zurückgelegt. Es waren drei Jahrhunderte, durch die wir uns hindurch zu arbeiten suchten. Wir sahen während derselben das Christenthum vorbereitet in den Religionen, die vor demselben schon da waren. Es trat nicht abgerissen von aller menschlichen Entwicklung auf, sondern schloss sich innig an das Bestehende an und ging aus demselben still und schön hervor, von der Kraft des Geistes getrieben. In der heidnischen Religion der Griechen und Römer sahen wir die Ahnung von einem höhern Wesen, das aber noch in menschlicher Weise beschränkt gedacht wurde, indem man ihm eine leibliche Gestalt beilegte und seine Thätigkeit in

unendlicher Weise zersplitterte. Das Leben dieser alten Völker bot uns aber herrliche Beispiele von Tugenden dar, die bis auf den heutigen Tag zur Nacheiferung auffordern. In einzelnen Männern überraschte uns die Tiefe der Einsicht und die Größe der Gesinnung, indem es bei ihnen hieß: Alles für das Vaterland! Und Andere zeigten uns eine Selbstverleugnung, die sich mit wahrer Selbstbeherrschung dem Dienste Anderer widmet und in erhabener Hoffnung getrost dem Tode entgegengeht. Und im träumerischen Oriente hörten wir von den tiefsinnigen Ideen des Alles erfüllenden Gottes, der in jedem Geschöpfe sich offenbart, doch aber auch wieder in dreifacher Stufenreihe sich noch besonders des menschlichen Geschlechtes annimmt, um es zu erziehen. Einzelne Religionssysteme zeigen uns den Anfang der sittlichen Erkenntniss, indem sie von dem Gegensatze zwischen dem Guten und Bösen handeln; sie können sich aber nicht anders helfen, als dass sie zwei sich bekämpfende Gottheiten annehmen, das Licht und die Finsterniss. Viel gereifter trat uns das Judenthum entgegen mit der großen Idee seines Jehovah, der nicht bildlich vorgestellt werden soll, dem aber das bedürftige Gemüth alle Eigenschaften beilegt, die demselben zur Beruhigung dienen können. Mit begeisterter Liebe strömt das Lob dieses Einzigen durch die Psalmen; er wird gepriesen als „gnädig" und „gerecht". Ein Sittengesetz besitzt dieses Volk in seinen zehn Geboten, über das nicht hinausgegangen werden kann. — Und nachdem das Christenthum so vorbereitet ist tritt es selbst mit seinem herrlichen Glanze hervor und strahlt segnend über dem menschlichen Geschlechte. Alle einzelnen religiösen Erscheinungen früherer Jahrhunderte sind in ihm vereinigt; es fasst, was der Verstand und das Gemüth des Menschen nöthig hat, auf die einfachste Weise zusammen. In dem Leben Jesu erscheint uns die reinste Frömmigkeit mit der höchsten Sittlichkeit verbunden. Ueber seine Lippen kommt nur Wahrheit, wie sie in seinem Herzen lebt, und wie sie in jedem menschlichen Wesen mächtigen Anklang findet. Wahrhaft vollendet ist sein Wirken: der Ausdruck der Liebe, welche das Höchste ist. Obgleich er wenig verstanden wird und die verschiedenste Auffassung

erfährt, so wirkt doch sein Geist in seinen Jüngern fort, welche eine Gemeinschaft bilden, die einzig in der Weltgeschichte dasteht. Die erste Christengemeinde ist durch den Geist zu Stande gebracht und wird durch ihn allein zusammengehalten. Als Säulen derselben stehen die Apostel da, der feurige Petrus, der klare und verständige Jakobus, der Jünger der Liebe Johannes und der rastlos thätige Paulus. Ein frohes und lebendiges Leben gestaltet sich um sie, es erwachen große Gedanken, es beleben sich die Empfindungen, es sind „viele Gaben, aber es ist Ein Geist.“ — Fest steht diese Gemeinde auch in allen Anfeindungen. Sie weiß einen heldenmüthigen Widerstand ihren Verfolgern entgegenzusetzen. Ohne dass sie sich zum Tode drängen, fehlt es doch den Christen nicht an der Treue, für ihre Ueberzeugung Alles zu leiden. Und auch die Gefahren, welche ihnen durch die Verirrungen ihrer eigenen Freunde bereitet werden, überwinden sie in ihrem redlichen Streben nach Wahrheit.

Im zweiten und dritten Jahrhunderte sahen wir dann eine reiche Entwickelung der christlichen Lehre. Es trat der Wunsch hervor, die Grundsätze der Gemeinde festzustellen und die Berichte über die Entstehung des Christenthums zu sammeln. Man wollte Schriften haben, auf die man sich berufen könne, und stellte deshalb das „neue Testament“ zusammen. Wir suchten uns ein Urtheil über dieses Buch zu bilden und fanden seinen großen Werth darin, dass es ein Zeugniss von dem christlichen Denken und Leben seiner Zeit ablegt. — Und weiter sahen wir die Vermischung der Wahrheit mit irrthümlichen Ansichten, wie sie sich in den Sekten darstellt. Was aus der Vermengung christlicher Gedanken mit einseitigen jüdischen Irrthümern entsteht, zeigte sich uns in den Ebioniten; wie die Wahrheit des Evangeliums durch die Berührung mit den indischen und persischen Lehren verunreinigt wird, davon belehrte uns die Geschichte der Manichäer; und dass die griechische Philosophie auch nicht fähig ist, in ihrer beschränkten Auffassung die Tiefe des Evangeliums zu verstehen, haben uns die Gnostiker bewiesen. — Aber eine unverfälschte Ausbildung des Christenthums trat uns in den

Schulen entgegen, von denen jede ihre Eigenthümlichkeit hat, wenn auch der Geist des Evangeliums durch alle weht. Eine besonders praktische Richtung zeigte uns die abendländische oder römische Schule, welche weniger wissenschaftlichen Untersuchungen geneigt ist, aber sich um das wirkliche Leben kümmert. Von feuriger Willenskraft durchglüht war die karthagische Schule, welche mit kühnem Sinne eine Unterwerfung aller Verhältnisse unter die Forderungen Jesu verlangte. Aber am tiefsten in den Geist des Christenthums eingedrungen war die Schule zu Alexandria, welche die edelsten und gebildetesten Männer zu den Ihrigen zählte. — Das christliche Leben konnte aber in diesen Jahrhunderten auch nicht unverändert bleiben, da die Regsamkeit so allgemein war: Die religiösen Gebräuche der Gemeinden wurden festgestellt, der Gottesdienst erhielt seine besondere Gestalt; freilich fingen auch abergläubische Vorstellungen an sich geltend zu machen, und man legte auf die Formen einen ungebührlichen Werth. Die sittlichen Grundsätze suchten den Boden des Christenthums fest zu halten; und es zeigte sich dabei der entschiedene Sinn, welcher auch im Familienleben den Geboten des Erlösers nachzukommen bereit ist. Viele Roheiten verschwinden, die Ehe wird würdig aufgefasst, die Sclaverei hört allmälig auf. — Einen bedeutenden Einfluss übt diese Zeit auch auf die Verfassung der Kirche. Die ursprüngliche Gleichheit aller Gemeindeglieder wird nicht festgehalten, der Klerus trennt sich von den Laien und strebt nach Herrschaft. Es entsteht eine Geistlichkeitskirche, und der größere Theil der Gemeinde wird zur Unthätigkeit verurtheilt. — Der heidnische Staat aber schwankt in seinem Verhältniss zur Kirche vielmals, er stellt sich zu Zeiten feindlich ihr gegenüber, gewinnt aber immer mehr die Ueberzeugung seiner Ohnmacht, bis er sich endlich entschließt, eine Verbindung mit der Kirche einzugehen und sie sich dienstbar zu machen. Der Versuch gelingt über Erwarten, da die Christen schon durch ihre Geistlichen an Knechtschaft gewöhnt waren, und in der Staatskirche sehen wir das Christenthum gefesselt und fremden Zwecken unterworfen.

Es zeigt sich uns also in diesen drei Jahrhunderten ein Rückschritt. Was so herrlich anfing, das scheint für diese Welt zu schön; die hohe Idee Jesu leidet bei der Berührung mit den irdischen Schwächen der Menschen und wird in den Staub gezogen. Das Christenthum ist in der Zeit der Apostel rein; aber je tiefer es in die wirklichen Verhältnisse eindringt, um so mehr wird es verhüllt.

Der Wandrer aber schaut nicht nur zurück nach dem lieben Heimathlande, das er verlassen musste; er blickt auch vorwärts auf das Ziel, welches ihm winkt. Und eine innere Stimme sagt ihm: es erwartet ihn in der Zukunft auch eine Heimath; was er verloren zu haben glaubt, findet er schöner wieder. Wohin seine Wege führen, was aus ihm werden soll, das kann er aus der Vergangenheit erkennen. Und so fragen wir uns: welches ist die Zukunft des Christenthums? hat es überhaupt eine Zukunft? Andere Religionen sind untergegangen, die ebenfalls behaupteten, für alle Ewigkeit bestehen zu müssen. Wann sie erschüttert wurden, so überredeten sich ihre Anhänger auch, dass sie einen neuen Aufschwung nehmen und sich reiner entwickeln würden. Sie bemühten sich dann gleichfalls, ihre Lehren geistiger aufzufassen und sie so in Uebereinstimmung mit der Zeit zu setzen. Und doch ging diese über sie fort, und sie sind verschwunden. Ist diese Zeit des Untergangs auch vielleicht für das Christenthum gekommen? hat die Bildung der Gegenwart solche Fortschritte gemacht, dass sie sich nicht mehr mit den Vorstellungen der christlichen Religion vereinigen lässt? Die Naturwissenschaft ist die ungeheure Macht, welche unsre Zeit beherrscht. Und man hat es schon oft ausgesprochen, dass sie eine solche Gewalt erlangt hätte, dass man die kindlichen Vorstellungen der Bibel nicht mehr rechtfertigen könne, und dass damit auch das ganze Christenthum der Vernichtung anheimfallen müsse. Es wird deshalb von Vielen eine neue Religion erwartet, welche mit der Aufklärung unsrer Tage übereinstimmt, also, so zu sagen, eine naturwissenschaftliche Religion. Freilich hat das Christenthum dann seine Versprechungen nicht erfüllt. Denn es machte

den Anspruch, nicht nur eine, sondern die Wahrheit zu sein, welche bis an das Ende aller Dinge gelten müsse. Es verhieß auch ein neues, befriedigendes Leben allen Völkern, es wollte ja „Frieden auf Erden,“ von dem wir bisher noch wenig bemerken können. Und es sagte Jesus: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“ — Wie? hat nun das Christenthum seine Versprechungen nicht erfüllt? hat es sich als unfähig erwiesen, das Glück zu bringen, welches es verhieß?

Sehen wir auf das, was man gewöhnlich für Christenthum ausgiebt, so kann uns dieses freilich zu keinen großen Hoffnungen für die Zukunft aufmuntern. Man versteht so häufig unter der christlichen Religion die kirchlichen Formen, welche durch verkehrten Gebrauch geistlos geworden sind und doch sehr sorgfältig beobachtet werden sollen. Sie sind den Gemeindegliedern vorgeschrieben; und wer sich nicht an sie bindet, wird als unchristlich gescholten. Diese leeren Ceremonien, wie sie bei der Taufe, der Abendmahlsfeier, dem sonntäglichen Gottesdienste vorzukommen pflegen, können das Gebäude des Christenthums nicht halten. Wenn sich dasselbe nicht besser zu stützen vermöchte, als durch seine Formen, so wäre es wohl schon längst dem Tode verfallen. Auch die kirchliche Lehre, welche für die „christliche“ ausgegeben zu werden pflegt, ist vielfach durch Aberglauben und eine gedankenlose Auffassung entstellt. Sie enthält besonders in Bezug auf die Person Jesu solche ungerechtfertigte Ansichten, dass viele Gebildeten sie sich nicht anzueignen vermögen. Aber das Leben, welches man als ein „christliches“ rühmt, hat oft nichts Anderes, als den Namen von dem Erlöser und ist in seinem Innern aus Hochmuth und Unwissenheit zusammengesetzt. Man kann überzeugt sein, wo man sich auf seine vermeintliche christliche Thätigkeit etwas einbildet, da ist gewiss nichts von wahrem Christenthum zu finden, denn das erste Kennzeichen desselben ist Demuth. Aber alle diese Verirrungen sind nur traurige Auswüchse der christlichen Gemeinden. Die Religion Jesu ist nicht in einer kirchlichen Gemeinschaft eingeschlossen, sondern sie lebt als die tiefste Regung des Geistes in den Herzen aller Derer, die nach dem

Reiche Gottes trachten. Die bestehenden kirchlichen Irrthümer haben keine Zukunft, aber die christliche Wahrheit hat sie gewiss. Denn diese besteht in der unumstößlichen Ueberzeugung, dass Gott unser Vater ist und wir als seine Kinder vor ihm leben sollen. Das ist der Glaube des Christen, denn das war der Glaube Jesu. Und mit dieser Lehre ist zugleich die höchste Liebe verbunden, welche das eigne Leben dem Ewigen und den Menschen freudig hingiebt. Wo solche Ueberzeugung und solche Liebe wirklich vorhanden ist, da ist Christenthum, und sonst nirgends. Und über dieses Christenthum hinaus können wir nichts Höheres denken. Versuche nur Jeder, sich noch etwas Vollkommneres vorzustellen, es kann ihm nicht gelingen. Darum wird jeder Einsichtsvolle zugeben, dass wir über das wahre Christenthum nicht hinausgehen können, und dass eine höhere Religion für uns nicht denkbar ist. Noch lange nicht ist die Kraft des Christenthums erschöpft, es hat noch kaum angefangen, sich zu verwirklichen. Denn wo herrscht der Glaube an den Vater im Himmel und durchdringt die Seelen mit heiligender Gewalt? Wo ist das Gebot der Liebe durchgeführt und hat alle Verhältnisse veredelt? Sehr wenig hat unser Geschlecht von dem Wege erst zurückgelegt, der es zu Christo führt. Noch weit, weit erstreckt sich diese Bahn aufwärts und führt an Gefahren vorbei, die viel größer sind, als alle überstandenen; und Schlachten des Geistes müssen noch siegreich durchgefochten werden, in denen alle feindlichen Mächte der Erde sich zornig erheben und um ihr Bestehen kämpfen werden. Dem wahren Christenthum gehört die Zukunft, denn dieses allein führt zur wahren Bildung und zum wirklichen Fortschritt.

Groß ist die Aufgabe, welche das Christenthum noch zu lösen hat, und unendlich die Arbeit, die ihm noch zufällt. Es soll Alles mit seinem Geiste beleben, das Verkehrte unterdrücken, das Gute stärken, das Bestehende verklären und es umgestalten. Zunächst hat es auf den Staat einzuwirken. Dieser soll ein „christlicher“ werden. — Mit dieser Forderung

wird leider oft ein großer Unfug getrieben, indem Einige darunter verstehen, dass der Herrscher sich den „allerchristlichsten" nennen, und dass er die „Geistlichen" als seine besten Freunde ansehen soll, weil sie ihn in seinen Plänen unterstützen. Die Könige, welche man in diesem Sinne die „frommen" genannt hat, haben dann der Kirche auch große Geschenke gemacht, ihr schöne gottesdienstliche Gebäude errichtet und dafür nichts weiter, als ihre eigene Verherrlichung verlangt. — Andere sehen das Christliche eines Staates darin, dass er seine Beamten zum regelmäßigen Besuch der Kirche und zur Feier des Abendmahls zwingt, und dass er allen seinen Unterthanen eine kirchliche Richtung aufzunöthigen sucht. Aber der „pietistische" Staat ist nicht der christliche, wohl eigentlich geradezu das Gegentheil davon. Wenn wir daher auf einen christlichen Staat hoffen, so meinen wir einen Staat, in dem die Grundsätze des Christenthums zur Wahrheit geworden sind. Und dazu wird gehören, dass in demselben Gerechtigkeit herrsche und Jedem das Seine zu Theil werde. Die Willkür muss erst in jeder Beziehung aufhören, dann werden unsre Staaten mit dem ersten Schritte zu wahrer Gerechtigkeit auch dem Christenthum sich nähern. Und in die Strafgesetze selbst muss ein neuer Geist hineinkommen. Es darf nicht mehr, wie es von heidnischem Standpunkte natürlich ist, die Rache gelten, sondern die Güte, welche verzeiht und die Gefängnisse so einrichtet, dass die Verbrecher in denselben nicht moralisch zu Grunde gehen, sondern zur Besserung angehalten werden. Einzelne Strafen, wie die Todesstrafe, würden dann von selbst im christlichen Staate ganz verschwinden, weil sie dem Geiste der Liebe entgegengesetzt sind und auf einem „Richten" beruhen, wie es in der Bibel verboten ist. Ebenso wären die Vorschriften wegen Eidesleistung einer gründlichen Reform zu unterwerfen, damit der Missbrauch, der mit dem Eide so oft getrieben wird, wegfiele. Die verschiedenen Stände müssten auch eine angemessene Gleichstellung erfahren, und der Militairstand dürfte keine Bevorzugung in Anspruch nehmen. Ist es in der Gegenwart nicht möglich, ihn zu entbehren, so sollte doch das Streben einer christlichen Regierung

darauf gehen, ihn zu verringern, damit man sich der Erfüllung des Gebotes der Feindesliebe wenigstens nähere. Eroberungssucht dürfte aber in einem Staate, der sich nach den Forderungen des Evangeliums richten will, nimmer aufkommen. Vielmehr würde solch ein Staat es für seine Pflicht halten, mit allen benachbarten Völkern in Eintracht zu leben, den Verkehr mit ihnen frei zu geben und in jeder Weise zu fördern. Und der christliche Geist der Liebe sollte im Staate zu gegenseitigem Vertrauen führen, alle Parteien zu einem gemeinschaftlichen Streben vereinigen, alle zu Gebote stehenden Mittel für Unterricht und Erziehung verwenden. Von selbst würde es dabei geschehen, dass eine würdige Vertretung des Volkes der Regierung zur Seite stände und der ganze Beamtenstand im Volke seine Wurzeln habe und diesem zu dienen bereit sei. Wie viel ist noch für alle Staaten der Erde zu thun, bis sie in Wahrheit auf dem Grunde des Christenthums ruhen. Es dahin zu bringen, ist die Aufgabe der Zukunft.

Aber auch die Wissenschaft soll durch den Geist des Christenthums neu belebt werden. Das heißt aber nicht, wie die Scholastik es gefasst hat, dass man die Wissenschaft durch kirchliche Glaubenssätze verunstaltet; auch nicht, dass man die heidnischen Klassiker aus den gelehrten Schulen verbannt und dafür die Kirchenväter liest. Das hieße vielmehr auch die Wissenschaft dem Pietismus zum Opfer bringen. Nein, wenn wir eine christliche Wissenschaft fordern, so heißt das: die Wissenschaft soll vollkommen frei sein, dass sie durch keinen Einfluss von Außen gestört werde, sondern der Wahrheit allein nachstrebe und nicht ruhe, bis sie zu einem Verständniss des Lebens gekommen ist. Sie sollte Alles so zu erkennen trachten, wie es in Gott ist, und sich durch keine Vorurtheile, durch keine herkömmlichen Formen und durch keine Menschenfurcht beeinflussen lassen. Unsere Universitäten, diese Pflegerinnen der Wissenschaft, bedürfen im Sinne des lebendigen Christenthums einer Umgestaltung. Und nicht nur einzelnen Wissenschaften, wie der Naturwissenschaft und Medicin, sondern allen, also auch be-

sonders der Theologie und Philosophie, wäre ein Aufschwung zur Freiheit zu gönnen. Nicht ein gleichmäßiges Vorlesen und theilnahmloses Nachschreiben in den Hörsälen kann zum neuen Leben führen, sondern ein gemeinsames Denken und Aussprechen, welches allein die Sache im Auge behält. — Welch eine Arbeit hat auch auf diesem Gebiete der Geist Jesu noch zu vollenden!

Doch sicher sollen auch alle unsre religiösen Gemeinschaften christlich werden. Denn noch sind es unsre kirchlichen Verbände nicht. Sie haben einzelne Wahrheiten aufgenommen; und etwas von dem bessern Leben findet sich in allen, weil überall, wo man ein höheres Wesen verehrt, auch etwas von dem Evangelium zu finden ist. Aber welche Irrthümer stehen noch daneben, welche verkehrten Gebräuche haben sich eingeschlichen! wie viele todte Mitglieder zählt noch jede religiöse Gemeinschaft! — Einen schweren Kampf hat das Christenthum in den Kirchen mit dem in ihnen herrschenden Heidenthum zu bestehen. Es wird noch viel Zeit dazu gehören, bis es hier den Hochmuth der Geistlichen gebrochen und sie aus ihrer angemaßten Stellung vertrieben hat. Es soll dann auch die Riesenarbeit vollbringen, die geistige Trägheit der Gemeindeglieder zu überwinden und sie aus ihren angewöhnten Begriffen und Sünden heraus zu reißen. Nicht früher aber, als der Geist Christi die religiösen Gemeinschaften durchdrungen hat, kann in Wahrheit von einer christlichen Kirche die Rede sein. Erst wenn alle sich neben einander dulden und ein Band des Friedens sie umschlingt, wenn sie Ein Ziel zu erreichen suchen; dann kommt die Zeit, welche Jesus verheißen hat.

Und die Familien dürfen nicht zurückbleiben, sondern sind auch berufen, wahrhaft „christlich" zu werden. Wie wird diese Forderung in unsrer Zeit so häufig ganz falsch verstanden! Viel Geschwätz wird von „christlichen Häusern" gemacht, unter denen man leider gewöhnlich solche versteht, welche rechte Herbergen der „Heuchelei" und des „Hochmuths" sind. Diese zwingen ihre Glieder am Morgen und Abend, und vielleicht noch bei den

Mahlzeiten, zum Herplappern eines unvernünftigen Gebetes. Sie verstehen es vortrefflich, die Augen zu verdrehen, können sie in ganz besonderer Weise niederschlagen und den Namen des „Herrn" und „Heilandes" recht oft gotteslästerlich aussprechen. Sie leiden keine andern Bücher, als die Bibel, die sie so lesen, dass sie sich an Gott und Menschen damit versündigen, und die unerquicklichsten, erlogenen Bekehrungsgeschichten. Und auf solche Thaten gestützt, bejammern sie die Welt, zu der sie sich einbilden, nicht zu gehören, die nach ihrer Meinung „verloren" ist, während sie sich selbst für „auserwählt" halten. — Ein christliches Familienleben ist etwas ganz Anderes. In demselben fühlen Alle ihre Abhängigkeit von Gott und erheben sich still in ihrem Herzen zu ihm, beten in ihrem „Kämmerlein" mit Freude und Zuversicht, danken Gott für Alles, was ihnen zu Theil wird, und erkennen sich als seine Kinder. In Liebe sind sie mit einander verbunden, Jeder dient dem Andern, erträgt mit Sanftmuth seine Schwächen, man hilft sich gegenseitig, unterstützt sich in Krankheiten, tröstet sich in schweren Zeiten. — Und sind die Familien erst von dem Geiste des Erlösers durchdrungen, so wird das ganze Volksleben auch dadurch geweiht und veredelt werden. Alles, was gethan und erstrebt, gedacht und empfunden wird, ist dann ein Strahl des göttlichen Geistes; und es ist erfüllt, was der Apostel prophetisch ahnte, wenn er schreibt: „Alles und in Allem Christus!"

Das sind nicht menschliche Wünsche oder Träume, was wir als die Aufgabe der Zukunft bezeichnen, sondern Forderungen des Geistes, die nicht zurückgewiesen werden können. Wie aber werden sie in Erfüllung gehen? Man hat zuweilen geäußert, dass wir großer Männer bedürfen, welche unser Geschlecht weiter führen. Sowie zur Zeit der Reformation und noch mehr bei der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums bedeutende Persönlichkeiten die Menschen fortrissen, so harrt man eines neuen Messias, der uns erlöse. Das scheint mir aber eine nicht zu rechtfertigende Erwartung. Es ist ja möglich, dass Gott auch in der Zukunft durch einzelne Menschen das Volk

anregen will. Aber Niemand wird eine andere Wahrheit aussprechen können, als Jesus es schon gethan hat; und wenn die Menge das Gute nicht selbst verstehen und durchführen will, so wird keine Person ihr nützen. — — Auch giebt es Viele, welche den Fürsten die große Aufgabe der Zukunft zuschieben mögen. Die Häupter der Menschheit, welche in bedeutenden Stellungen sich befinden, sollen vorangehen und ihre Völker mit guten Einrichtungen beglücken. Sehen wir uns aber unter den Großen der Gegenwart um, so gerathen wir in Verlegenheit, wen wir an die Spitze zu stellen hätten. Wie ehrenwerth uns Einige vorkommen mögen, so scheinen sie doch alle dazu nicht geeignet. Ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten sind von der Art, dass sie das selten herauserkennen, was dem innersten Leben des Volkes zu helfen vermag. Sie haben zu viel mit Aeußerlichkeiten zu thun und einen zu engen Gesichtskreis. Und wollten sie sich auch der hohen Aufgabe des Christenthums widmen und Verfügungen zu seiner Durchführung erlassen; so ist sehr die Frage, ob von Oben herab das religiöse Leben des Volkes geweckt werden kann. — Sollen wir denn unsre Hoffnung auf die Gemeinden und auf das Volk setzen? Welche Missverständnisse begegnen uns hier! Wie sind die Glieder der religiösen Gemeinschaften in der Mehrzahl so unentwickelt, so gleichgiltig gegen die Wahrheit! wie finden wir sie so wenig zum Nachdenken bereit! und auf welche Weise sollten sie zu einem männlichen Entschlusse gebracht werden, für den sie mit Leib und Leben einzustehen hätten? Täuschen wir uns nicht! Unser Volk hat zwar vortreffliche Kräfte in sich, aber es fehlt noch viel zu seiner Reife. — Wie wir daher auch suchen, und wohin wir uns wenden, wir können unsre Zuversicht nicht auf Menschen, sondern allein auf **Gott** setzen. Der **ewige Geist**, welcher Alles mit seiner Kraft hervorruft und unser Geschlecht nach seiner unerforschlichen Weisheit regiert, der wird ausführen, was er begonnen hat. Was uns unser Gewissen als eine sichere Aussicht hinstellt, das muss geschehen, die gebieterischen Forderungen dieser innern Stimme Gottes werden erfüllt.

Darum dürfen wir mit heiterm Blick in die Zukunft schauen und getrost auf unserm Wege weiter wandern. Es leuchtet uns als freundlicher Stern das wahre Christenthum voran. Dieses ist unsre Heimath, in der wir allein Frieden finden **Christus unser Ziel und unser Führer!** —

Inhalt des 1. Theiles.

Das erste Jahrhundert.

Inhalt des 2. Theiles.

Das zweite und dritte Jahrhundert.

Höhn'sche Buchdruckerei (Heuser) in Neuwied.

Inhalt.

Harder

Harder's Vorträge über die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums

Neuwied & Leipzig 1869